<36608041760015

<36608041760015

Bayer. Staatsbibliothek

~~A. 104~~
H. Nat. 94. (3 1.4
Hist. nat. Syst. 203.
~~N.° 411.~~

Herrn von Buffons

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

Vierter Band.

Mit k. k. Hofcensurfreiheit.

Troppau,

gedruckt bei Joseph Georg Traßler, und im Verlage der Kompagnie.

1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Naturgeschichte

der

fleischfressenden Thiere.

Allgemeine Betrachtungen
über die
fleischfressende Thiere.

Bisher ist von lauter nützlichen Thieren die Rede gewesen. Ihre Zahl war nicht sehr beträchtlich. Desto größer ist aber die Menge der schädlichen Thiere. Uiberhaupt betrachtet, scheint allerdings die Summe der schädlichen die Anzahl der nutzbaren Geschöpfe weit zu übertreffen. Es ist aber alles zu guten Absichten vorhanden, und in der physischen Welt wird immer durch ein scheinbares Uibel etwas in der That Gutes befördert. Die Natur selbst

ist vor allem Schaden gesichert. Wenn die Zerstörung belebter Wesen ein wirklicher Schade ist, so nehme man doch einmal den Menschen, als einen Theil des allgemeinen Systems der Wesen, und sage dann, ob er nicht unter allen lebenden Wesen die schädlichste Gattung ausmachet? Er allein zerstöret und verwüstet mehr einzelne lebende Geschöpfe, als alle Raubthiere zusammen genommen verschlucken und auffressen können. Sie schaden also nur, als Nebenbuhler, den Menschen, weil sie mit ihnen einerlei Appetit, einerlei Begierde nach Fleisch haben, und, blos zu Befriedigung ihres vorzüglichsten Bedürfnisses, ihnen bisweilen einen Raub streitig machten, den sie gern ihrer ausschweifenden Unmäßigkeit zum Opfer gebracht hätten. Wir denken in der That mehr auf die Befriedigung unserer Schwelgerei, als unserer wirklichen Bedürfnisse. Als geborne Zerstörer der uns untergeordneten Wesen, würden wir die Natur selbst erschöpfen, wenn sie nicht unerschöpflich wäre, *) wenn ihr

*] Wir finden diesen Gedanken hart und möchten ihn sehr gern entweder mäßigen oder gar widerlegen. Schade, daß unser Jahrhundert

ihr Urheber unserer unmäßigen Raubsucht nicht eine verhältnißmäßige Fruchtbarkeit entgegen gesetzt hätte, wenn er nicht Mittel gewußt, in der Natur alles zu erneuern und wieder herzustellen. Es ist aber nun einmal so in der Ordnung der Dinge festgesetzt, daß aus dem Tod neues Leben, und aus der Zerstörung neue Hervorbringungen entstehen. Bei der größten und unzeitigsten Verschwendung also der Menschen und Raubthiere, wird es doch in der Natur nie weder an hinlänglichem Stoff, noch an einer zureichenden Menge lebender Wesen fehlen. Je weiter sie durch unmäßige Raubsucht ihre frühzeitige Zerstörungen treiben, desto mehr befördern sie die Erscheinung neuer Geburten.

Die größten Thiere des Erdballes machen den kleinsten Theil der lebenden Geschöpfe aus. Dagegen wimmelt es in der Welt allenthalben von kleinen Thieren. Jede Pflanze, jedes Korn, jedes kaum sichtbare Theilchen der organischen Materie ist mit viel tausend belebten Atomen bevöl-

 kert.

dert uns zu Bestreitung dieses demüthigenden Vorwurfs keinen einzigen Grund übrig ließ!

M.

kert *) Das Pflanzenreich scheinet die eigentlichste Vorrathskammer der Natur zu seyn. Dennoch würde dieser Vorrath nährender Substanzen, so überflüßig und unerschöpflich er auch ist, kaum für die noch weit größere Menge der unzähligen Insektenarten zureichen. Sie entstehen eben so häufig, und oft noch viel schneller, als die Pflanzen wieder hervortreiben können. Ein hinlänglicher Beweis ihres Uibermaßes! Nur alle Jahre können die Pflanzen sich erneuern. Zur Zeitigung ihrer Samen wird eine ganze Jahreszeit erfordert. Bei den Insekten, insonderheit bei den kleinsten Gattungen,

*) Hiervon wird man sich den deutlichsten Begriff machen können, und sich zur äußersten Bewunderung und eifrigsten Anbetung des Herrn der Natur — des Unendlichen, hingerissen fühlen, wenn man unter einem guten zusammengesetzten Vergrößerungsglas entweder selbst eine lebende Welt im kleinsten Wassertropfen u. s. w. anzustaunen Gelegenheit suchen oder sich die reichlich lohnende Mühe nehmen will, des Hrn. Karl Bonnets Betrachtungen über die organisirten Körper, wie sie der Hr. Past. Götze in Quedlinburg zu Lemgo 1775 in 2 Oktavbänden mit vielen lehrreichen Zusätzen und Anmerkungen im Deutschen drucken lassen, mit nöthiger Aufmerksamkeit zu lesen.

gen, als bei den Blattläusen *), bedarf es zu einer Menge von Zeugungen kaum einer einzigen Jahreszeit. Sie würden sich also gewiß viel stärker, als die Pflanzen, vervielfältigen, wenn sie nicht von andern Thieren so häufig aufgefressen würden, denen sie eben so zu ihrer natürlichen Nahrung, wie die Kräuter und Sämereien ihnen zum Futter zu dienen scheinen. Es giebt auch unter den Insekten viele, die blos von andern Insekten leben. Einige Gattungen, als die Spinnen, fressen sogar ohne Unterschied sowohl andere Gattungen, als ihres Gleichen. Alle sind eine gewöhnliche Nahrung der Vögel, diese hingegen, zahme und wilde, theils eine Speise der Menschen, theils eine Beute für die Raubvögel.

Der gewaltsame Tod ist also in der Natur fast eben so nothwendig, als das Gesetz des natürlichen Todes. Zwei Mittel der Zerstörung und Erneuerung, wovon

*] Von diesen merkwürdigen Insekten, ihrer Zeugung, Vermehrung und ganzen Geschichte würde man hier mit sichtbarem Vortheil und Vergnügen des Herrn Karl Bonnets Abhandlungen aus der Insektologie mit des Hrn. P. Götzens Anm. und Zusätzen, Halle 1773 8vo. mit K. nachlesen können. M.

das eine dienet, die Natur in einer beständigen Jugend, das andere, die Ordnung in ihren Hervorbringungen aufrecht, bei den Gattungen aber die Anzahl einzelner Geschöpfe in ihren Schranken zu erhalten. Beide sind von allgemeinen Ursachen abhangende Wirkungen *). Jedes entste-

*) In der Theorie du Systême animal à Leid. 1768 wovon im I. Bande der Berlin. Sammlungen p. 443 ꝛc. ein weitläuftiger Auszug enthalten ist, sagt unter andern der Verfasser: „Wie könnte das Unglück sich in einer Welt „einschleichen, wo alles lebt, alles athmet „und alles das Vergnügen seines Daseyns fühlet? wo durch die unendliche Anzahl und „Mannigfaltigkeit der Gattungen alles in lebende Substanz verwandelt ist, und wo, „durch ewige, unveränderliche Gesetze, alle „Begebenheiten und alle Wesen so eingerichtet „sind, neue hervor zu bringen und ihr Da„seyn zu verlängern? Wenn sich die Gattun„gen in der Welt vermehren, so geschieht es in „der Absicht, desto geschwinder den Verlust „wieder zu ersetzen, den ihre natürliche Hin„fälligkeit veranlasset. Wenn sie sich unter „einander zerstören und wenn der Zeit des „Daseyns einzelner Wesen gewisse Grenzen „gesetzet sind, so geschieht es darum, daß „diese einzelne Wesen sich nicht allzusehr in „den Gattungen anhäufen. Kurz: die Ein„richtung der ganzen Welt hat einen allge„meinen Hauptzweck zum Grunde, welcher in „der Vollständigkeit und Erhaltung des thie„rischen Systems bestehet. Es giebt allge„meine Gesetze, nach welchen alle Wesen diesen „Zweck

stehende Wesen muß zu seiner Zeit von selbst wieder vergehen. Wird es von andern vor dieser Zeit zerstöret, so ist es ein Beweis, daß es abkommen konnte. Wie unendlich viel Dinge werden schon vor ihrer Entstehung unterdrücket! Wie viel künftige Geschlechter im Augenblick ihrer Entstehung erstickt! wie viel Keime vor ihrer Entwicklung vernichtet!

Die Menschen und fleischfressende Thiere leben blos von gänzlich oder doch beinahe völlig ausgebildeten Geschöpfen, blos von Fleisch, Eiern, Samenkörnern und Keimen fast aller möglichen Gattungen. Wäre dies nicht schon allein zureichend, aller Uibermaße in der Natur Schranken zu setzen? Man betrachte nur einmal irgend eine von den geringern Thiergattungen, die andern wieder zur Speise dienen, z. B. die Heringe! Viele tausende verlieren sich in den Netzen unserer Fischer. Und wenn sie vorher allen Ungeheuern der Nordsee reichliche Sättigung verschaffet, so können sie

„Zweck befördern helfen. Diese Gesetze ha-
„ben insgesamt eine so genaue Beziehung
„auf einander, daß immer eines nothwendig
„aus dem andern gefolgert werden kann.

sie doch noch zum Unterhalt aller europäischen Völker, in einer gewissen Jahreszeit das Ihrige beitragen *). Welche ungeheure Fruchtbarkeit bei diesen Thieren! Würde nicht ein großer Theil derselben durch andere zerstöret, was für Folgen würde nicht eine so unermeßliche Vermehrung haben! Sie allein würden die ganze Fläche des Meeres bedecken. Durch Uibermaße würden sie bald sich selbst verderblich und ihre eigene Zerstörer werden. Aus Mangel hinlänglicher Nahrung würde sich ihre Fruchtbarkeit vermindern, Hunger und Seuchen mehr, als vorher, ihre Feinde aufreiben, die Anzahl dieser Thiere sich nicht vermehren, die Zahl derer aber, die vorher von ihnen lebten, sich vermindern. Da sich nun eben dieses von allen andern Thiergattungen behaupten läßt, so muß eine Gattung nothwendig der andern zum Unterhalte dienen. Der gewaltsame Tod unter den Thieren ist also in-

*) Hierüber verdient die 2te Abtheil. in Bocks Versuch einer vollständigen Natur und Handlungsgeschichte der Heringe Königsb. 1769 gr. 8vo. imgl. die Abh. der Schwed. Akad. der Wissensch. 32 Th. p. 146—168. Arzt III. B. p. 385 der 1ten Ausg. und Hannov. Mag. 1771 p. 833—864 u. s. w. nachgelesen zu werden.

M.

insofern rechtmäßig und unschuldig, in wie fern er sich auf die allgemeinen und unveränderlichen Gesetze der Natur gründet, und keine Thiergattung ohne diese Bedingung, bestehen kann *).

Bei

*] Der Verf. der Theorie du Syst. animal. macht über diesen Punkt noch viel nützliche Betrachtungen. Er siehet die Abneigung und Feindseligkeiten im Thierreich als einen vortreflichen Beweis der besten Welt an. — Die Feindseligkeiten, vermöge welcher die Thiere sich einander kriegerisch anfallen, aber alle wieder verfolgt und getödtet, von Menschen verfolgt werden, die sich wieder unter einander selbst aufreiben; — diese Zerstörungen, sagt er, dienen im thierischen Leben vornämlich zur neuen Beförderung und zum Wohl desselben. Denn 1) werden durch sie viel neue Gattungen in der Natur hervorgebracht, welche sonst nicht statt finden würden, und 2) ist die Entstehung dieser neuen Gattungen den andern auf keine Weise nachtheilig, vielmehr nützlich und gewissermaßen nothwendig. Insekten und kriechende Thiere versammlen sich auf dem Aas anderer Thiere und nähren sich von der Substanz ihrer Körper. Unzählige Arten suchen ihren Aufenthalt auf den Körpern lebendiger Thiere, und finden ihre Nahrung im Fleisch und Blute derselben. Unendlich viel unterschiedene Thiergattungen verschlingen wieder Insekten und Motten; die fleischfressende Geschlechter, die Raubthiere und Raubvögel, unterhalten sich blos auf Kosten anderer von ihnen erwürgter Thie-

Bei dem allen muß man gestehen, daß der Bewegungsgrund, welcher uns noch immer Zweifel gegen diesen Satz einflößt, allerdings zur Ehre der Menschheit gereichet. Wenigstens gehören alle mit Sinnen, Fleisch und Blut begabte Thiere unter die empfindsamen Wesen, und sind, gleich uns, fähig, ein Vergnügen oder einen Schmerz zu fühlen. Wär es also nicht eine Art grausamer Härte und Unempfindlichkeit, ohne die dringendste Noth Thiere, besonders solche zu tödten, die sich uns freiwillig nähern, gern in unserer Gesellschaft sind, und ihr schmerzhaftes Gefühl durch ihr Kläglichthun gleichsam auf uns zurückwerfen? Thiere von ganz anderer Natur, als die unsrige, können uns freilich nicht so nahe gehen. Unser natürliches Mitleiden gründet sich immer auf die Beziehungen, in denen wir mit dem leidenden Gegenstande stehen. Je mehr Aehnlichkeit, je mehr Gleichheit beider Naturen, desto lebhafter ist auch das Gefühl des Mitleides.

Wir

Thiere, und lebt nicht selbst der Mensch größtentheils von Fleische? oder wenn sich einige wirklich mit lauter Kost aus dem Pflanzenreich behelfen, ist nicht ihre Zahl unendlich viel geringer, als der erstern? — — S. Berl. Samml. 1. B. p. 452 — 459.

M.

Wir können uns dessen am wenigsten enthalten, wenn wir unseres Gleichen etwas Schmerzhaftes oder Widriges dulden sehen. Das Wort Mitleiden druckt an sich schon eine Duldung, ein mit andern getheiltes Leiden aus. Hier leidet aber nicht sowohl der ganze Mensch, als vielmehr seine eigne Natur, welche sich maschinenmäßig empöret, und aus eignem Antrieb fremde Schmerzen theilet. Die Seele hat an der Empfindung des natürlichen Mitleides weniger Antheil, als der Körper; die Thiere sind desselben eben so fähig, als der Mensch. Ein jammerndes Geschrei setzt sie gleich in Bewegung. Sie eilen, einander beizustehen, und fahren zurück, beim Anblick eines Todten von ihrer Gattung. Graussen und Mitleiden sind also minder für Leidenschaften der Seele, als für natürliche Bewegungen zu halten, die von der Empfindlichkeit des Körpers und von der ähnlichen Bauart mehrerer Körper herrühren. Je mehr also die Naturen sich von einander entfernen, desto mehr muß die Empfindung des Mitleidens abnehmen. Die Schläge, die wir einem Hunde geben, ein Lamm, das wir abschlachten sehen, erregen in uns ein Mitleiden. Fühlen wir aber diese Leidenschaft wohl auch bei Fällung eines

Bau-

Baumes, oder beim Genuß einer lebenden Auster? *)

Kön-

*) Ein ungemein sinnreiches Bestreben, eine der edelsten und wohlthätigsten Leidenschaften der Menschen ihrer ganzen Würde zu berauben, und sie blos in die Klasse thierischer Empfindungen oder natürlicher Bewegungen herab zu setzen! Da Hr. v. Buffon einmal beschlossen hatte, alle Verrichtungen der Thiere blos aus mechanischen und materialischen Kräften entspringen zu lassen (S. allg. Gesch. d. N., V B. p. 30.) so mußte er freilich den Thieren entweder alles Mitleiden absprechen, oder dieses blos zu einer natürlichen Bewegung machen. Das erste schien den Erfahrungen zuwider, also bat er seine Weltweisheit um Erlaubniß, das letzte zu behaupten. Der Unterschied unserer Empfindungen bei den Qualen eines mit allen Sinnen begabten Wesens und beim Umsturz eines abgehauenen Baumes gründet sich aber ohnstreitig, nicht so sehr auf die stärkere oder geringere Aehnlichkeit der Naturen, als auf die Betrachtung, daß ein vollkommenes Thier, wenn es gemartert wird, mehr als ein unvollkommneres, wie die Auster, ein Baum hingegen gar nichts dabei empfindet. Jemehr also, nach unserm Urtheil, oder je weniger ein fühlendes Wesen zu leiden scheinet, desto größer oder geringer ist auch der Antheil, den weiche Menschenseelen an seinen Schmerzen nehmen. Die Grade der Aehnlichkeit im Bau der Körper oder in der Organisazion, können dabei wohl schwerlich einen andern, als blos zufälligen Einfluß haben. Das thierische Mitleiden, wenn ihre auffah-

reu-

Könnte man in der That wohl einen Zweifel in die Wahrheit setzen, daß diejenigen Thiere, deren organischer Bau dem unsrigen am nächsten kömmt, auch ähnlicher Empfindungen fähig sind? Sie haben Sinne, folglich die Fähigkeit, zu empfinden, und zwar desto stärker zu empfinden, je wirksamer und vollkommner ihre Sinne sich zeigen. Wie können hingegen mit stumpfen Sinnen begabte Thiere sich deutlicher Empfindungen erfreuen? Und müssen diejenigen, welchen einige Werkzeuge oder Sinne fehlen, sich nicht aller von diesen abhängenden Empfindungen beraubt sehen? Die Bewegung ist eine nothwendige Wirkung der ausgeübten Empfindungen. Wir haben schon oben *) bewiesen: ein

rende Bestürzung oder andere dahin gerechnete Aeußerungen wirklich diesen Namen verdienen, ist freilich nicht auf so vielfältige Betrachtungen, als das menschliche; aber doch auf Empfindungen gegründet, die aus dem Bewußtseyn ähnlicher Vorfälle entstanden. Es ist eine niedrigere Art des Mitleidens, mehr Furcht und Bestürzung, als Mitgefühl, aber doch auch etwas mehr, als bloße mechanische Bewegung.

M.

*) Im VII. B. der allgem. Geschichte von der Natur der Thiere.

ein Wesen möge, wie es wolle, organisiret seyn, es könne dennoch, wenn es Empfindungen hat, nicht umhin, selbige durch äußere Bewegungen sichtbar zu machen. Daher sind auch Pflanzen, bei dem feinsten organischen Bau, dennoch eben so unempfindsame Wesen, als diejenigen Thiere, die, gleich ihnen, keine sichtbare Bewegung äußern. Eben so haben auch diejenigen Thiere, die, gleich der Sinnpflanze *), nur einer auf ihren eignen Körper eingeschränkten, aber nicht einer fortschreitenden Bewegung fähig sind, nur sehr wenig Empfindung. Diejenigen endlich, welche sich zwar von der Stelle bewegen, aber nur, wie selbstgängige Maschinen, sehr wenig Handlungen unternehmen, und auch diese nur immer auf einerlei Art verrichten können, haben ebenfalls nur einen sehr schwachen, auf eine kleine Zahl von Gegenständen eingeschränkten Antheil von Empfindung.

Wie viel dergleichen Maschinen hat nicht selbst das Menschengeschlecht aufzuweisen! Und wie sehr können Erziehung und wechselsweise Mittheilung unserer Begriffe, die Summe sowohl, als die Lebhaftigkeit unserer

*) Herba sensitiva, Mimosa Linn.

ſerer Empfindungen verſtärken! Welch ein Unterſchied in dieſer Abſicht unter den wilden und geſitteten Menſchen, zwiſchen einer Bäuerin und einer Frau nach der Welt! So werden auch unter den Thieren, die um uns lebende zahme durch ſolche Mittheilung weit empfindlicher, als die wilden, die blos ihre natürliche, zwar oft ſicherere, aber doch allzeit ſchwächere Empfindlichkeit, als die erworbene iſt, beibehalten.

Betrachten wir übrigens die Empfindung blos als ein natürliches Vermögen, und ohne Rückſicht auf ihre ſcheinbare Wirkung, oder auf die Bewegungen, die ſie nothwendig bei allen empfindenden Weſen hervorbringt; ſo iſt es am erſten möglich, ſie zu beurtheilen, zu ſchätzen, ja ſogar ihre Grade durch phyſikaliſche, bisher, wie mich dünkt, ſehr vernachläßigte Beziehungen, ziemlich nahe zu beſtimmen.

Zum höchſten Grade der Empfindſamkeit eines belebten Körpers wird erfordert, daß dieſer Körper ein Ganzes ausmache, welches nicht allein in allen ſeinen Theilen empfindlich, ſondern auch ſo zuſammengeſetzt iſt, daß alle dieſe empfindſame Theile mit einander in der genaueſten Verbindung ſtehen, und keiner von ihnen erſchüttert werden kann, ohne von dieſer Bewegung al-

allen übrigen etwas mitzutheilen. Außerdem wird hierzu ein hauptsächlicher und einziger Mittelpunkt erfordert, in welchem sich alle diese verschiednen Erschütterungen vereinigen, und auf welchen alle diese Bewegungen, als auf einen allgemeinen Vereinigungspunkt, zurück wirken können. Nach diesen Voraussetzungen müssen der Mensch und alle Thiere, deren organischer Bau dem menschlichen am nächsten kömmt, auch unter allen die empfindlichsten Wesen seyn. Alle Wesen aber, die kein so vollständiges Ganzes ausmachen, deren Theile nicht mit einander in einer so innigen Verbindung stehen, bei denen die Empfindungen sich an mehr als einem Punkte vereinigen, und welche unter einerlei Hülle nicht sowohl ein einziges Ganzes, ein einzig vollkommnes Thier zu verbergen, als vielmehr unterschiedene von einander abgesonderte Mittelpunkte der Wirklichkeit verschiedener Wesen zu enthalten scheinen, müssen allerdings ungleich weniger Empfindung haben. Ein Polype, den man zerschneidet, und dessen zerstümmelte Theile, jeder besonders, fortleben *); eine Wespe, de-

*) Die einzelne Theile der Polypen leben eine Weile fort, und das haben sie mit Aalen und

deren Kopf, wenn er gleich, vom Körper getrennet ist, sich bewegt, lebet, wirket und sogar, wie vorher, noch frißt oder anbeißet *); eine Eidexe, der man, durch

 Ab-

und viel mehrern Thieren und Insekten gemein, besonders mit vielen Arten langer Würmer. Das merkwürdigste dabei ist aber, daß aus bloßen abgeschnittnen Armen wieder ganze Polypen wachsen, und, quer durchschnitten, sich wieder völlig ergänzen. Man wird hierbei nicht ohne Bewunderung nachlesen, was in der Gözischen Uibers. der Trembleyischen Abhandlungen zur Geschichte der Polypen, Quedlinb. 1775 gr. 8vo. von S. 317 rc. von diesen Geschöpfen, ihrer Zertheilung, Wiederergänzung und Vermehrung, in den Bonnetischen Abh. aber zur Insektologie, Halle 1773 p. 173 — 184 rc. von zerschnittenen Würmern, und in des Hrn. Abt Spallanzani Phys. und Math. Abhandl. Leipz. 1769 gr. 8vo. p. 1 &c. über die Ergänzung abgeschnittner Theile bei verschiedenen Thieren, gesaget worden. M.

*] Wunderbar genug! aber nicht minder sind es folgende Bemerkungen: Boyle hat gesehen (ich will meinen Gewährsmann bei dieser Nachricht unten anführen,) daß ein Paar Schmetterlinge sich noch begattet haben, da ihnen die Köpfe abgeschnitten gewesen. Die Feldgrillen zeigen durch das Geschwirre mit ihren Flügeln, das uns oft so beschwerlich, den Afrikanern aber so angenehm ist, daß diese Thiere von ihnen theuer eingekauft und in Gebauern, wie Kanarienvögel aufgefüttert werden, gemeiniglich die Begierde zur Begattung an. Auch diese Thiere lassen sich den Kopf

Abnehmung eines Theiles von ihrem Körper, weder die Bewegung, noch die Empfindung schwächet *); ein Krebs, dessen abgeschnittene Glieder sich wieder völlig erneuern **); eine Schildkröte, deren Herz noch lange nachher schläget, wenn man es derselben ausgerissen ***); alle Insekten, deren

Kopf abreißen, und hören dem ohnerachtet nicht auf, ihr Geschwirre fortzusetzen, pflegen auch noch lange nachher zu leben. S. Nouvelles de la Republ. des lettres 1686. Misc. Curios. 1685. Neues Hamb. Magaz. 84 St. p. 513.

M.

*) Man lese hierbei nach, was der Hr. Abt Spallanzani l. c. p. 46, von der Reproduktion des Schwanzes, p. 54 ꝛc. der Füße, p. 64 des Kinnbackens der Salamander oder Wassereideren, imgleichen der Beine bei jungen Fröschen und Kröten erzählet. M.

**] S. der Arzt des Hrn. D. Unzer I. Ausg. VI. B. p. 17 ꝛc. p. 21 ꝛc. it. Gesellsch. Erzähl. I. B. p. 273. 278. Hamb. Magaz. II. B. p. 476. ꝛc.

M.

***] Außerdem sind Hr. Mery's und Redi's Versuche mit den Schildkröten merkwürdig. Der erste sahe, daß eine Schildkröte 32 Tage ohne Luft, der andere, daß etliche derselben, sechs Monate lang ohne Gehirn fortlebten und in ihrer gewöhnlichen Lebensart keine Veränderung zeigten. S. Mannigfaltigkeiten III. Jahrg. S. 264. 265.

M.

ren vorzüglichste Eingeweide, das Herz nämlich und die Lunge, nicht ein besonderes Ganze mitten im Thiere bilden, sondern vielfach getheilet sind, sich längs dem ganzen Körper ausdehnen und gleichsam eine ganze Reihe von Eingeweiden, Herzen und Luftröhren ausmachen; alle Fische, deren Werkzeuge des Umlaufes und Athemholens nur einen geringen Grad von Wirksamkeit verrathen, und von eben diesen Werkzeugen sowohl der vierfüßigen Thiere, als der Wallfischarten abweichen, kurz alle Thiere, deren organischer Bau sich vom unsrigen entfernet, haben wenig Empfindung, und immer desto weniger, je stärker sie sich darin von uns unterscheiden.

Bei den Menschen und solchen Thieren, die uns ihrer Natur nach am ähnlichsten zu seyn scheinen, ist, allem Ansehen nach, das Zwergfell der Mittelpunkt aller Empfindungen. Lust und Schmerz pflegen auf diesen nervichten Theil hauptsächlich zu wirken. Alle Bewegungen des ganzen Systems der Empfindung sind auf ihn, wie auf einen Vereinigungspunkt, gerichtet. Der Körper des ganzen Thieres wird in die Quere durch das Zwergfell getheilet, und sehr genau in zwo gleiche Hälften unterschieden, wovon die oberste Herz und

 Lun-

Lungen, die unterste Magen und Eingeweide in sich begreifet. Diese Haut oder Scheidewand ist überaus empfindlich und so unentbehrlich zur weitern Ausbreitung der Bewegungen und Empfindungen, daß die geringste Verletzung entweder im nervenreichen Mittelpunkt, oder am Rand, oder auch nur an den Bändern des Zwergfelles allemal heftige Zuckungen, oft gar den Tod selbst zur Folge haben. Das Gehirn, wo man sonst eigentlich den Sitz der sinnlichen Berührungen (Sensation) gesuchet, ist also keineswegs der Mittelpunkt der Empfindungen; denn man kann dieses ohne Todesgefahr verwunden und sogar etwas davon hinwegnehmen. Ja es giebt sogar Erfahrungen, daß man gewissen Thieren einen beträchtlichen Theil des kleinen Gehirns ausgeschnitten, die aber doch fortgelebet, sich beweget, und in allen Gliedern ihr Gefühl beibehalten haben.

Es ist also ein Unterschied unter den sinnlichen Rührungen (Sensation) und eigentlichen Empfindungen zu machen. Die ersten bestehen in einer in den Sinnen vorhergehenden Erschütterung; die letztern darin, wenn jene Rührungen oder Erschütterungen, durch ihre Fortpflanzung in das ganze System der Sinnen, einen ange-

ge-

genehmen oder unangenehmen Eindruck machen. In der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit solcher Eindrücke hat man eigentlich das Wesen der Empfindung zu suchen. Lust oder Schmerz ist ihr eigentliches Kennzeichen. Alle Bewegungen, die weder von jener, noch von diesem etwas verrathen, ob sie gleich in uns selbst vorgehen können, als gleichgültig, uns nicht im geringsten rühren. Man hat also die äußere Bewegungen der Thiere und alle Ausübung ihrer Kräfte lediglich als eine Wirkung der Empfindung zu betrachten. Sie handeln, blos insofern sie empfinden oder gerühret werden. Eben der Theil also, den wir als den Sitz der Empfindung annehmen, muß auch der Mittelpunkt seyn, auf welchem sich die Wirkungen aller Kräfte vereinigen. Das Zwergfell ist also bei den Thieren eben das, was bei den Pflanzen die Querhaut ist, welche den Stamm von der Wurzel unterscheidet *). Beide werden hierdurch in die Quere getheilet, beide Querhäute dienen zu einem Verei-

*) Collet heißt in der Kräuterkunde der Hals einer Pflanze oder derjenige Theil derselben, wo die Wurzel aufhöret und der Stamm anfanget. S. Cathol. l. c. p. 406.

nigungspunkt, woran die einander entgegen gesetzten Kräfte zusammen stoßen. Denn so wohl diejenigen Kräfte, welche die zur Bildung des Stammes und seiner Aeste bestimmten Theile eines Baumes in die Höhe, als auch die entgegen gesetzten, welche die zur Bildung der Wurzel bestimmten Theile unterwärts treiben, dringen zu dieser Querhaut, und stützen sich auf dieselbe.

Man darf nur auf sich selbst ein wenig Acht geben, so wird man leicht gewahr, daß alle innige Rührungen, jede lebhafte Aufwallung, alle Ergießungen der Freude, alle Uiberraschungen, Schmerzen, Ekel, Ohnmachten, kurz alle starke Eindrücke der sinnlichen Rührungen, die wir angenehm oder widrig empfinden, sich in unserm Körper besonders in der Gegend des Zwergfelles fühlen lassen. Im Gehirn ist gar nichts von einer solchen Empfindung zu spüren. Was im Kopfe vorgehet, sind blos reine Berührungen der Sinne, oder vielmehr nur Vorstellungen jener einfachen Rührungen, die gar nichts vom eigentlichen Charakter einer Empfindung an sich haben. Bloße Erinnerungen, daß diese oder jene Rührung der Sinne uns angenehm oder unangenehm gewesen. Erfolgt aber

auf

auf die im Kopfe vorgehende Wirkung eine lebhafte, wirkliche Empfindung, so erstreckt sich ihr Eindruck auf das Innere des Körpers, und besonders auf die Gegend des Zwergfelles. Daher ist auch bei noch ungebornen Leibesfrüchten, wo diese Haut noch unbeweglich ruhet, entweder gar keine, oder wenigstens keine wirksame Empfindung zu vermuthen. Die kleinen Bewegungen der Frucht sind auch nicht so wohl Wirkungen einer vorhergegangenen Rührung der Sinnen oder gar des Willens, als vielmehr blos mechanischer Kräfte.

Die Materie selbst, welche die Empfindung weiter, und die Bewegung der Muskeln hervorbringet, mag seyn, von welcher Art sie will, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sie durch Hilfe der Nerven sich fortpflanzet, und sich in einem untheilbaren Augenblick durch das ganze System der Sinnen verbreitet. Auch die Art, wie diese Bewegung geschiehet, mag entweder in einer zitternden Schwingkraft, wie bei Saiten und andern elastischen Körpern, oder in einem subtilen Feuer, und in einer der elektrischen ähnlichen Materie bestehen, welche sich nicht allein in belebten und leblosen Körpern aufhält, sondern auch in erstern durch die Bewegungen des Herzens

zens und der Lunge, durch das Reiben der Bluttheilchen in den Pulsadern an einander, oder auch durch die Wirkungen der äußern Ursachen auf die Werkzeuge der Sinnen, beständig erneuert wird; so bleibt es doch ausgemacht, daß die Empfindsamkeit eines thierischen Körpers, sich blos auf die Nerven und Häute gründet. Das Blut, das Blutwasser, und alle flüßige Theile des Körpers, das Fett, die Knochen, das Fleisch und alle feste Theile des Körpers haben, an sich betrachtet, nichts von Empfindung. Dies gilt so gar vom Gehirn, dieser weichen, gar nicht elastischen Substanz, der eben darum die Fähigkeit fehlet, Schwingungen oder Erschütterungen, die zur Empfindung gehören, hervorzubringen, fortzupflanzen und wieder zurück zu schicken. Desto empfindlicher sind aber die häutigen Umkleidungen des Gehirnes *), diese Hüllen aller Nerven, die,

(*) Es ist bekannt, wie viel Versuche der große von Haller über die Reizbarkeit und Empfindlichkeit einzelner Theile der thierischen Körper angestellet. Wir haben von ihm vier Sermones de partibus corporis humani sentientibus & irritabilibus. Ich will hier nur etwas weniges von seinen Erfahrungen anführen, um zu zeigen, wie wenig sie mit Hr. v. Buffons Meinung übereinstimmen. Der Hr. v. Hal-

die, gleich diesen, im Kopf ihren Ursprung nehmen, sich eben so, wie die Nervenäste, ver-

Haller ist völlig der Meinung, daß der Grad des Gefühls aller Theile des thierischen Körpers sich nach den Nerven richte, mit der Menge derselben wachse, abnehme und ganz verschwinde, wo keine Nerven zu finden sind. Die Beantwortung der Frage: ob gewisse Theile des Körpers keine Nerven haben? ist bei der Bestimmung ihrer Empfindlichkeit von großem Gewichte Den Sehnen hat Hr v. Haller mit Hr Moskati alle Nerven abgesprochen. Es erfolgten auch nie heftige Zufälle auf die Verletzungen der Sehnen. Die Nerven, welche hin und wieder über die Beinhaut laufen, haben in die Haut selbst keine Aeste gegeben. Von der Haut, welche den Hirnschädel überziehet, gilt ein gleiches. Die harte Hirnhaut, welche man schon lange gern fühlbar und empfindlich haben wollte, hat, nach dem Geständniß des Hr. v. Haller, mit Einstimmung der Herren Lobstein, Meckel und Metzger, ebenfalls keine Nerven, und was man dafür gehalten, sind Gefäße des Rezeptakuli gewesen. Die übrigen Häute, als der Herzbeutel, Brustfell, Darmfell konnten mit keinem größern Recht auf ihren eigentlichen Nerven Anspruch machen. Die Hornhaut des Auges hat auch keine Nerven, die Gefäße haben wenige, die Drüsen blos einige, vorbeilaufende Aeste, die Nachgeburt und Nabelschnur sicher gar keine. Die Widerlegung derjenigen, welche das Gegentheil gefunden zu haben glauben, wäre für eine Anmerkung zu weitläuftig Man lese davon die Berlin. Sammlungen VI. Band p 288 — 297. wo man auch von der Fühllosigkeit des fadichten Ge-

vertheilen, und sich bis über die allerkleinsten Zweige derselben verbreiten. Sie stellen gleichsam platt gemachte Nerven von eben der Substanz vor, und beinahe von eben dem Grade der Federkraft. Aus ihnen bestehet ein großer und nothwendiger Theil des Empfindungssystemes. Wollte man also den Sitz der sinnlichen Rührungen im Kopf annehmen, so würde man ihn wenigstens in den Hirnhäuten, und nicht im markichten, der Substanz nach sehr von jenen unterschiedenen Theil des Gehirns, zu suchen haben *).

Die

Gewebes (Tela cellulosa) nach einige Nachrichten findet. M.

*] Hr. v. Haller, wenn er den eigentlichen Sitz des Gefühls untersuchet, sagt am angef. O. p. 296. Es kostet wenig Mühe, sich zu überzeugen, daß die Bedeckungen der Nerven die Empfindungen nicht erregen. Alle Erfahrungen beweisen das Gegentheil. Dies fühlende Vermögen bleibt also ein unangefochtner Vorzug des markichten Theils in den Nerven, den sie aus dem Gehirn bekommen. Zu verwundern ist es übrigens, daß Leute, die fast alle Theile des thierischen Körpers, die Knochen selbst nicht ausgenommen, fühlbar machen, dem Hirnmark alle Empfindung absprechen; da doch die Erfahrungen außer allen Zweifel setzen, daß das Mark des Gehirns, welches in die Nerven übergehe, der Sitz alles Gefühls und aller Empfindungen genennet werden müsse. M.

Die Meinung, daß der Sitz aller sinnlichen Rührungen, und der Mittelpunkt aller Empfindlichkeit im Gehirn befindlich sey, wurde vermuthlich dadurch veranlasset, daß die Nerven, als die Werkzeuge der Empfindung, alle nach dem Gehirne gehen, welches man deswegen als den einzigen Ort betrachtet hat, wo sich alle Erschütterung und Eindrücke der Nerven versammlen könnten. Das war schon allein hinreichend, aus dem Gehirn die Quelle der Empfindung, das wesentliche Werkzeug der sinnlichen Rührung, mit einem Worte, den Sammelplatz der ganzen Sinnlichkeit (Sensorium commune,) zu machen. Diese Voraussetzung hatte, wie es schien, so viel Ungezwungenes und Natürliches, daß man die darin verborgen liegende physische Unmöglichkeit gar dabei nicht in Erwägung brachte, so deutlich sie Jedem in die Augen hätte fallen sollen. Wie könnte denn ein so unempfindlicher Theil; eine weiche, so unwirksame Substanz, als das Gehirn, selbst das Werkzeug der Empfindung und Bewegung seyn? Wie könnte wohl eben dieser unempfindliche, weiche Theil die Eindrücke nicht allein annehmen, sondern so gar lange Zeit erhalten; und die damit verknüpfte Beougen in al-

le

le feste und empfindliche Theile fortpflanzen?

Vielleicht mögte Jemand, nach der Lehre des Kartesius oder des Hrn. de la Peyronie sagen, daß dieses Prinzipium nicht so wohl im Gehirn, als in der Zirbeldrüße (glandis pinealis,) oder in den schwülichten Körpern (Corpora callosa) sitze. Ein einziger bedachtsamer Blick aber auf die Bildung des Gehirns läßt uns begreifen, daß weder die Zirbeldrüse, noch die schwülichte Körper, welche man gern zum Sitze der Empfindungen gemacht hätte, einen Zusammenhang mit den Nerven haben, sondern vielmehr ganz von der unempfindlichen Substanz des Gehirns umgeben, und von den Nerven so weit entfernet sind, daß keine Bewegung derselben sie zu rühren vermag. Diese Meinung steht also mit der vorigen auf gleich schwachem und trüglichem Grunde.

Wozu wär aber nun dieser edle Haupttheil eigentlich nutze? Ist nicht bei allen Thieren ein Gehirn anzutreffen? Ist es nicht bei den Menschen, bei den vierfüßigen Thieren und bei den Vögeln, die alle viel Empfindung haben, weit größer, ausgebreiteter und stärker, als bei den Fischen, Insekten und andern Thieren von

geringer Empfindung? Hört nicht alle Bewegung, Handlung und Wirkung so gleich auf, als das Gehirn gedrücket wird? Warum ist eben der Theil, den man doch nicht für den ersten Grund aller Bewegungen halten soll, dennoch so wesentlich und so nothwendig bei derselben? Warum stehet wohl das Verhältniß seiner Größe mit dem Maße der Empfindung jeder Thiergattung in einem so genauen Verhältniß?

Ich hoffe diese Fragen, so wichtig sie auch zu seyn scheinen, dennoch hinlänglich beantworten zu können. Dazu muß man sich aber nothwendig einen Augenblick bequemen, das Gehirn mit mir blos als Gehirn zu betrachten und in selbigem nichts anzunehmen, als was man darinne, nach aufmerksamer Betrachtung und bedachtsamer Untersuchung wirklich antrift. Sowohl das Gehirn und seine Verlängerung, als die Fortsetzung desselben, oder das Rückenmark *), sind ein bloßer dichter Schleim, der kaum den Namen eines organischen Theiles verdienet. Man unterscheidet nichts weiter daran, als die äussersten Theile sehr kleiner, in Menge dahin gehender und sich daselbst endigender Puls-

*) Medulla oblongata & spinalis.

Pulsäderchen, die nicht einmal Blut, sondern blos ein weißes und nahrhaftes Blutwasser dahin führen. Man erblickt eben diese kleine Pulsäderchen oder Blutwassergefäßchen, ihrer ganzen Länge nach, in Gestalt kleiner, sehr dünner Faden, wenn man die Theile des Gehirns, durchs Einweichen, von einander absondert. Die Nerven hingegen dringen gar nicht in die Substanz des Gehirnes und laufen blos an die Oberfläche desselben. Sie verlieren schon, ehe sie dahin kommen, ihre Festigkeit und Federkraft, und man findet wirklich die äußersten Enden der Nerven, welche dem Gehirn am nächsten liegen, ganz weich, einem klebrigen Schleim nicht unähnlich.

Aus dieser Erklärung, die sich nicht etwan auf angenommene Sätze gründet, siehet man deutlich, daß das Gehirn seine Nahrung erst von den lymphatischen Pulsäderchen erhält, alsdann aber solche den Nerven wieder mittheilet. Man hat sich also diese Pulsäderchen als Kanälchen zu denken, die gleich den Gewächsen, die aus der Erde hervortreiben, aus dem Gehirn in Stämmen und Zweigen hervorsprossen, welche sich hernach wieder in unzählig viele kleinere Zweige vertheilen. Das Gehirn ist also für die Nerven, was die Erde den

Pflan-

Pflanzen ist; die äußern Enden der Nerven stellen die Wurzeln vor, die bei allen Gewächsen zarter und weicher als der Stamm und die Zweige sind *). Sie enthalten eine geschmeidige zum Wachsthum und zur Nahrung des Baumes der Nerven geschickte Materie, die sie aus der Substanz, des Gehirnes selbst bekommen und welche durch die, von den Arterien dahin gebrachte Lymphe, beständig wieder ersetzet wird. Anstatt also den Sitz der sinnlichen Rührungen oder den Hauptgrund aller Empfindungen auszumachen, ist vielmehr das Gehirn ein Absonderungs und Nahrungswerkzeug, zugleich aber ein so wesentliches Werkzeug, daß ohne dasselbe die Nerven so wenig wachsen, als ferner bestehen oder fortdauern würden.

Dieses Werkzeug ist bei Menschen vierfüssigen Thieren und Vögeln größer, weil diese Geschöpfe nicht allein mehrere, sondern auch stärkere Nerven haben, als Fische und Insekten, die eben deswegen auch

 nur

*] Ein Satz, der offenbar einer Menge, von gegenseitigen Erfahrungen widerspricht und von jedem Kräuterkenner, durch den Augenschein, kann widerlegt werden!

M.

nur mit schwachen Empfindungen begabet sind. Sie haben ein sehr kleines Gehirn, weil die Anzahl der dadurch zu ernähren-den Nerven ebenfalls nur gering ist. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unbemerkt lassen, daß es falsch ist, wenn man den Menschen ein größeres Gehirn, als irgend einem Thiere zuschreibet. Es giebt in der That, sowohl Affen, als Wallfischarten, deren Gehirn, im Verhältniß der Größe ihrer Körper betrachtet, größer, als bei den Menschen erscheinet. Ein abermaliger Beweis, daß im Gehirn so wenig der Sitz der sinnlichen Berührungen, als der Ursprung aller Empfindungen zu suchen sey. Müsten sich sonst nicht solche Thiere durch mehr sinnliche Rührungen und lebhaftere Empfindungen, als der Mensch hat, vor diesen auszeichnen?

Man erwäge nur einmal die Ernährungsart der Pflanzen! Siehet man hier nicht offenbar, daß diese die groben, erdichten oder wässerichten Theile nicht an sich ziehen? vielmehr müssen dergleichen Theile, durch die Wärme vorher in zarte Dünste verwandelt werden, ehe die Wurzeln sie einzusaugen vermögen. Auf gleiche Weise geschiehet auch die Ernährung der Nerven, blos durch Hülfe der aller-

feinsten Theilchen der Feuchtigkeiten des Gehirnes, welche die äußern Enden oder die Wurzeln der Nerven einsaugen, die Nerven selbst aber nach allen Zweigen des Empfindungssystemes führen. Von diesem System ist schon erinnert worden, daß es ein Ganzes ausmache, dessen Theile so genau und innigst mit einander verbunden sind, daß die Verletzung des einen, die stärksten Erschütterungen aller übrigen voraussetzet. Es braucht nur eine kleine Verwundung oder die geringste natürliche Spannung des allerfeinsten Nerven, um die lebhafteste Bewegung in allen andern zu erregen oder den ganzen Körper in krampfichte Verzuckungen zu versetzen, die, gleich dem dadurch verursacheten Schmerz, ehe nicht gestillet werden können, bis über der verletzten Stelle der Nerve weggeschnitten wird. Hierdurch verlieren aber augenblicklich alle Theile, nach welchen der Nerve sich vorher ausbreitete, auf immer ihre Bewegung und Empfindung.

Man darf das Gehirn aber nicht als einen Theil von eben der Art, oder als einen organischen Theil des Nervenbaues betrachten; weil ihm weder eben dieselben Eigenschaften, noch die nämliche Substanz zukommen; indem es weder dichte, noch

mit einer Federkraft versehen, oder empfindlich ist. Ich will zwar zugeben, daß durch das Zusammendrücken des Gehirns die Empfindung aufgehoben wird; allein dies beweiset eben, daß es kein zum Nervensystem gehöriger Körper sey, sondern blos indem es durch sein Gewicht auf die äußersten Enden der Nerven wirket, selbige quetschet und betäubet, wie jeder am Arm, am Bein oder an einem andern Theile des Körpers angebrachter Druck die Nerven ihrer Empfindungskraft, so lange der Druck dauret, berauben würde.

Dieses durch den Druck bewirkte Nachlassen der Empfindung ist so gewiß nur eine bloße Hemmung oder ein Erstarren, daß Empfindung und Bewegung augenblicklich wieder hergestellet sind, so bald nur der Druck des Gehirnes nachläßt.

Ich will ferner zugeben, daß eine Zerreißung der markichten Substanz oder eine Verletzung des Gehirns bis auf die schwülichte Körper desselben, Zuckungen, Beraubung des Gefühls, ja den Tod selbst nach sich ziehen würden. Das kömmt aber daher, weil in solchem Falle die Nerven, gänzlich in Unordnung gebracht und gleich-

sam

sam alle ihrer Wurzeln beraubt und in ihrem Ursprunge verletzet wären *).

Es ließen sich auch wohl noch andre Gründe, aus besondern Vorfällen zum Beweis der Meinung anführen, daß man das Gehirn weder als den Mittelpunkt der Empfindung noch als den Sitz der sinnlichen Rührungen zu betrachten habe. Sind nicht schon Thiere, sogar Kinder, ohne Kopf und Gehirn, geboren worden, denen es

*) Hier scheint Hr. v. Buffon, wie mich dünkt, wider seinen Willen dem Ursprunge vieler Nerven aus dem Gehirne sehr deutlich und nachdrücklich das Wort zu reden, ob er uns wohl an andern Stellen gern überreden mögte, daß die Nerven mit dem Gehirn gar nichts Gemeinschaftliches, gar keine Verbindung hätten. Wirkliche Zergliederer hingegen, und unter ihnen die berühmtesten, haben den Ursprung aller Nerven des menschlichen Körpers aus dem großen und kleinen Gehirn aus dem verlängerten und Rückenmark hergeleitet. Insofern aber das verlängerte Mark aus der Vereinigung der markigen Kanäle des großen und kleinen Gehirns entspringet, das Rückenmark aber eine bloße Fortsetzung des verlängerten Markes ist, so nehmen im eigentlichen oder allgemeinen Verstand alle Nerven des Körpers ihren ersten Ursprung theils aus dem großen, theils aus dem kleinen Gehirn. Hr. Winslow selbst, in seiner Exposition anatomique Tom. III. p. 137, könnte den Hrn. v. Buffon davon überzeuget haben. M.

dem ohnerachtet weder an Empfindung, noch an Bewegung oder Leben fehlte? giebt es nicht ganze Klassen von Thieren, Insekten z. B. und Würmer, bei welchen das Gehirn weder eine deutliche, noch sichtbare Masse auszumachen scheinet? man bemerkt an ihnen blos einen gewissen Theil, welcher mit dem verlängerten und Rückgradsmark in Verbindung stehet *). Man hätte folglich mehr Ursache, den Sitz der sinnlichen Rührungen und Empfindungen im Rückenmark, das keinem Thiere fehlet, als im Gehirn oder in einem Theil des Körpers, zu suchen, der nicht bei allen empfindenden Wesen gefunden wird.

Die größte Hinderung, im Fortgange der menschlichen Kenntniß, liegt nicht so wohl in den Sachen selbst, als in der Art, wie man sie betrachtet. So zusammengesetzt auch immer die Maschine des menschlichen Körpers seyn mag, so ist sie es doch weit minder, als die Vorstellungen, die man sich davon zu machen pfleget. Man würde lange nicht so viel Schwierigkeiten finden,

*) Und was hält uns denn ab, diesen gewissen Theil, welchen große Insektenzergliederer an Insekten und Würmern gezeiget, für das Gehirn derselben zu halten? M.

ben, die Natur so, wie sie ist, als wie sie uns dargestellet wird, zu erkennen. Sie zeigt sich uns ohne Schleier, und wir leihen ihr selbst eine Maske, wir hüllen sie gleichsam in unsre Vorurtheile und nehmen als zuverläßig an, sie handle und wirke gerade so, wie wir denken und handeln. Gleichwohl sind ihre Wirkungen offenbar und einleuchtend, unsere Gedanken aber von denselben dunkel und irrig. Wir entstellen ihre Werke durch einen Zusatz der abgesonderten Begriffe unsers Verstandes, wir lassen sie nach den Mitteln, deren wir uns bedienen würden, handeln, urtheilen von ihren Endzwecken blos nach unsern Absichten und pflegen allenthalben ihren sich immer ähnlichen Wirkungen und unträglichen Erscheinungen, die veränderliche, blendende Täuschungen unsrer Einbildungskraft beizumischen.

Ich rede hier nicht von solchen blos willführlich angenommenen Lehrgebäuden, oder von jenen muthwillig erdachten Sätzen, denen es beim ersten Anblick schon anzusehen ist, daß man uns Grillen für Wirklichkeit aufheften will. Ich meine vielmehr die Lehrarten, vermittelst welcher man die Natur wirklich untersuchet. Die gewöhnliche Art, Versuche zu machen, hat selbst

mehr Irrthümer erzeugt, als Wahrheiten entdecket. Ob man wohl durch Versuche am sichersten zu gehen scheinet; so ist dieser Weg doch nur insofern zuverläßig, als man ihn gerade zu verfolget. Bei der geringsten Ausbiegung geräth man in unfruchtbare Gegenden, wo man einige hier und da zerstreute Gegenstände nur im Dunkeln erblicket. Man strenget indessen alle Kräfte an, dieselben unter einander dadurch zu verbinden, daß man unter ihnen gewisse Aehnlichkeiten und gemeinschaftliche Eigenschaften voraussetzet. Weil man nun auf diesen selbst gemachten krummen Wegen zutraulich hin und wieder gehet, so glaubt man einen von der Natur gebahnten Weg vor sich zu haben. Wenn er auch zu nichts führet, so wird er doch von jedem betreten. Die Lehrart wird allgemein angenommen und man begnüget sich, statt der Grundsätze, mit bloßen Folgerungen.

Ich könnte hiervon einen deutlichen Beweis anführen, wenn ich den Ursprung dessen, was man in allen, sowohl abstrakten, als wirklichen Wissenschaften, Grundsätze nennet, in seiner ganzen Blöße darstellen wollte. Bei der ersten Art von Wissenschaften beruhen alle Grundsätze hauptsächlich auf die Kunst, Begriffe abzuziehen,

d. i. auf eine oder mehrere Voraussetzungen *); bei der andern bestehen die Grundsätze blos aus guten oder schlechten Folgerungen, die man aus den einmal beliebten Methoden gezogen.

Wir wollen blos bei der Zergliederungskunst stehen bleiben. Glaubte nicht der erste, welcher über seine natürliche Widerstrebung so viel gewann, einen menschlichen Körper öffnen zu können, bei der ersten Durchsuchung, Zergliederung und Auseinanderlegung aller Theile desselben, so gleich den ganzen Bau, den Mechanismus und alle Verrichtungen des menschlichen Körpers kennen zu lernen? Aber mußte er nicht auch, weil er die Sache unendlich verworrener fand, als er sich vorgestellet hatte, alsbald seine Gedanken fahren lassen? Man war also gezwungen, eine Lehrart, nicht so wohl zum Erkennen und Beurtheilen, als vielmehr allein zum Sehen, und zwar zum regelmäßigen Sehen, zu erfinden. Diese Lehrart war aber nicht das Werk eines einzigen Mannes. Es ist alle Jahrhunderte hindurch an ihrer

*) Meinen Beweis hiervon lese man im 1ten Bande der allg. Naturgeschichte, am Schlusse der ersten Abhandlung A. D. V.

rer Verbesserung gearbeitet worden, und sie allein macht noch heut zu Tage unsern geschicktesten Zergliederern genug zu schaffen. Demohnerachtet ist diese Methode noch nicht die Wissenschaft selbst, sondern blos der Weg, der zu ihr führen sollte, durch welchen man auch vielleicht wirklich dahin gelangen mögte, wenn man, statt immer einen schmalen Fußsteig in gerader Linie zu verfolgen, den Weg erweitert, und immer die Zergliederung der Menschen mit der Zergliederung der Thiere verbunden hätte.

Denn was läßt sich wohl aus einem einzelnen Gegenstand, ohne Vergleichung mit andern, für Gründlichkeit in der Kenntniß schöpfen? gründet sich nicht viel mehr alle menschliche Wissenschaft auf die Vergleichungen, welche der menschliche Witz zwischen ähnlichen und unterschiedenen Dingen, zwischen ihren übereinstimmenden und von einander abweichenden Eigenschaften, imgleichen zwischen allen Beziehungen derselben zu machen wußte? das für sich bestehende (l'absolu,) wenn es wirklich vorhanden ist, gehört nicht in den Umfang unserer Einsichten. Wir können von Dingen anders nicht urtheilen, als nach den Verhältnissen und Aehnlichkeiten, welche sie unter einander haben. So oft man sich also

in

in einer gewissen Lehrart mit einem einzelnen Gegenstand beschäftiget, und ihn ohne Rücksicht und Beziehung auf dasjenige betrachtet, was ihm gleichet oder von ihm unterschieden ist, wird man zuverläßig zu keiner wirklichen Kenntniß gelangen, am allerwenigsten aber sich bis zu einem einzigen, allgemeinen Grundsatz erheben. Man wird nichts weiter liefern können, als blosse Namen und Beschreibungen der Sache und aller ihrer Theile. In der That ist auch die Zergliederungskunst, seit drei tausend Jahren, da man anfieng, menschliche Leichname zu zergliedern, bis jetzo noch ein bloßes Wörterbuch; und man scheinet kaum einige Schritte zu ihrem wirklichen Gegenstand, oder zur Wissenschaft der thierischen Oekonomie oder Physiologie gethan zu haben *).

Wie fehlerhaft ist nicht auch die Lehrart selbst, welche doch, da es bei ihr blos auf das Beschauen und auf Benennungen dessen,

*) Als Hr. von Buffon dieses schrieb, mußte ihm die Physiologie des großen v. Haller wohl noch gänzlich unbekannt seyn, er würde sich sonst hoffentlich bei dieser Gelegenheit etwas vortheilhafter für die physiologischen Kenntnisse der heutigen Arzneiverständigen ausgedrucket haben. M.

sen, was man gesehen, ankömmt, nothwendig deutlich und einfach seyn sollte! Da man sich überredet hatte, daß die Kenntniß der Namen die eigentliche Wissenschaft selbst ausmache, war man hauptsächlich darauf bedacht, die Menge der Benennungen zu vermehren und zu vervielfältigen, anstatt sich einer Einschränkung in der Zahl der Sachen zu befleißigen. Mat hat sich in umständlichen Beschreibungen vertiefet, und Verschiedenheiten da entdecken wollen, wo alles einander ähnlich war. Durch eine Schöpfung neuer Namen, glaubte man auch neue Sachen bekannt gemacht zu haben. Man beschrieb mit einer nichts bedeutenden Genauigkeit die allerkleinsten Theilchen. Die Beschreibung eines noch kleinern, von den vorigen Zergliederern entweder übergangenen oder nicht geachteten Theilchens, nennte man Entdeckung. Die Namen selbst waren oft von Gegenständen genommen, welche mit denen, die man damit bezeichnen wollte, gar in keinem Verhältniß standen. Dadurch wurde die Verwirrung noch immer größer. Die beim Gehirn sogenannte Testes *) und Na-

*] Testes cerebri oder Gehirnhoden sind im Gehirn zwo hodenähnliche Erhöhungen, gleich neben der Zirbeldrüse. M.

Nates *), was stellen sie wohl anders vor, als Theile des Gehirnes, welche dem Ganzen gleichen? wozu also ihre besondere Namen? diese gerade zu gewählte oder nach Anleitung eines Vorurtheils ertheilte Benennungen, erzeugten in der Folge wieder neue Vorurtheile und gewagte Meinungen. Noch andere Namen, die man entweder nicht hinlänglich betrachtete oder gar nur erdichteten Theilen beilegte, waren abermals Quellen neuer Irrthümer.

Was hat man nicht der Zirbeldrüse und dem vorgeblichen leeren Raum im Gehirne, den man das Gewölbe nennet, für Nutzen und Verrichtungen zuschreiben wollen? da doch erstere nichts, als eine Drüse: die Wirklichkeit des letztern aber noch sehr zweifelhaft ist, und vielleicht, als ein leerer Raum, vielmehr durch die Hand des Zergliederers, oder durch die Art der Zer-

*) Nates cerebri, Gehirnbacken. Im Gehirn liegen vier sogenante Zwillingserhöhungen. (Tubercula mammillaria oder quadrigemina) dichte neben einander. Die obere größere und breitere werden die Nates, die zwo untere aber Testes cerebri, genennet.

M.

Zergliederung entstanden, als von der Natur gebildet seyn mag *).

Das schwereste in den Wissenschaften ist also nicht sowohl die Erkenntniß der Dinge, welche die unmittelbare Gegenstände derselben ausmachen, als vielmehr die traurige Nothwendigkeit, ihnen erst alle die unzählige falsche Hüllen abzunehmen, womit sie umhangen, und sie von dem falschen Anstrich zu befreien, wodurch sie entstellet worden; den Grund oder die Schlüsse der Lehrart, nach welcher man sie lernet, genau zu prüfen, alles Willkührliche davon absondern, und endlich, durch viele

*] Man lese hierüber die Abhandlung des Steno. A. D. V.

Indessen wär es doch immer sonderbar genug, wenn unter mehr als tausend Zergliederern, keiner gewesen, der diesem Fehler ausweichen können, ein Gewölbe, wo die Natur keines gebildet, hervor zu bringen. Ich müßte hier aber die ganze Zergliederung des Gehirns und einen großen Theil der Physiologie wiederholen, wenn ich in diesem Kapitel den Hr. V. in Anmerkungen widerlegen wollte. Von wem sollte ich aber dafür einen Dank erwarten? da jeder, dem an der nähern Kenntniß dieser Sachen gelegen ist, lieber die neuern Quellen selbst zur Hand nehmen und alles im Zusammenhang untersuchen, als in kurzen Anmerkungen, sich lüstern machen und nicht sättigen lassen wird. M.

se Bemühungen, die angenommene Vorurtheile und Irrthümer, die aus einem solchen Gemische des Willkührlichen mit dem Wahren entstehen mußten, einsehen zu lernen. Dies alles wird blos dazu erfordert, die Natur wieder zu finden. Um sie aber zu erkennen, darf man sie hernach nur immer mit sich selbst vergleichen.

In der ganzen thierischen Einrichtung scheint allerdings die Natur noch sehr versteckt und geheimnißvoll zu handeln. Nicht sowohl blos darum, weil der Gegenstand derselben sehr verwickelt und unter allen ihren Werken der menschliche Körper am wenigsten einfach ist, als vielmehr, weil man sie nicht mit ihr selbst verglichen hat. Blos durch die Vernachläßigung dieser Vergleichungsmittel, die allein fähig waren, uns eine helle Fackel aufzustecken, ist man in der Finsterniß des Zweifels und in der schwankenden Ungewißheit angenommener Sätze geblieben. In viel tausend Büchern von Beschreibung des menschlichen Körpers findet man kaum einige verlohren hingeworfene Nachricht vom Bau der thierischen Körper. Die kleinsten Theile des Menschen hat man aufgesucht, gefunden, benennet und beschrieben, ohne sich darum zu bekümmern, ob man bei den Thieren eben-

falls, ich will nicht sagen blos diese kleine, sondern auch die größern Theile, antreffe. Man eignet gewissen Gliedmaßen bestimmte Verrichtungen zu, man untersucht aber nicht, ob nicht in andern, dieser Gliedmaßen beraubten Wesen, diese Verrichtungen dennoch gleichfalls statt finden? Bei allen Erklärungen also, die man von den unterschiedenen Theilen des thierischen Baues geben wollen, zeigte sich der doppelte Nachtheil, daß man sich so gleich an den verwickeltsten Gegenstand gewaget und hernach von diesem Gegenstand geurtheilet hatte, ohne sich dabei auf andere Beziehungen zu gründen, oder sich des nöthigen Beistandes der Aehnlichkeiten oder Analogie zu bedienen.

Wir sind überhaupt in diesem ganzen Werk einer ganz eignen Lehrart gefolget, und haben allenthalben die Natur mit ihr selbst verglichen, sie nach ihren Verhältnißen, Uibereinstimmungen, Abweichungen und nach ihren äußersten Grenzen betrachtet. Wenn ich mich auch hier nur auf das berufe, was ich bisher von den zur thierischen Einrichtung gehörigen Materien zu sagen Gelegenheit gefunden, als von der Zeugung, den Sinnen, der Bewegung, den Empfindungen und der Natur

der Thiere; so wird es nicht schwer seyn, zu begreifen, daß, außer einer bisweilen ziemlich anhaltenden, allezeit aber nothwendigen Arbeit, die falsche Begriffe auszurotten, die Vorurtheile zu vertilgen, das Willkührliche von dem Wesentlichen der Sachen abzusondern, keine andere Kunst, als die Vergleichung, dabei angewendet worden. Sollte es mir also gelungen seyn, etwas zur mehrern Aufklärung dieser Gegenstände beizutragen zu haben; so hat man es nicht sowohl meiner Geschicklichkeit, als der Methode beizumessen, der ich beständig folgte, und sie so sehr, als meine Einsichten verstatten wollten, zu erweitern und allgemein zu machen suchte. Da sich nun das Maß unsrer Einsichten, durch Zergliederung und Untersuchung der innern Theile der Thiere, immer mehr vergrößert; da man ferner, um den thierischen Bau richtig beurtheilen zu können, auf diese Art wenigstens alle Thiergeschlechter muß gesehen haben; so werden wir uns, vor gehöriger Bekanntmachung aller einzelnen Erfahrungen, mit Festsetzung der allgemeinen Begriffe nicht übereilen.

Genug wenn wir vorläufig nur gewisse Vorfälle beibringen, die zwar von der Theorie der Empfindung und des Geschmackes

abhängen, in die wir uns gegenwärtig nicht weiter einlassen wollen, aber doch schon allein genugsam erweisen können, daß der Mensch, im Stande der Natur, sich im Genuß der Nahrungsmittel niemals blos auf Getreide, Kräuter oder Früchte eingeschränket, sondern von je her sich, wie die meisten Thiere, mit Fleisch zu beköstigen gesucht habe.

Die pythagorische Lebensordnung, welche von alten und neuen Weltweisen, sogar von einigen Aerzten mit so glänzenden Lobeserhebungen beleget worden, hat nie die Natur selbst eingegeben. Im ersten goldenen Weltalter, begnügte sich der Mensch, noch unschuldig, als die Tauben, vornämlich an Eicheln und Wasser. Sein Unterhalt war allenthalben anzutreffen. Er wußte daher nichts von Unruhe, war ohne Abhängigkeit, sein eigner Herr, und lebte mit sich selbst und mit allen Thieren in einem ungestörten Frieden. Sobald er aber seinen Adel vergaß, und seine Freiheit der Geselligkeit, oder Vereinigung mit seines Gleichen aufopferte, traten gleich der Krieg und das eiserne Weltalter, an die Stelle der goldnen Zeit und des Friedens. Die ersten Früchte seiner verderbten Natur waren Grausamkeit, Begier=

gierde nach Fleisch und Durst nach Blute. Sitten und Künste vollendeten sein Verderben.

Das waren je her die Vorwürfe, die gewisse strenge Weltweisen und roh denkende Menschenfreunde, dem geselligen Menschen zu machen pflegten. Sie entwarfen dieses Gemälde, um ihren persönlichen Stolz auf die Erniedrigung des ganzen Geschlechts zu bauen. Das Gemälde schimmert aber blos in einem seltsamen Kontrast, und hat vielleicht nur darum einen Werth, weil es gut ist, bisweilen den Menschen mit eingebildeten Glückseligkeiten zu schmeicheln.

Dieser eingebildete Zustand der Unschuld, der äußersten Mäßigkeit, der gänzlichen Enthaltung des Fleisches, der vollkommnen Gemüthsruhe, des ungestörten Friedens — ist er wohl etwas anders, als ein süßer Traum? als ein Werk der geschäftigen Einbildung? Ist er nicht vielmehr ein Märchen, worin der Mensch, wie das Thier, redend eingeführt und, wie bei jeder Fabel, durch Lehren und Beispiele unterhalten wird? konnte wohl die Tugend eher, als die Gesellschaft, statt finden? kann man wohl mit gutem Gewissen den Verlust dieses wilden Zustandes

beklagenswerth nennen? oder den Menschen im Bild eines wilden Thieres höher, als in der Würde des gesitteten Mitbürgers achten?

Der finstre Weltweise wird hier mit einem lauten Ja uns antworten. Denn die Geselligkeit, sagt er, ist allein die Quelle alles Unglückes. Was hätten wir im Stande der Natur an der Tugend eingebüsset, wenn Glückseligkeit unser Loos geblieben, oder auch der Mensch in diesem Zustande nur minder elend, als er jetzo ist, gewesen wäre? Sind nicht Freiheit, Gesundheit und Stärke, der mit einer demüthigenden Sklaverei vergesellschafteten Weichlichkeit, Empfindsamkeit und der Wollust selbst, weit vorzuziehen? Ist nicht Befreiung vom Elend eben so viel werth, als der Genuß der Vergnügungen? und was bedarf man sonst, um glücklich zu seyn, als nichts zu verlangen?

Wenn dieses richtig wäre, so müßten wir auch eingestehen, es wäre viel angenehmer, pflanzenartig zu wachsen, als zu leben, viel reizender, keine Begierde zu haben, als seine Begierde zu befriedigen; viel besser, in einem unempfindlichen Schlafe zu ruhen, als die Augen zum Gebrauch des Gesichts und zum Genuß unsrer Empfin-

pfindungen zu öfnen. Das ist aber eben soviel, als unsre Seele der Betäubung, unsern Verstand aber der Finsterniß überlassen, uns nie weder jener, noch dieses bedienen, uns weit unter die Thiere herabsetzen, kurz bloße Klumpen einer an der Erde befestigten rohen Materie vorstellen wollen.

Nun wollen wir aber vom Disputiren zu wirklichen Untersuchungen, und von unsern bisherigen Gründen, zu Erfahrungen übergehen. Wir haben alsdann aber nicht mehr den eingebildeten, sondern den wirklichen Zustand der Natur vor Augen. Wofür hat man den wilden Bewohner der Wüsteneien zu halten? für ein ruhiges Thier? oder für einen glücklichen Menschen? denn wir sind nicht gesonnen, mit jenem Weltweisen, einem der kühnsten Tadler unserer Menschheit, Herrn Rousseau, anzunehmen, daß zwischen dem blos natürlichen und einem wilden Menschen ein größerer Zwischenraum, als zwischen einem Wilden und uns, statt finde; oder daß die vor Erfindung der Sprache verflossene Zeitalter weit länger, als die Jahrhunderte gewesen, die erfordert wurden, die Zeichen und Sprachen vollkommner zu machen; weil meines Erachtens alle Voraussetzun-

gen da entfernt werden müssen, wo es darauf ankömmt, geschehene Dinge zu beurtheilen, und weil man sichs zu einem Gesetze zu machen hat, seine Zuflucht nicht ehe zu Voraussetzungen zu nehmen, bis alles, was die Natur uns darbietet, erschöpfet worden.

Nun sehen wir aber, daß man auf ziemlich unmerklichen Stufen von den erleuchtetsten und gesittetsten Völkern, zu etwas ungeschicktern, von diesen zu noch rohern, die aber doch durch Könige und Gesetze regieret werden, von diesen rauhen Menschen aber zu den Wilden herabsteigt, welche sich nicht alle gleichen, sondern bei denen man wieder eben so viel unterschiedene Abfälle bemerkt, wie bei gesitteten Völkern; daß einige derselben ziemlich zahlreiche, von gewissen Oberhäuptern beherrschte Völkerschaften, andere hingegen kleine Gesellschaften ausmachen, die sich blos nach Gebräuchen richten; diejenigen aber, die noch am einsamsten und am freiesten leben, doch wenigstens Familien ausmachen und ihren Familienvätern gehorsamen. Ein Reich, von einem Monarchen, und eine Familie, von einem Altvater beherrschet, sind die beiden äußersten Grenzen der Gesellschaft, zugleich auch die äußersten Grenzen der Natur

Wenn diese Grenzen in der That sich weiter ausdehneten, würde nicht unter allen, welche die Einöden der Erde durchreiseten, irgend Jemand menschliche, der Sprache beraubte Thiere, taub gegen die Stimme und alle Zeichen, oder zerstreute Männchen und Weibchen, verlaßne Jungen u. s. w. entdecket haben? Ich behaupte sogar, wenn man nicht etwa die vormalige Beschaffenheit des menschlichen Körpers von der gegenwärtigen ganz unterschieden und ein weit schleunigers Wachsthum annimt, daß unmöglich der Mensch jemals, ohne eine Familie zu bilden, gelebt habe. Die Kinder müßten ja nothwendig umkommen, wenn sie nicht wenigstens einige Jahre hindurch von den Aeltern gewartet und gepfleget würden; da neu geborne Thiere hingegen des Beistandes ihrer Mütter nur wenige Monate bedürfen.

Diese physikalische Nothwendigkeit wäre schon allein zu dem Beweis hinlänglich, daß die Dauer und Vermehrung des menschlichen Geschlechts von der Gesellschaft allein abhänge, die Vereinigung der Aeltern aber mit ihren Kindern eben so natürlich, als nothwendig, sey. Eben diese Vereinigung muß schlechterdings eine gegenseitige dauerhafte Zuneigung zwischen Aeltern und Kin-

Kindern erzeugen. Das ist aber schon genug, unter ihnen gewisse Gebärden Zeichen, Töne, kurz alle Ausdrücke der Empfindung und der Bedürfniß festzusetzen. Die Erfahrung bestätigt genugsam, was wir hier behaupten. Denn die allereinsamsten Wilden verstehen sich unter einander, wie andere Menschen, beim Gebrauch gewisser Zeichen und Worte.

Der blos natürliche ist also ein ganz bekannter Zustand — nämlich der Zustand eines Wilden in der Wüste, der aber in Familie lebt, seine Kinder erkennet und von ihnen erkannt wird, sich einer Sprache gegen sie bedienet, welche sie alle verstehen. Das in den Wäldern von Champagne vordem gefundene Mädchen *), und der wilde Mann, den man in den hannoverischen Forsten angetroffen, sind keine Beweise für das Gegentheil. Sie haben ihr Leben in einer völligen oder beständigen Einsamkeit zugebracht, und weder von dem, was Gesellschaft, noch von dem, was Zeichen oder Sprache heißt, auch nur die geringsten Begriffe sammlen können. Hätten sie aber einander in der Wildniß begegnet, so würde

*) S. allg. Gesch. der Natur VI. Band, S. 355 ꝛc.

de der natürliche Hang zur Geselligkeit sie hingerissen, das Vergnügen sie vereiniget, und durch eine gegenseitig empfundne Anhängigkeit es bald so weit gebracht haben, einander zu verstehen. Ihre erste Unterhaltung würde die Sprache der Liebe gewesen, uud auf diese die Sprache der Zärtlichkeit unter ihnen und ihren Kindern erfolget seyn. Außerdem waren diese beide Wilden von geselligen Menschen entsprossen, und waren im Wald ohnstreitig, nicht etwan in den ersten Lebensjahren, denn wie hätten sie dann das Leben erhalten können, sondern im 4. 5. oder 6ten Jahre des Lebens, kurz in einem Alter verlassen worden, da ihr Körper schon genugsame Kräfte besaß, zu Aufsuchung ihres Unterhaltes behilflich zu seyn, ihr Verstand aber noch zu schwach war, die vormals erlangte Begriffe zu behalten.

Nun wollen wir einmal den blos natürlichen Menschen oder den in Familie lebenden Wilden etwas näher betrachten. Wenn sich auch diese Familie noch so langsam vermehret, so wird er doch früh genug das Oberhaupt einer zahlreicherern Gesellschaft seyn, in welcher alle Glieder einerlei Lebensart führen, einerlei Gebräuche befolgen und einerlei Sprache reden

wer-

werden. Bei der dritten, höchstens vierten Zeugung müssen dann schon wieder neue Familien entstehen, die zwar von einander abgesondert wohnen, aber doch vermöge der Bande gemeinschaftlicher Gebräuche und Sprache, nur eine, obwohl kleine Nazion ausmachen. Mit der Zeit wird eine solche Nazion, bei stärkerem Anwachs, entweder nach Beschaffenheit der Umstände, nur eine starke Völkerschaft bilden, oder jeder Stamm besonders in einem Zustande, gleich demjenigen verbleiben, den wir an wilden Völkern haben kennen lernen. Es wird hierbei vornämlich darauf ankommen, ob solche noch unwissende Menschen nahe bei gesitteten und erfahrnen, oder weit von diesen entfernet wohnen. Wenn sie unter einer angenehmen Himmelsgegend, in einem gesegneten Land, einen ansehnlichen Raum ungehindert einnehmen können, und über dessen Grenzen entweder lauter Einöden oder eben so unwissende Menschen antreffen, so werden sie in ihrer Wildheit beharren, und gegen ihre Nachbarn sich, nach Bewandniß der Umstände, entweder freundschaftlich oder feindselig betragen. Sollten sie aber unter einer strengern Himmelsgegend, in einem unfruchtbaren Lande sich durch die Menge beschwerlich fallen,

oder

oder sich in Ansehung des Raums zu ein=
geschränket finden; so werden sie Kolonien
errichten, oder Einfälle thun, sich aus=
breiten, und mit andern Völkern vermi=
schen, welche sie entweder besiegen, oder
von welchen sie zu Sklaven gemacht wer=
den. In jedem Zustand also, unter allen
Umständen, und in allen Himmelsgegenden,
strebet der Mensch mit gleicher Sehnsucht
nach Gesellschaft. Dieses Verlangen ist ei=
ne beständige Folge einer nothwendigen Ur=
sache, weil sie selbst auf das Wesen der
Gattung, nämlich auf deren Fortpflan=
zung, gegründet ist.

Genug von der Gesellschaft, welche wir
auf solche Art in der Natur selbst gegrün=
det finden! Nun wollen wir einmal die
Beschaffenheit der Begierden und des Ge=
schmacks der Wilden untersuchen. Da wird
man deutlich sehen, daß kein einziger blos
von Früchten, Kräutern oder Getreide le=
bet. Alle pflegen vielmehr dem Fleische,
den Fischen und andern Nahrungsmitteln
den Vorzug einzuräumen. Sie finden kei=
nen sonderlichen Geschmack am lautern Was=
ser, und suchen sich schmackhaftere Geträn=
ke entweder selbst zu verfertigen, oder an=
ders woher zu verschaffen.

Die südlichen Wilden trinken den Palmsaft, die nördlichen verschlucken den eckeln Wallfischthran in langen Zügen; andere bereiten sich wieder gährende Getränke, und alle haben eine allgemeine bestimmte und unüberwindliche Begierde nach gebrannten Wassern. Die vorzüglichste Geschicklichkeit, welche der anfängliche Mangel an allen Bedürfnissen sie lehrete und wozu ihre natürliche Begierden sie aufmunterten, ist auf die Verfertigung der Geräthschaften zur Jagd und Fischerei eingeschränket. Ein Bogen, Pfeile, eine Keule, Netze, ein Kahn — hierin bestehen die größten Künste der Wilden, die sich auch auf keinen andern Gegenstand verbreiten, als auf die Mittel, sich ihrem Geschmack gemäß zu nähren. Ihr Geschmack scheint auch vollkommen mit den Forderungen der Natur überein zu stimmen. Denn wir haben schon anderwärts *) erinnert, daß der Mensch nicht von Gewächsen oder Kräutern allein leben könne, und an bloßer Entkräftung umkommen würde, wenn er nicht auch kräftigere Nahrung zu sich nähme. Da er nur einen Magen und kurze Gedärme hat, so kann er nicht, wie der mit

*] Geschichte der vierf. Thiere I. Band, p. 325.

mit vier Magen und einem sehr langen Darmkanal begabte Ochs, auf einmal einen großen Vorrath einer so magern Kost zu sich nehmen, welches doch schlechterdings nothwendig wäre, die schlechtere Beschaffenheit solcher Nahrung durch ihre Menge zu ersetzen. Mit den Früchten und Getreide hat es fast eben diese Bewandniß. Diese würden ihm eben so wenig hinlängliche Nahrung gewähren. Er würde viel zu viel davon genießen müssen, um daraus den zu seiner Nahrung erforderlichen Vorrath organischer Theilchen zu ziehen. Das Brod wird zwar aus dem reinsten Theile des Korns bereitet; ja das Korn selbst, wie auch unser übriges Getreide und Feldfrüchte, welche durch Hilfe der Kunst vollkommner gemacht worden, sind mit mehrern organischen und nährenden Theilen angefüllt, als die Körner in ihrer natürlichen Beschaffenheit zu seyn pflegen. Dennoch würden, das Brod und die Feldfrüchte, wenn sich der Mensch davon allein ernähren sollte, kaum vermögend seyn, ihn bei einem siechen und kraftlosen Leben zu erhalten.

Man betrachte nur einmal jene fromme Einsiedler, welche sich alles dessen, was gelebet hat, enthalten, aus heiligen Be-

we-

wegungsgründen ihren Antheil an den Gaben des Schöpfers freiwillig aufgeben, sich der Sprache berauben, alle Gesellschaft fliehen und sich in geheiligten Mauern, woran die Natur selbst scheitern muß, verschließen. In diesen Freistädten oder in diesen lebendigen Gräbern eingekerkert, wo lauter Bilder des Todes herrschen, schleichen sie mit erblaßten Gesichtern, halb verloschnen Augen und schmachtenden Blicken herum. Ihr Leben scheint sich mit Gewalt noch zu erhalten. Sie essen, ohne satt zu werden. So sehr sie auch ihr heiliger Eifer aufmuntern mag, (denn die Stärke der Seele verbreitet sich oft auf den Körper,) so sind sie doch in wenigen Jahren das Opfer ihrer grausamen Enthaltung. Ihr scheinbares Leben ist nichts, als ein langsamer, täglich empfundener Tod, ihr Tod selbst aber ist nicht sowohl das Ende ihres Lebens, als die Vollendung ihres langsamen Todes.

Anstatt also, daß die Enthaltung vom Fleisch der Natur sollte gemäß seyn, dient sie vielmehr zu ihrer wirklichen Zerstörung. Ein Mensch, dem eine solche Lebensordnung zur Nothwendigkeit gemacht würde, könnte wenigstens in unsern Himmelsgegenden, sich eben so wenig erhalten, als

ver-

vermehren. In südlichen Ländern, wo die Früchte reifer, die Pflanzen kräftiger, die Wurzeln saftiger, die Körner aber nahrhafter sind, wär es vielleicht eher möglich, mit einer solchen Kost sich zu behelfen. Indessen machen die Brachmanen vielmehr eine Sekte, als ein wirkliches Volk aus, und ihre Religion, so alt sie auch immer seyn mag, hat sich nicht über die Grenzen ihrer Schulen, am wenigsten über die Grenzen ihrer Himmelsgegenden erstrecket.

Diese auf Metaphysik gegründete Religion ist ein stark auffallendes Beispiel des Schicksales der menschlichen Meinungen. Wenn man die noch übrige Trümmern vormaliger Kenntnisse zusammen nimmt, so wird man gewahr, daß in den ältesten Zeiten die Wissenschaften sehr weit und vielleicht schon höher getrieben waren, als in unsern Tagen. Man wußte schon viel eher, als wir, daß alle beseelte Wesen gewisse unzerstörbare, stets fortlebende, aus einem Körper in den andern übergehende Theilchen enthielten. Diese Wahrheit, welche anfänglich die Weltweisen, und hernach sehr viel andere Menschen annahmen, erhielt ihre Reinigkeit nur in den erleuch-

teten Jahrhunderten. Weil aber hierauf eine große Finsterniß im Reich der Wissenschaften erfolgte; so erinnerte man sich der belebten organischen Theilchen blos noch, um sich einzubilden, daß dasjenige, was bei dem Thiere das Leben ausmacht, wahrscheinlich ein unzerstörbares Ganzes wäre, das nach dem Tode sich wieder von dem Körper trennete. Dies eingebildete Ganze nennte man eine Seele, die man hernach, als ein wirklich vorhandenes Wesen, allen Thieren zueignete. Da man diesem eingebildeten Wesen den wahren, aber entstellten Begriff des Uiberganges der belebten Theilchen in andere Körper, noch beifügte, so hat man daraus endlich eine beständige allmählige Wanderung der Seelen aus einem Körper in den andern gemachet. Hiervon war der Mensch nicht ausgenommen. Die Sittenlehre wurde gar bald mit der Metaphysik vereiniget. Man zweifelte keinen Augenblick mehr an der Wahrheit, daß dieses überlebende Wesen auf seiner Wanderschaft alle seine Neigungen, Empfindungen und Begierden behalte. In schwachen Köpfen erregte dieses kein geringes Entsetzen. Und in der That kann das Erstaunen auch nicht gerin-

ringe seyn, wenn diese Seele, beim Abzug aus einer angenehmen Wohnung, den Körper eines Insekts oder eines unreinen Thieres beziehen sollte. Das war noch nicht alles. Die Furcht ist eine fruchtbare Mutter des Aberglaubens. Man war nur immer in zitternder Angst, man möchte, bei Abschlachtung eines Thieres, einen Mord an seiner Geliebten, an seinem Vater, oder an andern verstorbnen Freunden, begehen. Glückliches Vorurtheil für die Thiere! Nun wurden sie alle geschonet und als unsere Nächsten verehret. Endlich ward es zu einer allgemeinen Regel, theils aus Liebe, theils aus Pflicht sich des Genusses alles dessen, was Leben gehabt, gänzlich zu enthalten.

Dies war der Ursprung und Fortgang dieser alleraltesten Religion der Einwohner des festen Landes in Indien. Ihre Entstehungsart beweiset genugsam, wie bald und wie sehr die Wahrheit, wenn man sie dem Pöbel Preis giebet, entstellet wird. Eine philosophische Meinung muß nothwendig erst ihre ganze Gestalt verändern, ehe sie das Ansehen einer gemeinen Sage bekömmt. Vermittelst einer solchen Vorbe-

reitung wird sie aber zu einem desto dauerhaftern Religionsartikel, je allgemeiner die Vorurtheile herrschen, und wird für desto heiliger gehalten, weil eine solche Religion sich auf Mißverständnisse gründet, welche hinlängliche Dunkelheiten über sie verbreiten, um sie als geheimnißvoll, erhaben und unbegreflich, folglich desto ehrwürdiger darzustellen. Wird nun diese Verehrung des Unbegreiflichen und Geheimnißvollen endlich mit einiger Furcht begleitet; so ist nichts natürlicher, als daß eine solche Religion in Aberglauben und lächerliche Zeremonien ausarten muß, welche dennoch Wurzel fassen und Gebräuche veranlassen, die man zwar anfänglich sehr genau befolget, deren Eindruck aber mit der Zeit unvermerkt sich dermaßen verlieret, daß die Meinung selbst, aus der sie entstanden waren, sich nur noch in falschen Erzählungen und abgeschmackten Märchen verlieren wird.

Hieraus folgt ganz deutlich, daß jede, blos auf Meinung gegründete Religion falsch und veränderlich sey, und daß es Gott allein zukomme, uns die wahre Religion zu offenbaren, die eben deswegen un-

unveränderlich, unvergänglich und immer dieselbe bleiben wird, weil sie sich nicht auf unsere Meinungen gründet.

Doch wir müssen unsern Gegenstand nicht aus den Augen verlieren. Die gänzliche Enthaltung von Fleisch muß unsre Natur nothwendig schwächen. Wenn der Mensch sich wohl befinden soll, muß er diese kräftige Nahrung nicht allein genießen, sondern auch mit allerlei Arten derselben öfters abwechseln. Strebt er nach einer starken Leibesbeschaffenheit, so muß er zu dieser Absicht die zuträglichste Nahrungsmittel wählen, und weil er sich nicht anders in einem lebhaften Zustand erhalten kann, als wenn er sich oft neue sinnliche Rührungen verschaffet; so muß er seinen Sinnen hinlängliche Abwechslungen in den Gerichten, wie bei andern Fällen, gewähren, und so dem durch die Einförmigkeit in der Kost entstehenden Eckel vorbauen. Nur Uiberladung muß er meiden; denn Uibermaße ist weit gefährlicher, als übertriebne Enthaltsamkeit.

Thiere, welche nur einen Magen und kurze Gedärme haben, sind eben so, wie der, Mensch, zu fleischiger Nahrung ge-

zwungen. Man wird sich von dieser Uebereinstimmung und von dieser Wahrheit am besten durch eine Vergleichung der Länge des Darmkanals bei fleisch- und grasfressenden Thieren überzeugen. Es wird sich alsdann klärlich ausweisen, daß der Unterschied ihrer Lebensart sich auf ihre Beschaffenheit und Bildung selbst gründet, und sie allemal desto kräftigere oder magrere Nahrung zu sich nehmen, je größer oder kleiner der Raum der Behältnisse ist, welche die Nahrungsmittel in sich fassen sollen.

Hieraus muß indessen die Folgerung nicht gezogen werden, als ob die grasfressende Thiere durch eine physische Nothwendigkeit gezwungen wären, lauter Gras, wie die fleischfressende, aus gleichem Grunde, lauter Fleisch, zu fressen. Wir behaupten blos, daß Thiere mit vielen Mägen oder sehr weiten Därmen, die kräftigere und andern Thieren nothwendige Nahrung entbehren, aber nicht, daß sie dieselbe gar nicht genießen könnten. Hätte die Natur ihnen Waffen verliehen, sich zu vertheidigen, auf Thiere zu jagen und sie zu fangen, sie würden sich derselben ohnstreitig bedienet und sich bald an den Genuß des

Flei=

Fleisches und Blutes gewöhnet haben. Wir sehen ja Schafe, Kälber, Ziegen und Pferde sehr begierig Milch und Eier, also thierische Nahrung genießen, und, ohne daran gewöhnt zu seyn, gesalznes und gehacktes Fleisch zu sich nehmen. Man könnte daher annehmen, daß die Begierde nach Fleisch und andern kräftigen Speisen, bei den Thieren allgemein sey, aber mit mehr oder weniger Heftigkeit oder Mässigung sich äußere, nachdem es die besondere Beschaffenheit jedes Thieres erlaubet. Denn betrachtet man die Natur im Ganzen, so findet sich diese Begierde nicht blos bei den Menschen und unter den vierfüßigen Thieren, sondern auch unter den Vögeln, Fischen, Insekten und Würmern, für welche letztern alle Arten Fleisch vorzüglich bestimmt gewesen zu seyn scheinen.

Die Ernährung geschieht bei allen Thieren durch die organische Theilchen, wenn diese, durch Hilfe der Verdauung erst vom Unrath im Magen abgesondert, hernach dem Blute beigemischet worden, und sich allen Theilen des ganzen Körpers anpassen. Ohne Rücksicht aber auf diese Hauptwirkung, welche der vornehmste Zweck der Natur zu seyn scheinet, und mit der Be-

schaffenheit der Speisen immer in genauem Verhältniß stehet, bringen sie noch eine andere Wirkung hervor, welche sich auf das Maß ihrer Größe und Dicke beziehet. Der Magen bestehet, gleich den Därmen, aus biegsamen Häutchen, welche im Körper einen beträchtlichen Raum ausfüllen. Wenn diese Häutchen sich in ihrer Ausdehnung erhalten, zugleich aber der Kraft anderer nahe gelegenen Theile, gehörig widerstehen sollen, müssen sie beständig zum Theil angefüllet bleiben. Eine gänzliche Ausleerung dieses großen Raumes von allen Speisen, würde, durch den Mangel der nöthigen Ausdehnung von innen, diese Häutchen völlig einschrumpfen lassen; sie würden einander näher kommen, und endlich eines an den andern anwachsen. Das ist eigentlich die Entstehungsart des Einschrumpfens, der Ausmergelung oder der ersten Zufälle des äußersten Hungers

Ehe die Lebensmittel also den Körper wirklich zu nähren anfangen, stellen sie vorher im Körper der Menschen dasjenige vor, was in Schiffen der Ballast (oder die Ladung) ist. Ihre Gegenwart und ein gewisser Vorrath ist nothwendig, zwischen den innern, beständig auf und gegen ein-

an-

ander wirkenden Theilen ein Gleichgewicht zu erhalten. Wer also für Hunger stirbt, der stirbt nicht, weil es dem Körper an Nahrung, sondern weil es ihm an Ballast fehlte. Daher suchen auch die Thiere, besonders die vielfräßigen und unersättlichen, wenn sie den Hunger oder auch jene Mattigkeit fühlen, die vom innern leeren Raum entstehet, vor allen Dingen den leeren Raum anzufüllen und in dieser Absicht Erde, Steine u. s. w. zu verschlucken *). So haben wir Thon in einem Wolfsmagen gefunden **), und Schweine Lehm fressen gesehen. Die meisten Vögel verschlucken Kieselsteine u. s. w. nicht aus Wohlgeschmack, sondern aus Noth, und weil das Bedürfniß, ihr Geblüte durch neuen Verdauungssaft zu erfrischen, minder dringend, als die Nothwendigkeit ist, in den Haupt-

*) Wie das Beispiel der Straußen, Kasuaren und ähnlicher Vögel, im III. Bande der Vogelgeschichte klärlich zeiget.

M.

**) Dieses bestätigt auch der berühmte Pontoppidan im II B. seiner Naturg. v. Norrwegen p. 36 ꝛc. wo er vom Wolfe saget: Wenn der Hunger ihn allzusehr plaget, frißt er Lehm, wofern er welchen finden kann. Der Lehm

bleibt

theilen der thierischen Maschine beständig ein gehöriges Gleichgewicht der Kräfte zu erhalten.

bleibt aber in seinen Gedärmen, bis der Wolf endlich Fleisch zu fressen bekömmt, welches dann mit Gewalt den Lehm forttreibet und alsdann hört man ihn vor Schmerz, erbärmlich heulen. Wenn man seine Losung aufsuchet, findet man dann die Vermischung dieser fremden Materien beisammen.

M.

Besondere Geschichte
der
fleischfressenden Raubthiere.

der Wolf. Tab. LVII

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

XIV.

Der Wolf *).

Der Wolf gehört unter die Thiere, deren Begierde nach Fleisch am allerheftigsten ist. Obgleich die Natur ihm auch die Mittel zur Befriedigung dieser Begierde

*) Le Loup Buff. 8vo. T. VII. p. 185 Gr. λύκος Latein. Lupus Ital. Lupo. Span. Lobo. Engl. Wolf. Schwed. Ulf. Pohln. Wilk. Norrw. Ulven. Varg. Graabeen. S. Pontopp. Lupus. Gesn. Ic. Anim. Quadr. p. 79. Raj. Syn. An. Quadr. p. 173. Lupus vulgaris Klein Quadr. p. 70. Briss. Regn. anim. p. 235.

A. D. V.

Canis Lupus Linn. XII.58. Faun. Suec. §. 6. p. 3. Müllers Linn. Nat. Syst. I. p. 219. Tab. 31 f. 1. Lupus vulg. Charl. exerc. p. 15. The common Wolf. Ejusd. Onom. p. 13. Gesn. Quadr. p. 716, fig. p. 717. sat bona Aldrov. Quadr. dig. p. 144. Jonst. Quadr. p. 89. T. 58 f. sat bona. Rzac. H. Nat. Pol. p. 219. Auct. p. 312. Briss. Quadr. in 8vo. p. 170. Das Männ-

de verliehen und ihn mit Waffen, List, Behendigkeit und Stärke, kurz mit allem ausgerüstet, was ihm nöthig war, seinen Raub aufzusuchen, anzufallen, zu überwältigen, festzuhalten und aufzufressen; so befindet er sich doch oft in der äußersten Hungersnoth, weil der Mensch, sein abgesagter Feind, ihn gleichsam in die Acht erklä-

Männchen Loup, das Weibchen Louve, die Jungen. Louvetaux. Hebr. Zeeh. Chald. Deeba, Deba. Arab. Dib. Die Wölfin Zeebah. Bei den Sabinern Hirpus. Schwed. auch Warg. Krameri Austr. p. 313. Holzwolf, Rohrwolf. Lupus offic. Schrœd. 301. Schwenkf. Quadr. Siles. 106. Dalech. Pharm. 448. Charlet. Exerc. p. 75. Lupus vulg. s. terrestris communis. Canis sylvestris s. nocturnus. S. Geoffr. mat. med. VIII. p. 51. Leipz. Wochenblatt für Kinder. IV. B. p. 97 — 103. it. 105 — 107. (Aus dem Buffon.) it. Geograph. hist. physikal. und moral. Mancherlei II. Band p. 99 — 114. (Die ganze Buffonische Geschichte des Wolfes.) Meyers illum. Vorstell. der Thiere, I Th. p. 27. Tab. 35. Schrebers illum. Saugthiere II. Tab. 88. Hallens Thiere I. p. 496. D. Merkleins Thierr. p. 229. Ridingers jagdbare Thiere gr. Fol. Tab. 8. Ebendess. Entwurf einiger Thiere Fol. IV. Th. Tab. 63. Der umherstreichende Wolf Tab. 69. Der auf Raub laurende Wolf Tab. 70 ein den Raub verzehrender Wolf. Döbels Jägerpraktik, Fol. p. 34. Stellers Lappl. p. 51. Pontopp. Norrw. II. Th. p. 34. Krascheninikows Kamtschatka p. 125. Leems Finnmärk. Lappen p. 73 und 101. Vallm. de Bom. Dict. Tom. VI. p. 412 — 425. Onomat. Fore-

erkläret, indem er einen Preis auf seinen Kopf gesetzet, und ihn also zwingt, beständig auf der Flucht zu seyn oder seine Sicherheit in Wäldern zu suchen, wo er keinen andern Raub antrift, als einige wilde Thiere, die sich ihm durch die Schnelligkeit ihres Laufes entziehen, und sich nicht anders, als von ohngefähr, oder durch ein beschwerliches, oft vergebliches Auflauern an den Orten, wodurch sie ihren Weg nehmen, überraschen lassen.

Von Natur ist er plump und schüchtern. Blos die Bedürfnisse machen ihn sinnreich und

restalis &c. Tom. III. p. 1009, &c. Onom. Hist. nat. P. IV. p. 870 — 883. Ludwigs Kaufm. Lex. V. p. 961.

Von der Anatomie des Wolfes lese man ausser dem Daubenton die Ephem. Nat. Cur. Dec. II. An IX. Obs. 71. und Cent. X. app. 450. Valent. Amphith. Zootom. p. 140.

Wenn wir gesonnen wären, die Ordnung des Hrn. von Buffon zu stören, so hätten wir hier zugleich die Geschichte:

1) Des schwarzen Wolfes Canis Lycaon L. S. Buffon in 4to. VI. 1. p. 198 und Schrebers Saugthiere. Tab. 89.

2) Des

und die Nothwendigkeit verwegen. Der quälende Hunger verleitet ihn, aller Gefahr zu trotzen, und so gar Thiere, die unter menschlicher Obhut stehen, besonders solche anzufallen, die er so leicht mit sich fortschleppen kann, als Lämmer, kleine Hunde, junge Ziegen u. s. w. Wenn ihm ein räuberischer Anfall dieser Art gelungen, so wiederholt er ihn so oft, bis er endlich von Menschen oder Hunden verwundet, gejaget und übel zugerichtet wird. Nach einem solchen mißlungenen Streich bleibt er den ganzen Tag in seinem Lager, kömmt nur des Nachts zum Vorschein, läuft alsdann auf den Fluren umher, schleicht um die Wohnplätze herum, jagt auf unbewachte Thiere, fällt Schäfereien an, scharret unter den Thüren die Erde hin-

2] Des indianischen Wolfes oder der Hyäne S. Buffon 4to V. 1. p. 145. Schreber *l.* c. Tab. 96. und

3) Des Goldwolfes Canis aureus. Buff. 4to. VII. 1. p. 145 Jackal. Schreber T. 94. mit anführen können. Allein unser Vorsatz war gleich anfangs, dem Herrn von Buffon unverändert in seiner Methode, so wenig sie auch nach unserm Geschmack ist, zu folgen, weil wir uns nur zur Uebersetzung und nicht zur Umschmelzung seines Werkes anheischig gemacht hatten. M.

hinweg, und gräbt sich ein Loch, dringt wüthend in den Schafstall und reißt ohne Unterschied alles nieder, was ihm vorkömmt, bevor er den fortzuschleppenden Raub aus der Niederlage wählet. Wenn seine Steifereien fruchtlos ablaufen, ziehet er sich wieder in die dickste Waldungen zurück, leget sich dort aufs Lauern, suchet, wittert und jaget wilde Thiere in der Hofnung auf, daß ein anderer Wolf sie auf der Flucht anhalten, erhaschen und alsdann seinen Raub mit ihm theilen werde. Nimmt endlich der Mangel und sein Heißhunger überhand, so stellt er sich allen Gefahren blos, fällt Weiber und Kinder, oft gar Männer an, und geräth bei diesen Ausschweifungen in eine Wuth, welche mehrentheils in Raserei übergehet und sich mit dem Tod endigt.

Der Wolf hat sowohl von außen, als von innen so viel Aehnlichkeit mit dem Hunde, daß er mit ihm nach einerlei Form gebildet zu seyn scheinet. Indessen stellet er höchstens nur die umgekehrte Seite des Abdrucks vor und scheint alle Kennzeichen, die er mit dem Hunde gemein hat, unter einer ganz entgegen gesetzten Gestalt an den Tag zu legen. Es herrscht viel Gleichheit in den Formen dieser beiden Thiere,

 des

desto weniger aber in den Abformungen. Ihr Naturel ist so sehr unterschieden, daß nicht allein zwischen beiden eine natürliche Abneigung, sondern auch ein innerer Antrieb zu beständiger Feindseligkeit bemerket wird.

Ein junger Hund schauert beim ersten Anblick eines Wolfes. Die bloße Witterung desselben, so fremd und neu sie auch noch für ihn seyn mag, ist ihm dermaßen zuwider, daß er sich zitternd zwischen die Füsse seines Herren schmieget. Ein Bauerhund, welcher sich seiner Stärke bewust ist, sträubet sein Haar empor, wird erbittert, greift ihn muthig an, und bemüht sich, ihn in die Flucht zu jagen. Er bedient sich aller Kräfte, sich von einem so verhaßten Anblick loszumachen. Nie treffen sie zusammen, ohne sich entweder zu fliehen oder mit einander zu kämpfen, und zwar mit einer solchen Erbitterung zu kämpfen, die blos in dem Tode des einen oder des andern Befriedigung findet. Sieget in solchem Falle der Wolf, so zerreißet und verzehrt er seine Beute; der großmüthigere Hund aber ist mit seinem Siege zufrieden und findet keinen Wohlgeruch an dem Aas eines getödteten Feindes. Er überläßt ihn den Raben und andern Wölfen

zur Beute. Denn die Wölfe machen sich kein Bedenken daraus, einander selbst aufzufressen. Wenn einer von ihnen schwer verwundet ist, folgen die gesunden der Spur seines Schweißes und versammlen sich häufig, um ihm den Rest zu geben.

Ein Hund, selbst ein wilder, hat nichts von dieser wilden Gemüthsart. Er wird leicht gezähmt und hält sich dann mit unverbrüchlicher Treue zu seinem Herren. Einen jung gefangenen Wolf kann man zwar auch zähmen, er hält sich aber zu keinem Menschen. Das Naturel siegt bei ihm über alle Vortheile der Erziehung. Mit den Jahren fühlt er seine natürliche Wildheit mit ganzer Macht, und kehrt, sobald es die Gelegenheit erlaubt, in den Zustand seiner Wildheit zurücke. Die Hunde, sogar die rohesten, bemühen sich um die Gesellschaft anderer Thiere. Sie folgen ihnen und begleiten sie aus natürlichem Antriebe, und es ist mehr das Werk der Natur, als Erziehung, wenn man sie die Heerden begleiten und bewachen siehet.

Der Wolf hingegen verabscheuet allen Umgang, sogar die anhaltende Geselligkeit mit seines gleichen. Siehet man sie ja truppweise beisammen, so hat man sich darunter keine friedliche Vereinigung, son-

dern einen feindseligen Trupp vorzustellen, der sich unter einem furchtbaren Geheule versammlet und allemal anzeiget, daß entweder ein großes Thier, ein Hirsch, oder Ochs angefallen oder ein großer Baurnhund verjaget werden soll. Gleich nach geendigtem Feldzuge gehen sie wieder aus einander und kehren stillschweigend nach ihrer Einöde zurücke. Sogar der Wolf und die Wölfin halten wenig Umgang mit einander. Sie pflegen sich des Jahres nur einmal aufzusuchen und nur kurze Zeit beisammen zu bleiben.

Die Wölfinnen werden eigentlich im Winter hitzig; jede wird von vielen Wölfen begleitet, und bei dieser Versammlung giebt es oft viel blutigere Auftritte, als bei der vorhin erwähnten. Sie streiten mit sichtbarer Grausamkeit um den Besitz der Wölfin. Sie murren, knirschen mit den Zähnen, kämpfen zusammen, und suchen einander zu zerreißen. Dies traurige Loos trift oftmals denjenigen, welchen die Wölfin den übrigen vorgezogen hatte. Gemeiniglich fliehet sie lange vor ihnen, ermüdet alle, die sich um sie bewerben, und begiebt sich, wenn die andern am ruhigsten schlafen, mit dem wachsamsten, der ihr am besten gefällt, bei Seite.

Die

Die Ranzzeit dauret nicht långer, als zwölf oder funfzehn Tage. Sie fångt bei den åltesten Wölfinnen an und åußert sich am spåtesten bei den jüngsten. Die Wölfe haben keine bestimmte Rollzeit, und würden zu allen Zeiten ranzen können. Sie besuchen eine Wölfin nach der andern, so wie diese allmåhlig tüchtig werden, sie anzunehmen. Zu den alten Wölfinnen halten sie sich am Ende des Dezembers, und beschließen mit den jüngern die Rollzeit im Hornung und im Anfange des Mårzes. Die Wölfinnen pflegen ohngefåhr drei und einen halben Monat zu tragen, *) und man findet neugeworfne Wölfe vom Ende des Aprils bis zum Julius. Dieser Unterschied in der Dauer der Tragezeit bei den Wölfinnen, die långer, als hundert Tage, und bei den Hündinnen, die nicht viel über sechzig Tage währet, beweiset allerdings, daß der Wolf und der Hnnd, ausser der großen Verschiedenheit ihres Naturels, auch in Ansehung des Temperaments, als einer der vorzüglichsten Folgen der Einrichtung des thierischen Baues, merklich von einander abweichen. Der Wolf und

 Hund

*) S. Nouveau traité de Venerie Par. 1750. p. 75. 76. A. D. V.

Hund sind auch sonst von Niemand für einerlei Thiere gehalten worden, als von den Namensammlern in der Naturgeschichte, welchen die Natur nur obenhin bekannt war, und welche nie darauf dachten, sie nach ihrem ganzen Umfange darzustellen, sondern sie blos in ihre fehlerhafte, den Erfahrungen oft widersprechende Lehrart zu zwingen.

Der Hund und die Wölfin sind weder fähig, sich mit einander zu belaufen, noch etwas Lebendes mit einander hervorzubringen *). Wir haben zwischen beiden keine Mittelgattung. Ihr Naturel sowohl, als ihr Temperament, sind von einander gänzlich unterschieden. Die Wölfe geniessen eines längern Lebens, als die Hunde; die Wölfinnen pflegen auch nur einmal, die Hündinnen aber zwei, auch wohl dreimal des Jahres zu werfen. Abweichungen genug, um darzuthun, daß diese Thiere ganz von einander verschiedene Gattungen ausmachen! Bei genauer Betrachtung entdeckt man auch leicht, daß der Wolf,

so

*) Man lese hierbei die Versuche nach, welche ich deswegen angestellt und im II. Band, unter dem Artikel Hund, angeführet habe.
A. D. V.

se gar im äußerlichen Ansehen, sich vom Hunde durch wesentliche und beständige Merkmale auszeichnet. Das bloße Ansehen des Kopfes ist schon merklich, die Gestalt der Knochen aber nicht minder, unterschieden. Die Augenhöle hat beim Wolf eine schiefe, der Augenrand eine abhängende Lage, die Augen selbst einen funkelnden, bei der Nacht leuchtenden Schein, überdies heulet ein Wolf, anstatt zu bellen, und pflegt sich auch auf eine ganz andere Art, als der Hund, zu bewegen. Er hat einen gleichern und beständigern, obwohl geschwindern und eilfertigern Trapp, einen weit stärkern und geschmeidigern *) Leib, festere Glieder, viel stärkere Kinnbacken und Zähne, auch härtere und dichtere Haare, als man an den Hunden wahrnimmt.

In der Bildung der innern Theile herrscht viel Übereinstimmung bei diesen

*) Aristoteles irret hier, wenn er dem Wolf ein einziges, in einem fortgehendes Halsbein zueignet. Man findet am Wolf, wie an den Hunden und allen andern vierfüßigen Thieren, viele Wirbelbeine im Halse und kann sie eben so gut bewegen und biegen. Doch findet man bisweilen ein Lendenwirbelbein am nächsten Wirbelbein befestigt.

A. D. V.

Thieren. Die Wölfe belaufen sich eben so, wie die Hunde. Sie haben, gleich diesen, eine beinerne, mit einer Wulst umgebne Ruthe, welche sie, durch starkes Aufschwellen, während der Paarung, verhindert, wieder von einander zu kommen. Wenn die Wölfinnen im Begriff sind Junge zu werfen, suchen sie in den dicksten Wäldern einen dicht bewachsenen Ort zu ihrem Lager. Mitten in denselben machen sie einen gemächlichen Raum ganz eben, indem sie mit ihren Fängen die Dornen abbeißen und ausraufen. Wenn dieses geschehen, bereiten sie daselbst, durch eine Menge herbei geschaftes Moos, ihren Jungen ein bequemes Lager. Gemeiniglich pflegen sie fünf oder sechs, bisweilen sieben oder acht, auch wohl neun, niemals aber weniger als drei Jungen, zu werfen, die so blind, als die Hunde, zur Welt kommen. Die Mutter säuget sie etliche Wochen, und gewöhnet sie dann bald an den Genuß des Fleisches, welches sie ihnen vorkäuet. Bald hernach bringt sie ihnen lebendige Fledermäuse, junge Hasen, Rebhüner, und anderes lebende Geflügel. Anfänglich treiben die jungen Wölfe ihr Spiel mit diesen Thieren, das Spiel endiget sich aber allemal mit Erwürgung derselben. Hierauf

pflückt

pflückt sie die Wölfin, löset die Haut ab, zerreißt sie, und läßt jedem Jungen seinen Antheil zukommen. Ihren Geburtsort verlassen sie erst nach sechs Wochen oder zween Monaten. Dann folgen sie ihrer Mutter, welche sie nach einem holen Baum oder nahe gelegenen Sumpf zur Tränke, hernach aber entweder zu ihrem Lager zurücke führet, oder, wenn sie Gefahr befürchtet, sie nöthiget, sich anderswo zu verbergen. So folgen sie viele Monate der Anführung ihrer Mutter. Werden sie angegriffen, so pflegt sie die Wölfin aus allen Kräften, oft mit Wuth, zu vertheidigen; ob sie wohl zu andern Zeiten, wie alle Weibchen, mehr natürliche Schüchternheit, als der Wolf, äußert; so wird sie doch, wenn sie Jungen hat, unerschrocken, sie scheint sich für nichts zu fürchten, und setzt sich allen Gefahren aus, ihre Jungen zu erhalten. Diese verlassen auch die Mutter nicht ehe, bis sie sich, nach vollendeter mütterlicher Anführung, stark genug fühlen, keines weitern Beistandes zu bedürfen. Dies geschieht mehrentheils im zehnten Monat oder zu Ende des ersten Jahres, wenn sie die ersten Zähne oder Fänge wieder bekommen haben, welche im sechsten Monat ihnen

ausfallen *), und wenn es ihnen weder an Stärke, noch an Waffen und Geschicklichkeit mehr fehlet, ihren Raub selbst aufzusuchen.

Die Wölfe und Wölfinnen haben in einem Alter von zwei Jahren, die Fähigkeit, ihres Gleichen hervorzubringen. Wahrscheinlich besitzen sie die Wölfinnen, wie die Weibchen fast aller andern Thiergattungen, etwas frühzeitiger, als die Wölfe; wenigstens ist es ausgemacht, daß sie aufs höchste erst im zweiten Winter ihres Lebens, also in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Monaten, hitzig werden, und daß eine Wölfin, welche ich auferziehen lassen, erst im dritten Winter, oder nach drittehalb Jahren in diesen Zustand gerathen.

Nach der Aussage der Jäger **), pflegen bei jedem Wurf mehr junge Wölfe als Wölfinnen zu fallen. Eine neue Bestätigung der, wenigstens in unserm Himmelsstrich, allgemeinen Beobachtung, daß von allen Gattungen, vom Menschen an gerechnet, mehr Männchen als Weibchen zur

*] S. La Vénérie de du Fouilloux; Par. 1613. p. 100. verso.

**) S. Le nouveau Traité de la Vénérie p. 266.

zur Welt kommen! Die Jäger sagen ferner, daß es auch Wölfe gebe, die sich vom Anfange der Ranzzeit zu ihren Weibchen halten, und selbiges bis zu der Zeit, da es wölfen will, ununterbrochen begleiten, daß aber alsdann die Wölfin sich heimlich fortmache, und ihre Jungen aus Furcht, der Vater mögte sie bei der Geburt auffressen, sorgfältig verberge *); daß aber der Wolf, wenn sie erst geboren worden, sie lieb gewinne, ihnen zu fressen bringe, und wenn die Mutter nicht mehr vorhanden wäre, an ihrer Statt für die Jungen Sorge trage. Ich kann für die Wahrheit dieser Nachrichten, welche mir selbst sehr widersprechend vorkommen, nicht die Gewähr leisten.

Diese Thiere haben zwei oder drei Jahre zu ihrem Wachsthume nöthig, und pflegen funfzehn bis zwanzig Jahre alt zu werden.

*) In der That ist es bei reißenden Thieren, wie der Wolf ist, schon oft bemerkt worden, daß das Männchen mit der Fruchtbarkeit seines Weibchens gemeiniglich sehr schlecht zufrieden sey. Es bemüht sich, diesem die Jungen heimlich wegzunehmen, und sie zu zerreissen, als ob es merkte, daß diese Fruchtbarkeit mit der Zeit ihm schädlich werden könnte. S. Reich d. Nat. und Sitten, III. B. S. 254. M.

den. Das stimmet mit dem völlig überein, was wir bereits an vielen andern Gattungen angemerket haben, bei denen die Zeit ihres Wachsthums den siebenten Theil der Dauer ihres ganzen Lebens beträget. Die Wölfe werden im Alter weiß, und haben dann lauter abgenutzte Fänge. Wenn sie ermüdet und gesättigt sind, schlafen sie, aber mehr des Tages, als bei Nachte. Ihr Schlaf ist auch nur ein blosser leichter Schlummer. Sie saufen oft, und wenn bei trocknem Wetter in den Wagengleisen und alten Baumstämmen kein Wasser vorhanden ist, besuchen sie zu wiederholtenmalen des Tages die Sümpfe und Bäche. Bei aller ihrer natürlichen Gefräßigkeit, sind sie doch fähig, mit weniger Kost vorlieb zu nehmen. Den Hunger können sie vier bis fünf Tage aushalten, wenn es ihnen nur nicht an Wasser fehlet.

Der Wolf besitzt viel Stärke, besonders in den vordern Theilen des Körpers, in dem Hals und Kinnbackenmuskeln. Er trägt in seinem Rachen einen Hammel, ohne diesen die Erde berühren zu lassen, und läuft mit seiner Beute schneller, als der ihn verfolgende Schäfer. Nur die Hunde sind vermögend, ihn einzuholen, und ihn zu

nöthi-

nöthigen, daß er seinen Raub muß fahren lassen. Er beißet entsetzlich, und allemal desto grimmiger, je weniger man sich ihm widersetzet. Viel behutsamer ist er bei Thieren, die sich vertheidigen können. Die Sorge für seine Erhaltung macht ihn so schüchtern, daß er sich nie aus Antrieb seines eignen Muthes, sondern blos aus Nothwendigkeit in einem Kampf einläßt *). Wenn man ihn anschießet, und irgend ein Glied von der Kugel zerschmettert wird, giebt er sein Gefühl zwar durch ein Heulen zu erkennen, er winselt aber nicht, wie der Hund, wenn man ihn folgends zu Tode schläget. Er ist härter, unempfindlicher und stärker an Gliedmaßen, als die Hunde. Er trabet, läuft und schleicht ganze Tage und Nächte umher, ist unermüdlich,

*) Hr. Pontoppidan versichert ebenfalls, daß der Wolf nur gegen die Fliehenden dreuste, beim geringsten Widerstand aber unglaublich schüchtern ist. So lange sich eine Heerde geschlossen hält, so daß die Köpfe vorwärts stehen, wird er sie gewiß nicht angreifen. Man hat gesehen, daß nicht nur eine Kuh, sondern sogar ein Ziegenbock, der ihm die Hörner gezeigt, vor ihm das Feld behalten und ihn in die Flucht gejaget hat. S. dessen Nat. Historie von Norrw. II. Th. p. 36.

mûdlich, und unter allen Thieren vielleicht am allerschwereſten durchs Hetzen zu bezwingen. Der Charakter des Hundes iſt Sanftmuth und Herzhaftigkeit. Beim Wolf iſt, ſeiner Wildheit ohnerachtet, eine wahre Zaghaftigkeit zu bemerken. Wenn er ohngefähr in einen Fallſtrick fällt, iſt er ſo ſehr und ſo anhaltend ſtutzig, daß man ihn, ohne ſeine Vertheidigung zu fürchten, umbringen oder lebendig fangen kann. Er läßt ſich Halsband, Ketten und einen Maulkorb anlegen, auch leiten, wohin man will, ohne daß er ſich erkühnte, das geringſte Zeichen des Zorns oder Mißvergnügens von ſich zu geben.

Er iſt mit vorzüglichen Sinnen, Geſicht, Gehör, und beſonders gutem Geruch, begabet. Seine Naſe wittert oft weiter, als die Augen ſehen. Durch den Aasgeruch wird er oft über eine Meile weit gelocket. Auch lebendige Thiere ſpüret er von weitem, und pflegt ihnen lange Zeit auf ihrer Spur nachzujagen. Wenn er ſich entſchließt, eine Weile das Gehölz zu verlaſſen, unterläßt er nie, dem Wind entgegen zu gehen, ſich an den Reinen oder Grenzen des Waldes ein wenig zu verweilen, und nach allen Seiten um ſich her zu wittern. Dadurch kann er vermittelſt des

Win-

Windes die Ausdünstungen oder Witterung todter und lebendiger Körper von weitem erhalten. Das Fleisch lebendiger Körper ist ihm zwar am liebsten, doch verachtet er im Nothfall auch nicht das stinkendste Luder. Menschenfleisch ist für ihn ein Leckerbissen *), und er würde, wenn er den Menschen gewachsen wäre, vielleicht kein anderes fressen. Man hat gesehen, daß Wölfe den Kriegsheeren gefolgt und in grosser Anzahl auf die Schlachtfelder gekommen sind, wo man die Leichname nur obenhin verscharret hatte, welche sie entdeckten, ausscharreten und mit unersättlicher Begierde verzehrten. Ferner ist bemerkt worden, daß eben diese, nun an das Menschenfleisch gewöhnte Wölfe, hernach auf die Menschen losgegangen, den Schäfer eher, als die Heerden angefallen, Weibspersonen zerrissen, Kinder geraubet haben u. s. w. Diese schlimme Art von Wölfen hat man im Deutschen Währwölfe, (vor denen

*) In der chines. Provinz Xantung giebt es Wölfe, die nur Menschen anfallen und Früchte genießen, sonst aber keine Thiere tödten. S. Dappers China, p. 138.

M.

nen man sich währen soll) im Französischen Loups-garoux *) genennet.

Aus diesem Grunde muß man zuweilen ein ganzes Land in Waffen setzen, um solche Wölfe zu vertilgen. Große Herren sind mit hinlänglichen Geräthschaften zu einer solchen eben so nützlichen und nothwendigen als angenehmen Jagd versehen. Die Jäger machen einen Unterschied unter jungen, alten und großen alten Wölfen. Sie erkennen sie an den Fußtritten oder Fährten, die sie auf der Erde als Eindrücke zurücklassen, je älter ein Wolf, desto stärker die Spur seines Fusses. Bei den Wölfinnen ist sie länger und schmäler, mit einer kleinen Ferse, auch zartern Klauen bezeichnet. Zu Aufsuchung des Wolfes wird ein sehr guter Spürhund erfordert, welcher sogar wenn er auf die Spur kömmt, noch muß gereizt und aufgemuntert werden, weil alle Hunde sich vor dem Wolfe scheuen, und leicht kaltsinnig von ihm ablassen.

Wenn der Wolf sich außer dem Lager befindet, werden die Windspiele, die nach ihm jagen sollen, herbeigeführet und in zwei

*) Loups dont il faut se garor. v. la Chasse du Loup de Gaston Phœbus. A. D. V.

zwei bis drei Kuppel getheilet. Eine behält man zurück, ihn aufzujagen, die andern führet man weiter vor, um ihn ferner zu verfolgen. Die ersten werden also gleich hinter ihn hergeschickt und von einem Jäger zu Pferde unterstützet. Sieben oder acht hundert Schritte weiter vorwärts läßet man, wofern der Wolf zu entrinnen drohet, auch die zwote Kuppel, und endlich die dritte los, wenn die andern ihm nahe sind, und ihn mit abwechselnden Angriffen beunruhigen. Alle diese Hunde zusammen bringen ihn bald aufs äußerste, und alsdann giebt ihm der Jäger den letzten Fang mit dem Hirschfänger.

Die Jagdhunde bezeigen gar keine Begierde, den Wolf zu reißen, und äußern gegen sein Wildprett eine so große Abneigung, daß man es ihnen sehr schmackhaft zurichten muß, wenn sie davon genießen sollen. Er kann auch mit Jagdhunden gehetzt werden. Weil er aber immer gerade aus fliehet, und einen ganzen Tag laufen kann, ohne sich zu ergeben, so ist seine Jagd ungemein langweilig, wenn die Parforcehunde nicht von Windspielen unterstützet werden, die ihn einholen, abwechselnd anfallen, und jenen Zeit lassen, endlich an ihn zu kommen.

Auf dem Lande macht man allerlei Anstalten sie zu fangen. Eine Menge Menschen, von guten Haushunden begleitet, jagen sie auf durch Anschlagen an die Gebüsche. Man legt ihnen Fallstricke, lockt sie durch allerlei Köder, man machet Wolfsgruben, wirft hin und wieder vergiftete Kugeln herum —, und doch ist alles dieses nicht hinreichend, die Anzahl dieser Thiere, besonders in sehr waldichten Ländern, merklich zu vermindern. Die Engelländer glauben ihre Insel gänzlich von Wölfen gereiniget zu haben, doch versicherte man mich, daß Schottland nicht völlig davon befreiet wäre. Die Ausrottung der Wölfe konnte dort nicht viel Weitläuftigkeit verursachen, weil es in den südlichen Theilen von Großbrittanien wenig Wälder giebet *).

Die

*) Weil die Wölfe besonders in einigen Gegenden Frankreichs oft entsetzliche Verwüstungen anrichten, ist man in diesem Land auch vorzüglich auf Mittel, sie auszurotten, bedacht gewesen. Man lese davon, Methodes & Projets pour parvenir à la destruction des Loups dans le Royaume par Mr. de l'Isle Moncel à Par. 1768. Vol. in 12mo. de 332 pag. v. Journ. des Sçav. 98. Juill. p. 505 & Nov. p. 29. it. Resultat des Experiences sur les moyens les plus efficaces & les moins onereux au peuple pour parvenir à detruire dans le Royaume l'espece des Bêtes voraces &c. à Par. 1771.

Die Farbe und das Haar dieser Thiere verändern sich nach den unterschiedenen Himmelsgegenden, und sind bisweilen, sogar in einerlei Lande, verschieden. Es giebt in Frankreich und in Deutschland außer den gemeinen Wölfen, eine Art mit dickem, ins gelbe fallendem Haare. Diese Wölfe sind viel wilder aber weniger schädlich, als die andern. Sie nahen sich den Häusern so wenig, als den Heerden, und leben blos von der Jagd, nicht vom Raube.

In den nördlichen Gegenden finden sich völlig weiße und ganz schwarze Wölfe. Die letzten sind den gewöhnlichen an Größe und Stärke überlegen. Die gemeine Gattung hat sich allenthalben ausgebreitet. In Asien, *) Afrika, **) und Amerika,

 *) wird

1771. Voy. Gaz. litt. de l'Eur. 72. Janv. p. 237. Gaz. litt. de Berlin 75. p. 102. Berl. Sammlungen VIII. B. Frankf. neue Auszüge II. B. p. 406. Pontopp. Norrw. II. Th. p. 38 ꝛc. Die besten Mittel sie zu vermindern, sind, außer dem bei den Wolfsjagden üblichen Gewähr, das Wolfseisen, Wolfsgarn, Wolfsgärten und Gruben, deren Beschreibung in der Onomat. forestali &c. III. B. p. 1016 ꝛc. nachzulesen. M.

*) S. Voyage de Pietro della Valle. Rouen, 1745. Vol. IV. p. 4. 5.

**) v Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt T. V. p. 85.

*) wird sie, wie in Europa, gefunden. Die senegalische Wölfe, **) sind etwas grösser

*) S. Voyage du Pere Leclerq. à Par. 1691. p. 488. 489.

**) S. Hist. générale des Voyages par l'Abbé Prevôt T. III. p. 285. Voy. du Sieur le Maire aux Isles Canaries, Cap-verd, Senegal &c. à Par. 1695 p. 100.

Hr. Adanson in seiner senegalischen Reise, Brandenb. 1773 p. 174. erzählt von den afrikanischen Wölfen einen merkwürdigen Umstand, welchen ich hier nicht übergehen darf.

„Weil die Neger, sagt er, gewohnt sind, ihren Vorrath von Fischen auf den Dächern ihrer Hütten oder auf ihren Rohrmauern zu trocknen; so pflegt ihr Anblick und Geruch Löwen, Tiger und Wölfe ins Dorf zu locken, die beständig um dasselbe herum streifen. Und wehe! den Kindern oder auch Erwachsenen, die sich dann außer ihren Hütten befinden. Es traf sich einst in der Nacht, daß ein Löw und ein Wolf, in Gesellschaft mit einander, bis in den Hof der Hütte kamen, welche mir eben zum Schlafzimmer diente. Sie bäumten sich abwechselnd in die Höhe, sprangen mit ihren Vorderpfoten aufs Dach, welches ich deutlich hören konnte, und holten von da ihre gesuchte Beute. — Am folgenden Tage sahe man, daß jedes von beiden Thieren, die aus den im Sand hinterlassenen Fährten deutlich zu erkennen waren, einen Fisch geraubt hatte. Bescheiden genug von so fleischbegierigen Thieren gestohlen! Meines Wissens hat man die Beobachtung, daß der Wolf mit dem Löwen Gesellschaft hält, noch nirgends aufgezeich-

ser und grausamer, übrigens aber dem französischen ähnlich. Die ägyptischen, *) sind kleiner, als die griechischen **).

G 3 In

zeichnet, obgleich dieser Fall nicht unter die seltensten gehöret. Man hört in den senegalischen Revieren fast alle Abende den Wolf neben dem brüllenden Löwen heulen. Ich bin durch unzählige Beispiele versichert worden, daß der Wolf nie etwas vom Löwen zu fürchten habe. Nicht, als ob der Wuchs des afrikanischen Wolfes, der weit größer und stärker, als der europäische ist, auf den Löwen einen besondern Eindruck machte, sondern weil das Wolfsfleisch den Löwen auf keinerlei Weise zum Genuß desselben reizet. M.

*] S. Aristot. Hist. anim. L. VIII. c. 28.

**] Die Wölfe sind auch in Kamtschatka sehr zahlreich, aber von andern in gar nichts unterschieden. Ihre Pelze werden zur Kleidung sehr hoch geschätzet. Weiße findet man dort selten und hält sie viel höher, als die grauen. Sie bezeigen sich ungemein grimmig und zerreißen oft, nicht nur die wilden Rennthiere, sondern auch ganze Heerden zahme, obwohl die letzten immer eine Wache bei sich haben. Ihre größten Leckerbissen scheinen die Zungen von den Rennthieren, so gar von den Wallfischen zu seyn, die ans Ufer geworfen werden. Oft stehlen sie auch Hasen und Füchse aus den Fallen und Schlingen. S. Krascheninnikows Beschreib. des Landes Kamtschatka. Lemgo 1766. 4to. p. 125.

Eine weitläuftige Nachricht von der Begierde der Wölfe nach den Rennthieren, von der Art

In den Morgenländern, besonders in Persien bedienet man sich der Wölfe, dem Volk zuweilen ein Schauspiel zu geben. Man übet sie von der ersten Jugend an im Tanz oder vielmehr im Kämpfen mit einer großen Anzahl von Menschen. Ein zum Tanz wohl abgerichteter Wolf wird nach Chardins Bericht, wohl mit 500 Thaler bezahlet. *)

Hier=

Art sich ihrer zu bemächtigen, und von den Mitteln, welche die Lappen anwenden, sie abzuhalten, lieset man in Leems Nachr. von den Lappen in Finnmarken. Leipzig 1771. p. 72. &c. Sie halten sich daselbst häufig auf, und sind, einige von braungelber, andere von weißer Farbe. S. Ebend. p. 101.

In Norrwegen sind sie jezo, nach Hr. Pontoppidan, zu einer allgemeinen Landplage geworden, da man vor Zeiten im Stifte Bergen und auf der Westseite von Norrwegen nichts von ihnen wuste, ob sie wohl in den östlichen Gegenden des Landes immer ihren Aufenthalt gehabt. S. Naturhist. v. Norrw. II. Th. p. 35. Auf den dänischen Inseln sind sie zwar ehemals gewesen, jezo aber längst ausgerottet. Auf dem festen Lande hingegen, besonders in den jütländischen Heidegegenden, giebt es deren viele. Doch hoft man sie, durch die daselbst angelegte Kolonien, auch bald folgends auszurotten. S. dessen Naturh. von Dännemark. Kopenh. 1765. p. 160.

M.

*) S. Voyage de Chardin. Londres 1686. p. 291. Voyage de Pietro della Valle. Rouen 1745. Vol. IV. p. 4.

Hieraus läßt sich schließen, daß diese Thiere, wenigstens durch die Länge der Zeit und anhaltenden Zwang, einigermassen abgerichtet werden können. Ich ließ in meinem Hause selbst einige füttern und auferziehen. So lange sie jung oder nur ein bis zwei Jahre alt sind, beweisen sie einen ziemlichen Grad von Gelehrigkeit, sogar etwas Schmeichelhaftes, und wenn man ihnen hinlänglich zu fressen giebt, so pflegen sie weder das Federvieh, noch andere Thiere anzufallen. Nach 18 Monaten aber, oder in einem Alter von zwei Jahren, verfallen sie gemeiniglich in die angeborne Wildheit, und nun ist es Zeit, sie an Ketten zu legen, wenn sie nicht entfliehen und Schaden anrichten sollen.

Einer von meinen gezähmten Wölfen, der 18 bis 19 Monate lang auf einem Hofe mit meinem Federvieh frei herumgegangen, hatte niemals einen Anfall auf selbiges gewaget; beim ersten Versuch aber, der ihm eingefallen, riß er gleich in einer Nacht alle Hüner, ohne davon ein einziges zu fressen. Ein anderer von etwa zwei Jahren, zerriß mit Gewalt seine Fesseln und warf auf seiner Flucht einen Hund, mit welchem er gleichsam aufgewachsen und sehr vertraut gewesen war. Eine Wölfin,

 die

die auf meine Veranstaltung drei Jahre lang eingehalten und von der ersten Jugend an ganz allein mit einem Bauernhunde von gleichem Alter auf einem geräumigen Hof eingesperret worden, konnte doch in dieser ganzen Zeit sich nicht gewöhnen, mit ihm gesellig zu leben oder ihn auch dann, wenn sie hitzig war, zuzulassen *). Obgleich schwächer, als der Bauerhund, zeig-

*) Je mehr ich, sagt Hr. Daubenton, die Hunde und Wölfe sowohl nach dem Aeußerlichen, als innerlichen betrachtet, je mehr ich beide, theils Männchen, theils Weibchen, mit einander in Vergleichung gestellet habe, desto mehr wär ich geneigt gewesen, auf der Aehnlichkeit ihrer Bildung zu schließen, daß sie von einerlei Gattung wären, wofern Hr v. Buffons Versuche, den Hund mit der Wölfin zu paaren, nicht ganz fruchtlos abgelaufen wären. Aristoteles gedenkt in seinem Werke de animal. *L.* VIII. c. 28. einer Begattung der Wölfe mit den Hunden, in folgenden Worten: Sed *vel* alibi coitu alienigenarum procreari apertum est, ut in Cyrenensi agro *lupi* cum canibus coeunt. Mir schien dieses in Ansehung der Beschaffenheit ihrer Geschlechtsglieder nicht so unmöglich, als das Belegen der Stute mit dem Stiere, wovon die Jümars kommen sollen. Gesetzt aber, daß eine Wölfin durch die Vermischung mit einem Hunde wirklich trächtig werden sollte, so könnten doch vielleicht nur unfruchtbare Zwitter daraus entstehen. Die aristotelische Stelle sagt überdies nur so viel, daß die Wölfe sich mit den cyrenischen

zeigte sie doch mehr Bosheit, indem sie den Hund beständig zum Kampf aufforderte, ihn anfiel, ihm einen Biß versetzte

nischen Hunden und indianischen Tigern paareten. Da nun das letzte sehr unwahrscheinlich ist, so wird das erste dadurch ebenfalls zweifelhaft; und man kann sicher den Wolf und Hund als Thiere von zwo unterschiedenen Gattungen betrachten.

Der Wolf hat einen größern Körper und kleinere Füße, als der Haushund, einen breitern Kopf, eine minder erhabne Stirn, eine noch etwas kürzere, dickere Schnauze, kleinere, weiter aus einander stehende Augen, kürzere ganz aufrechte Ohren. Er scheint gesetzter, stärker und dicker zu seyn, als der Bauerhund. Hierzu kann aber die Länge des Haares viel beitragen, besonders das Kopfhaar, vor der Oefnung der Ohren, imgleichen das dicke Haar am Hals, auf dem Rücken, dem Hintern und dem Schwanze. Das Antlitz des Wolfes und Bauernhundes unterscheidet sich besonders durch die Richtung der Oefnung der Augenlieder, die beim Wolf sehr abhängig ist, bei den Hunden aber eine wagrechte Linie bildet. Die blitzende Augen des Wolfes entdecken vornämlich seine natürliche Wildheit. Seine Gesichtsbildung wird dadurch belebet und am Ende durch die aufrecht stehenden Ohren erhoben. Wegen seiner kleinen Augen scheint seine Stirne sehr hoch, die Schnauze hingegen sehr länglich zu seyn. Wenn er seine Gesichtszüge nicht verstellet, hat er ein falsch sanftmüthiges und gelehriges Ansehen, welches aber bei den Bauerhunden, däni-

und es ihm zur Nothwendigkeit machte, sich anfänglich blos zu vertheidigen, zuletzt aber, sie zu erwürgen.

Am ganzen Thier ist nichts Brauchbares, als der Balg. Aus ihm wird ein starkes, wärmendes, dauerhaltes Pelzwerk verfertigt. Sein Fleisch ist von so schlechtem Geschmacke, daß es alle Thiere verabscheuen. Der Wolf allein frißt gern das Fleisch eines Wolfes. Er haucht einen stinkenden Athem aus seinem Rachen, und weil er, seinen Heißhunger zu befriedigen, ohne Unterschied alles, was ihm vorkömmt, faulendes Fleisch, Knochen, Haare, halb gegerbte und noch überall mit Kalk bedeckte Häute verschlinget; so speiet er oft, und loset noch öfter, als er sich anfüllet. Mit einem Wort, er ist in allen Stücken eines der unerträglichsten Thiere. Schlecht von Mine, wild von Ansehen, furchtbar durch seine Stimme, unerträglich dem Geruche, ver-

schen und Spürhunden, deren Schnauze fast eben so gebildet ist, niemals trüget.
Daubenton.

Wenn man glauben darf, was man dem Herrn Vernon erzählet und was er in seiner Reise wiederholet hat, so ist ein ähnlicher Versuch auf dem Schlosse Gottorf besser, als der Buffonische ausgefallen, wo man ihm Jagd-hun-

verdorben am Naturel und ungezähmt in seinen Sitten, ist er allen lebenden Geschöpfen ein Anstoß, schädlich in seinem Leben, und unnütz auch nach dem Tode.

Hünde, die von einer Hündin und einem Wolf gefallen waren, zeigte. „Sie hatten, sagt er, „ein straubichtes Haar und unglaublich viel Geschwindigkeit; allein man sagte von ihnen, „sie wären bisweilen ungemein boshaft und „verriethen dadurch die Natur ihres Vaters.“ S. Pontopp. Dän. p. 160. M.

Nach-

Nachtrag
zur
Geschichte des Wolfes.
Vom Instinkt und von der List dieser Thiere. *)

Der Wolf ist das stärkste Raubthier der gelindern europäischen Gegenden. Die Natur legte ihm auch einen Grad von Gefräßigkeit und solche Bedürfnisse bei, die seiner Stärke angemessen waren. Neben der Vortreflichkeit seines Gesichts und Gehöres, entdeckt ihm seine feine Nase sicher alles, was ihm auf dem Wege vorkömmt. Durch den Geruch, wenn er erst wohl geübt

*) Jounnal Etranger 1762. Sept. Amst. 1763. p. 55—66.

übt worden, lernt er zum Theil einsehen, in welchem Verhältniß die äußern Gegenstände sich mit ihm befinden. Ich sage, wenn er wohl geübt ist: Denn man bemerkt einen sehr großen Unterschied zwischen dem Verfahren eines jungen unwissenden, und dem Verhalten eines alten, geübten Wolfes.

Die Stärke der jungen Wölfe nimmt mit ihren Bedürfnissen zu. Die beständige Uibung im Rauben, unter der Aufsicht und nach dem Beispiel einer schon abgerichteten Mutter, ist fähig, ihnen täglich einige darauf abzielende Begriffe beizubringen. Sie lernen die stark verwachsenen und finstersten Oerter des Waldes, wo das Wildpret sich verbirgt, kennen. Ihre Sinne stehen allen Eindrücken offen. Sie gewöhnen sich, diese von einander zu unterscheiden, und die Urtheile, welche sie mit Hilfe der übrigen Sinne fällen, durch den Wind oder Geruch mehr zu rechtfertigen.

Blos die erneuerte Ranzbegierde treibt eine Wölfin an, ihre Jungen sich selbst zu überlassen. Die Rotte junger Wölfe bleibt noch einige Zeit beisammen, und ihre Geselligkeit würde ihnen sehr wohl zu statten kommen; allein ihre Gefräßigkeit trennet sie bald, weil es ihnen unerträglich fällt, ei=

einen Raub zu theilen. Die stärksten behalten das Feld; die schwächern begeben sich weiter, und sind öfters der Gefahr ausgesetzt, Hungers zu sterben. Zu solcher Zeit suchen sie vornämlich auf den Feldern das Aas der Thiere auf. Haben sie aber diese Zeit ihrer Dürftigkeit erst überstanden; so verstatten ihnen ihre verstärkte Kräfte und gesammlete Einsichten mehr Bequemlichkeit zu leben. Sie sind alsdann vermögend, große Thiere zu werfen, wovon sie ein einziges auf etliche Tage sättigen kann. Haben sie ein solches Thier gerissen, so verzehren sie davon einen Theil, und pflegen das Uibrige sorgfältig aufzubewahren. Diese Vorsicht macht sie aber nicht nachläßig im Raube. Sie nehmen ihre Zuflucht nur dann zum verborgnen Fraß, wenn sie nicht neue Beute machen können. Der Wolf lebt also in einer beständigen Abwechselung des nächtlichen Raubes und eines unruhigen leichten Schlafes am Tage. So ist seine blos natürliche Lebensart beschaffen.

An denjenigen Orten, wo seine Bedürfnisse mit den Begierden der Menschen zusammentreffen, zwingt ihn die Nothwendigkeit, den ihm gestellten Netzen zu entgehen, und die Sorge für seine Sicherheit,

heit, seine Geschäftigkeit und seine Begriffe auf eine viel größere Menge von Gegenständen auszudehnen. Sein von Natur ungezwungener, trotziger Gang wird vorsichtiger und schüchterner. Seine Freßbegierde wird öfters eine Weile durch die Furcht unterdrücket. Er unterscheidet die Empfindungen, welche sein Gedächtniß ihm wieder darstellet, von denenjenigen, die er durch den wirklichen Gebrauch seiner Sinnen erhält. Zu eben der Zeit also, da er eine in ihre Hürden verschloßne Heerde Schafe auswittert, ruft ihm das Gedächtniß, die Vorstellung vom Schäfer und seinem Hunde zurück: welche dem wirklichen Eindruck das Gleichgewicht hält, welchen die Gegenwart der Schafe auf ihn machte. Er mißt in Gedanken die Höhe der Hürden ab, vergleicht sie mit seinen Kräften, urtheilt, wie schwer es ihm seyn werde, mit dem Raub in seinen Rachen über diese Hürden und Horden zu setzen, und macht hieraus den Schluß, wie gefährlich es für ihn seyn werde, diesen Versuch zu wagen.

Dagegen wird er mitten aus einer im freien Felde verbreiteten Heerde, selbst vor dem Angesichte des Schäfers, sich ohne Bedenken eines Schafes bemächtigen; vernäm-

nämlich, wenn ein naher Wald ihn hoffen läßt, sich in demselben bald unsichtbar machen zu können.

Ein alter Wolf, der sich in der Nähe bewohnter Gegenden aufhält, begreift aus wenigen Erfahrungen, daß der Mensch sein Feind ist. So oft er demnach einen Menschen in der Nähe wittert, wird in ihm dadurch der Begriff der Gefahr lebendig. Man legt ihm die verführerischste Lockspeisen so lange vergeblich vor, als er ihr nicht ohne Furcht beizukommen vermag, und wenn er sie wirklich ohne Gefahr erhaschen könnte, bleibt sie doch ihm noch lange verdächtig. Zu dieser Zeit kann sich der Wolf die Gefahr nicht anders, als abstrakt gedenken, weil er den Fallstrick nicht sieht, welchen man ihm leget. Indessen kann er diese Vorstellung nicht anders los werden, als durch den unmerklichen Fortgang, womit er sich dem verdächtigen Gegenstand immer mehr und mehr nähert. — Viele Nächte sind kaum hinlänglich, ihn wieder sicher zu machen. Der Bewegungsgrund zum Mißtrauen ist zwar nicht mehr vorhanden. Die Erinnerungskraft scheint ihn aber immer von neuem darzustellen, und seinen Argwohn dadurch zu unterhalten. So bald er einen Menschen denket, fallen

ihm allemal die Nachstellungen wieder ein, wodurch ihm die leckerhaften Lockspeisen verdächtig werden.

Man sieht, wie nothwendig es ist, daß dieses Thier, wenn es auf seine Erhaltung bedacht seyn soll, so wohl von denjenigen Verhältnissen unterrichtet seyn müsse, welche die Gegenstände unter einander selbst, als von denen, welche sie in Absicht auf ihn haben können. Wenn gleich der Wolf nicht, wie wir, Schlüsse zu machen weiß, muß er doch wenigstens urtheilen, um die Empfindungen vorauszusehen, die er von diesen Gegenständen zu fürchten und zu hoffen hat. Im natürlichen Zustand ist er freilich mehr ungeschickt, als mißtrauisch, die Erfahrung aber macht ihn vorsichtig, und die Nothwendigkeit erfinderisch. Diese Eigenschaften mußte er sich erst erwerben. Denn Vorsicht ist ihm so wenig, als Erfindsamkeit natürlich.

Wenn man mit Jagdhunden dem Wolfe nachsetzt, so entgeht er der Verfolgung blos durch die überlegene Geschwindigkeit und durch die Länge seines Athems. Er nimt seine Zuflucht weder zu Umwegen, noch zu andern Ränken schwächerer Thiere. Die einzige Vorsicht, die er braucht und brauchen muß, ist, auf der Flucht immer

den Wind entgegen zu haben. Der Geruch zeigt ihm die gefährlichen Gegenstände treulich an, die auf seiner Flucht ihm aufstoßen können. Er hat den Grad der Empfindung, den ein Gegenstand in ihm erregt, mit dem Abstand, in welchem er sich mit demselben befindet, diesen Abstand aber mit der Gefahr vergleichen gelernt, die er davon zu fürchten hat. Er weicht ihr weit genug aus, um sie zu vermeiden, aber nie läßt er den Wind aus der Nase, deren er sich beständig als seines Kompasses bedienet. — —

Jedes Thier, das beständig entweder auf den Raub ausgeht oder schläfet, und folglich der langen Weile nicht ausgesetzt ist, kann mehr nicht, als drei wichtige Bewegungsgründe haben, welche den Grund seiner Einsichten, seiner Beurtheilungen, seiner Entschließungen und seiner Unternehmungen abgeben, nämlich, seine Nahrung aufzusuchen, die zu seiner Sicherheit nöthige Vorsicht anzuwenden, und, wenn der Vermehrungstrieb dringend wird, sich ein weibliches Thier seiner Art auszusuchen.

Man siehet, wie der Wolf, bei Ausspürung des Fraßes, alle seinen Kräften angemessene Geschicklichkeit und Fleiß anwendet. Er nimmt seine Maßregeln, wie

er einen sichern Ort ausmachen soll, der ihm seinen Raub darbietet. Wenn er bei dieser Nachforschung einen Ort einem andern vorziehet; so setzt diese vorsichtige Wahl Umstände voraus, welche schon vorher ihm bekannt geworden seyn mußten. Hierauf überlegt er lange Zeit die verschiedenen Arten der Gefahr, denen er sich aussetzt. Er überrechnet sie genau, und die Summe der Wahrscheinlichkeiten, die daraus entsteht, erhält ihn so lange unentschlossen, bis endlich der Hunger das Gleichgewicht seiner Uiberlegungen aufhebt, und ihn zu einer festen Entschließung zwinget.

Die Vorsicht, die ein Thier auf seine Sicherheit zu verwenden hat, erfordert noch eine viel größere Zahl von Vorfällen, die sich seinem Gedächtniß tief eingegraben haben müssen. Alle diese Vorfälle müssen aber erst mit der gegenwärtigen wirklichen Empfindung des Thieres verglichen und die Aehnlichkeit beurtheilet werden, welche zwischen diesen Vorfällen und den wirklichen Empfindungen herrschen. Endlich muß das Thier, nach dieser Gegeneinanderhaltung einen Entschluß fassen. Lauter unumgänglich nöthige Handlungen!

Man würde sich also fälschlich überreden, daß die durch ein plötzliches Lärm bei den

Raubthieren erregte Furcht bei den meisten ein blos maschinenmäßiger Eindruck wäre. Das Rauschen eines Blattes erregt bei jungen Wölfen blos eine Bewegung der Neubegierde. Der Wolf hingegen, der aus Erfahrungen weiß, daß ein solches Geräusch der Blätter auch bisweilen die Gegenwart eines Menschen angekündigt, entsetzt sich davor mit gutem Grunde, weil er von der Verbindung urtheilet, in welcher diese beiden Erscheinungen mit einander stehen. Wenn dergleichen Beurtheilungen oft wiederholet worden, diese Wiederholungen aber die darauf erfolgende Handlungen zur Gewohnheit gemacht haben; so giebt die Geschwindigkeit, in welcher die Handlung auf die Beurtheilung folgte, derselben das Ansehen einer maschinenmäßigen Handlung. Es ist aber bei geringer Aufmerksamkeit leichtlich zu begreifen, wie sie zuerst entstanden, und hernach stufenweise immer vollkommner geworden.

Es kann sich zutragen, daß der Begriff von diesem Verhältniß zwischen der Bewegung eines Blattes und der Gegenwart eines Menschen oder eines andern Gegenstandes, erst sehr lebhaft, hernach aber durch unterschiedne Vorfälle wesentlich geworden. Alsdann pflegt sie sich dem Gedächtniß,

als

als ein allgemeiner Begriff, tief einzudrücken. Der Wolf wird sich also falschen Vorstellungen und unrichtigen Urtheilen, als einer Frucht seiner Einbildung, ausgesetzt finden. Wenn diese falschen Urtheile sich auf eine gewisse Zahl von Gegenständen erstrecken, so wird er endlich Fallstricke sehen, wo keine sind, und durch die heftige Furcht wird seine Erinnerungskraft in Unordnung gerathen, und ihm die verschiedenen gesammleten Empfindungen in einer andern Ordnung darstellen, die Einbildungskraft wird sie zu falschen Blendwerken umschaffen, und er den abgezognen Begriff der Gefahr damit verknüpfen. An den Raubthieren kann man dies allenthalben, wo sie oft gehetzt und beständig mit Fallstricken umgeben werden, in der That sehr leicht bemerken.

Wenn der Jäger der Spur eines Thieres nachgehet, suchet er blos den Hinterhalt auszuspüren, wo sich dasselbe zu verbergen pfleget; allein der Weltweise lieset im Walde die Geschichte seiner Gedanken. Er merket auf dessen ängstliche Furcht und auf dessen Hofnungen. Er siehet auf die Bewegungsgründe, die seinen Gang vorsichtig machten, ihn aufhielten, oder beschleunigten.

Es ist schwer auszumachen, ob die Ranzbegierde den Wölfen viel Begriffe beibringet. Nur das ist gewiß, daß es unter ihnen mehr Wölfe, als Wölfinnen giebt, ja, daß unter ihnen, des Genußes wegen, blutige Kämpfe vorfallen. Man weiß aber noch nicht sicher genug, ob die ranzige Wölfin allemal dem stärkern Wolf zu Theil wird, oder ob eine freie Wahl sie dem Genuß dessen überläßt, welchen sie andern vorzieht. Doch weiß man, daß eine Art von Koketterie sich in das Betragen der Wölfin mit einmischet, welche fast all'n Weibchen eines jeden Thiergeschlechtes eigen zu seyn scheinet. Sie wird zuerst hitzig; allein sie verstellt sich und weigert sich noch lange dessen, was sie doch wirklich begehret. Es ist also ziemlich wahrscheinlich, daß bei ihrer Paarung eine Art von Wahl statt finde; denn sie entflieht mit dem Wolf, den sie einmal zugelassen und entziehet sich allen andern Mitbuhlern. So lange sie dicke geht, bleibt sie dem Wolf, den sie entweder gewählt, oder der sie erobert hat. Alsdann theilen sie sich einige Zeit in die Vorsorge für ihre Familie. Die Gesellschaft mag also entstanden seyn, wie sie will; so errichtet sie doch gewisse Gesetze, die eines gegen das

andere zu beobachten hat, und giebt zu neuen Ideen Anlaß.

Jede Rotte von Wölfen pflegt eine Zeitlang gemeinschaftlich auf den Raub auszugehen. Der Beistand, welchen sie sich leisten, macht ihnen den Raub leichter und sicherer. Wenn es darauf abgesehen ist, eine Heerde anzufallen, so stellt sich die Wölfin vor den Hund, welchen sie dadurch von der Heerde ablockt, daß sie von ihm sich verfolgen läßt. Der Wolf überfällt indessen die Heerde und raubet ein Schaf, das der Hund nicht mehr vertheidigen kann. Überhaupt bedient sich der Wolf aller Hilfsmittel, die man von der Herzhaftigkeit und List eines Thieres erwarten darf, nur so lange, als er sich allein befindet. So bald ihn der Antrieb der Natur mit einer Wölfin gesellschaftlich vereiniget, zeigt er, in Absicht auf die Jagd neue Begriffe, die aus der Bequemlichkeit fließen, welche die Geselligkeit ihnen verschaffet *).

*) Wir haben das listige Verfahren des Wolfes in diesem Fall bereits im VII. Th. der allgem. Geschichte der Natur S. 2 2 im Anhang vom Instinkt der Thiere, beschrieben Cf. Mannigf. I. Jahrg. p. 242 &c.

In den gesellschaftlichen Erzählungen *) wird einem siebenbirgischen Edelmanne nacherzählet, daß Wölfe, die auf den Raub ausgiengen, nicht nur ordentliche Fallstricke zu legen wüßten, sondern sich auch vorhero mit Erde dick fräßen, damit sie hernach schwer genug wären, ein laufendes Pferd, wenn sie es einmal gefasset, aufzuhalten **).

Man sagt von den Wölfen, daß ihnen gewisse Töne zuwider wären und so wohl Abscheu, als Furcht in ihnen erregten; man beweist es auch mit der Geschichte eines von Wölfen angefallenen Musikanten, der sich durch den Klang seiner Violine das Leben gerettet und seine raubgierige Feinde soll verjagt haben. Auch das Rasseln der Ketten sollen sie nicht ertragen können, daher die Reisenden in Polen dergleichen mit Fleiß hin und wieder an ihre Wagen hängen lassen ***). Hr. Pontoppidan versichert

*) Hamb. 1753. I. B. p. 184.

**] Die Sache selbst haben wir zwar oben schon aus dem Pontoppidan bestättgt; ob aber die hier vorausgesetzte Absicht ihren Grund habe, das scheint uns noch unentschieden.

***) Gesch. Erz. l. c. p. 185. und Merkl. Thierr. p. 237.

chert *), in einigen Provinzen des Landes, wo sich ein schmaler Isthmus oder ein anderer enger Weg befände, pflegte man Strohseile herum zu streuen, welche der Wolf anfänglich scheuete; doch währete seine Furcht nur so lange, bis er erst besser damit bekannt wäre. Nach anderer Aussage fürchtet er sich sogar für einer aufgezogenen Leine **). D. Merklein ***) setzt hinzu, sie scheueten den stachlichten Igel, erschröcken vor dem Zusammenschlagen zweener, besonders feuergebender Steine, besonders vor der Trommel.

Was die Jäger insbesondre gern vom Wolfe lesen mögten, ob wir uns gleich ihrer gewöhnlichen Sprache durchaus zu bedienen bemühet haben, werden sie ausführlich in Döbels Jägerpraktik, aber auch deutlich, kurz und hinlänglich im 3ten Theil des Forst- Fisch- und Jagdlexikons, Frankf. 1773 gr. 8vo. unter dem Artikel Wolf antreffen.

*) S. dessen Naturh. von Norrw. II. Th. p. 39.

**) S. Berl. Samml. VIII. B. p. 36.

***) S. dessen Thierreich p. 236. M.

II. Anhang

Vom Nutzen und Gebrauch des Wolfes und einzelner Theile seines Körpers.

Herr von Buffon hat zwar die ganze Benutzung dieses an sich schädlichen und gefährlichen Thieres blos auf seinen Balg eingeschränkt. Die Alten wußten aber einen weitläuftigern Gebrauch von ihm zu machen und es scheint uns nicht ganz überflüßig, wenigstens eine historische Kenntniß vom ganzen Umfang der Benutzung des Thierreichs zu haben.

In der Handlung nutzt man von den Wölfen

1) Die Bälge oder Felle, die sowohl von Rauchhändlern geführet, als von Kirschnern bearbeitet werden. Sie geben,

a) Mit den Haaren zugerichtet, ein sehr warmes Pelzwerk, worin sich kein Ungeziefer aufhält, und welches daher, wenn es von gewöhnlicher grauer Farbe ist, sowohl zu Pferdedecken und Kummeten für Zugpferde, als zu Decken vor Stubenthüren, die Schuhe daran zu reinigen, gebrauchet wird. Man läßt es auch schwarz färben und Fußsäcke oder große Muffen daraus verfertigen. Aus den weißen russischen Wolfsbälgen, an welchen die Haare feiner und oft silberfarbig ausfallen, verfertigt man diejenigen Reise- Winter- oder auch Regenröcke, die unter dem Namen der Wolfs- oder Wildschuren bekannt sind.

b) Wenn das Haar abgebeizet und das Leder auf sähmische Art oder weißgar gegerbet ist, Handschuhe auch andere Sachen, die man aus dergleichen Leder zu verfertigen pflegt.

c) Die Zähne, welche sehr hart und glatt sind, und, in lange hölzerne Stiele eingefaßt von den Goldschmieden, Kupferstechern und Vergoldern zur Glättung ihrer Arbeit, imgleichen von

Buch-

Buchbindern zur Glättung des Schnittes der Bücher gebrauchet, sehr oft auch, in Silber eingefaßt, kleinen Kindern um den Hals gehänget oder in die Hand gegeben werden, damit sie, wenn sie zahnen, das Zahnfleisch daran reiben und also die Zähne desto leichter durchbrechen mögen. *)

Das Fleisch der Wölfe gehört unter die widrigsten Speisen, vor welchen sogar die fleischfressenden Thiere größtentheils einen Abscheu haben; auch die Kamtschadalen, ob sie gleich, nach Hr. Krascheninninkow, allgemeine Fresser sind, vergreifen sich doch nie am Fleisch der Wölfe und Füchse **). Doch genießen es die Tungusen im nertschinskischen Gebiethe, die ohnedies nicht leicht ein zahmes Thier schlachten, sondern sich lieber mit verreckten beköstigen ***). Auch die Armen unter den Lappen müssen sich

*) S. Ludovici Kaufm. Lex. V. B. p. 961. D. Merkl. Thierr. p. 238.

**) S. dessen Beschreib. von Kamtschatka p. 125.

***] Gmelins Reise in den Götting. Samml. Tom. V. p. 126. 127.

sich oft mit Fuchs = Wolfs = oder Hundefleisch behelfen *).

In der Medizin brauchte man sonst von diesem grimmigen Thiere das Herz, die Leber, die Galle, die Gurgel, die Därme, so gar die Losung oder den Wolfskoth, an dessen statt auch wohl ein bisweilen darin gefundnes Beinchen, vermuthlich ein unverdautes Uiberbleibsel seines Fraßes, die pulverisirte Knochen, das Blut, mit Oel vermischt, das Fett, den ganzen Kopf, das rechte Auge, die Schnauze, die Ruthe, Standarte, oder den Schwanz u. s. w. zu tausenderlei, theils lächerlichen, theils abergläubischen Absichten. In unserm glücklichern Zeitalter ist endlich dafür gesorgt, daß wir unsere Zuflucht nicht mehr zum Paulinus und seiner übel berüchtigten Apotheke nehmen dürfen; daher ich auch in Ansehung des eigentlichen Gebrauchs aller angeführten Theile des Wolfes, unsere Leser, an statt sie zu ermüden, lieber auf andere Schriftsteller verweisen will **).

Ei=

*] S. Hochströms Lappl. Stockh. 1748. S. 150 rc.

**) S. D. Merkleins Thierr. p. 238 — 242. Pontopp. Norrw. II. p. 39. Geoffroy mat. med. VIII. p. 52. 53. Onomat. forestal. &c. III. p. 1015 &c.

Einen gewissen ökonomischen Gebrauch des Wolfskothes darf ich hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Herr Matthias Samstedt übergab der schwedischen Akademie der Wissenschaften *) ein selbst versuchtes Mittel, zu verhüten, daß die Wölfe den Schafen und andern Hausthieren keinen Schaden thun. Man weichet Wolfskoth in Wasser auf, machet eine dünne Röhre daraus und bestreicht das Vieh damit am Rücken, Hals und an den Seiten, daß es einige kleine Flecken bekömmt, die sich fest an die Haare anhängen, daß sie nicht abgehen, wenn man sie nicht abschneidet; daher man sie auch nur einmal im Jahre, wenn sie zuerst im Frühling ausgetrieben werden, damit bestreichen darf. Der Wolf soll solche bestrichne Thiere scheuen und ihnen keinen Schaden thun können. Dieses Bestreichen soll auch den Schafen auf keine Weise schaden.

*) S. Abh. der schwed. Akad. der Wissenschaft. XV. B. p. 245. M.

XV. Der

der Fuchs. Tab. LVIII.

v Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

XV.

Der Fuchs. *)

Der Fuchs **) hat sich durch seine List berühmt gemacht, und man kann ihm in der That unter den Thieren diesen Vorzug nicht abstreiten. Was die Stärke beim Wolf ausrichtet, thut die Verschlagenheit beim Fuchse, und oft mit besserm Erfolge. Da

*) Franz. Le Renard. Griech. Ἀλώπηξ. Lat. Vulpes, Ital. Volpe. Span. Raposa. Deutsch Fuchs. Engl. Fox. Schwed. Ralf. Polnisch Liszka. Lis.
Vulpes Gesn. Ic. Anim. quadr. p. 88. fig. 89.
— Raji Synops. Anim. quadr. p. 177.
— vulgaris: Kleinii Hist. nat. Quadr. p. 71.
Canis fulvus; pileis cinereis intermixtis Briss. Reg. anim. p. 239.

A. d. U.

Der Fuchs. Hallens Thiere p. 501 Reinicke, S. Heppens wohlred. Jäger p. 134. D. Merkl. Thiere. p. 46 &c. Meyers illuminirte Thiere I. B. p. 27. Tab. 36. Pennants

Da er sich weder mit Hunden einläßt, noch dem Schäfer zu nahe kömmt, weder einen Einfall auf die Heerden waget, noch sich mit

nants Britt. Thierg. p. m. 24. Tab. II. Schrebers illum. Saugthiere II. Tab. 90. Ridingers Entw. einiger Thiere. V. B. Tab. 73.—75. Ebend. Jagdbare Thiere in gr. Fol. Tab. 14. Müllers Linn. Naturs. I. p. 224, Tab. 31. fig. 2. Holl. Vos Hebr. Schual. Beckm. Naturg. p. 27. Histor. physikal. ꝛc. Leipziger Mancherlei II. B. p. 128 — 140. Döbels Jägerpraktik p. 38. Ludovici Kaufm. Lex. II. B. p. 1891. Onomat. forestalis &c. oder Vollst. Forst = Fisch = und Jagdlex. 1 B. p. 955 — 987. Pontopp. Dän. in 4to p. 160. Ebend. Naturh. von Norrw. II. B. p. 42—44. Köhlers Samml. neuer Reisen I. B. p. 325. Egedens Grönl. p. 86. Kranzens Grönl. I. p. 97. Berl. Mag. I. B. p. 187 —197. Krascheninnikows Kamtschatka p. 115. Leems Nachr. v. den Lappen p. 101 Trampers Wallfischf. p. 65.

Canis vulpes, cauda recta, apice albo: Linn. Syst. N. XII. p. 59. n. 4. Ejusd. Fauna Suec. p. 3. n. 7. Vulpes vulgaris. Le Renard. Briss. Quadr. 8vo. p. 173. Gesn. Quadr. p. 55. u. p. 1081 fig. bona. Aldrov. Quadr. p. 195. Jonst. Quadr. Tab. 56. Charl. onom. p. 14. Rzac. Hist. Nat. Pol. p. 231. Ejusd. Auctuar. p. 324. Chald. Thaal. Arab. Thaleb. Krameri Austria p. 313. Geoffroy mat. med. VIII. p. 53. Renard. Goupil. Vulpes offic. Schrœd. p. 312. Dalech Pharm. 448. Schwenckf. Quadr. Siles. p. 133. Merr Pin. 167. Valm. de Bom. Dict. Tom. IX. p. 521. Renard. Goupil. Cours d'Hist. Nat. II. p. 193.

M.

mit Geäße schleppet, kann er seines Lebens mit viel mehrerer Sicherheit geniessen. Er strenget seinen Witz stärker an, als seine Kräfte, und scheint alle nöthige Hilfsmittel in sich selbst zu verschliessen; er ist also desto sicherer, seinen Endzweck nicht leicht zu verfehlen. Insofern er eben so schlau, als vorsichtig, sinnreich und verschlagen ist, auch nicht leicht seine Geduld verlieret, macht er oft Abänderungen in seinem Betragen, und weiß jedes vorräthige Hilfsmittel zur bequemsten Zeit in Anwendung zu bringen *). Seiner Erhal=

**) Der Fuchs ist von Gestalt viel schlanker, als der Wolf. Die Verhältnisse seines Körpers zeigen mehr Biegsamkeit an. Seine Schnauze, welche lang und schmal, wie bei dem Windhund ist, entdecket das Schlaue seiner natürlichen Triebe. Die Lage seiner Augen aber und Richtung seiner Ohren, ist wie bei dem Wolfe beschaffen, und sein Schwanz zottichter, als bei diesem, auch so lang, daß er die Erde berühret. Daubenton im Buffon 4to IV. B. I. Th. p. 48.

*) Von der besondern Verschlagenheit der Füchse und ihren vorsichtigen, überlegten Anstalten, ihre Nahrung und Erhaltung zu befördern, lese man im Berl. Mag. I. Band p. 187 — 197 Mannigfalt. I. Band p. 243 — 245. Bonnets Betracht. über die Natur 1772 p. 554. &c. besond. Gaz. litt. de Berl. 1773. p. 40.

haltung pflegt er die größte Sorgfalt zu widmen *). Zwar ist er eben so unermüdet, und überdies noch weit flüchtiger, als der

wo von der gemeinschaftlichen Jagd der nordamerikanischen Füchse mit dem Vielfraß (Quincajou) auf den Original, eine Art von Elenn, geredet wird.

M.

*) Der Prokanzl. Pontoppidan sagt ausdrücklich in seiner Naturg. von Norrw. II. B. p. 43 &c. Wenn man auch, mit gewissen Philosophen, allen andern Thieren ihren Verstand oder einen gewissen Grad von Vorstellungs- und Uiberlegungskraft absprechen und sie zu bloßen Maschinen machen wollte; so würde doch dieses mit dem Fuchs am wenigsten angehen. Der nordische Bauer hat von der List und Spitzfindigkeit der Füchse die allerhäufigsten Beispiele. Außer denen, welche Olaus Magnus (Hist. L. XVIII. c. 39. 40) anführet, sind folgende wenn man sie glauben darf, die merkwürdigsten:

Wenn der Fuchs von Flöhen geplagt wird, und sie gern los seyn will, nimmt er einen Büschel Moos, Heu, oder so etwas in die Schnauze, geht alsdann rücklings, doch sehr langsam, und allmählig immer tiefer, ins Wasser, damit seine Flöhe Zeit behalten, sich nach und nach an die trockne Stellen des Halses und Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem Wasser behält. Zuletzt versammlet er alle seine Feinde im angezeigten Büschel Moos oder Heu. Wenn sie da hinein

sich

der Wolf, dennoch verläßt er sich nicht blos auf die Schnelligkeit seines Laufes, er legt vielmehr noch einen besondern Bau

sich verkrochen haben, so läßt er sie mit solchem Büschel alle zugleich auf einmal ins Wasser fallen und kann sodann gereinigt und frei von seiner Plage wieder aufs Land gehen.

Seinen langen wollichten Schwanz, den ihm die Natur nicht umsonst gegeben zu haben scheinet, braucht er unter andern, Krebse damit zu fangen; welche das Wollichte gern suchen, und sich daran festhängen, bis er sie mit seinem Schwanz ans Land ziehet. Wenn die Hunde der Füchsin zu nahe kommen, bepisset sie den Schwanz und schmeißt mit selbigem so um sich her, daß es den Hunden in die Augen beißet und sie von ihnen befreiet wird (S. Flemmings Deutsch. Jäger p. 112.)

Ein gewisser Mann, sagt Pontoppidan ferner, wunderte sich, als er sahe, daß ein Fuchs bei einem Fischerhause herumgieng und eine Menge Dorschköpfe ordentlich reihenweise vor sich legte. Dem Zuschauer schien dies Verfahren unbegreiflich. Er nahm aber bald wahr, als der Fuchs sich versteckt hatte, daß eine Krähe kam, ein Stück davon zu holen und sogleich dem listigen Fuchs zur Beute wurde. Ibid. p. 44.

Die Liebe zum Leben ist beim Fuchs ein so starker Naturtrieb, daß er, wenn er im Fuchseisen mit einem Fuße fest hänget, ihn oft selbst abbeißet, um sein Leben zu retten. S. Pontopp. Dän. p. 116.

an, in welchem er, zur Zeit einer dringenden Gefahr, eine sichere Freistadt, aufserdem aber eine bequeme Wohnung, und einen friedsamen Ort, seine Jungen zu erziehen, findet. Man hat ihn demnach nicht als ein blos herumschweifendes, sondern als ein eingerichtetes, gleichsam angesessenes Thier zu betrachten.

Dieser Unterschied, welcher sogar unter den Menschen sehr merklich ist, hat bei den Thieren viel merklichere Wirkungen, und muß folglich unter ihnen auch viel größere, wichtigere Ursachen voraussetzen. Der bloße Begriff einer ordentlichen Wohnung leget schon eine große Aufmerksamkeit auf sich selbst zum Grunde. Die Wahl des Wohnplatzes, die Geschicklichkeit, ihn bequem anzulegen und nach den Bedürfnissen einzurichten, auch seine Zugänge behutsam zu verbergen, sind lauter Beweise von einer vorzüglichen Uiberlegung und Einsicht. Der Fuchs besitzt sie wirklich, zugleich aber die Fähigkeit, alles zu seinem Vortheil anzuwenden. Er gräbt seinen Bau an den äußersten Grenzen des Gehölzes, in der Nachbarschaft der Bauerhöfe *). Da hört er in der Nähe das Krä-

*] Obgleich der Fuchs gern in der Erde wohnet, bauet er sich doch selten ein eignes Lager, son-

Krähen der Hähne und das Geschrei des Federviehes. Er sucht sie von fern auszuwittern, auch die rechte Zeit mit Vorsicht zu wählen. Sein Vorhaben und seine Fährte verbirgt er so schlau, und kömmt schleichend so unbemerkt am Orte seiner Bestimmung an, daß ihm da nur selten ein räuberischer Versuch fehlschläget. Wenn er durch einen guten Satz über die Umzäunungen kommen, oder unter denselben

sondern bemüht sich, einen Dachsbau anzutreffen, den Dachs aber, wenn er ihm gewachsen ist, entweder mit Gewalt auszutreiben, oder wenn er bemerkt, daß der Dachs ausgegangen, seine Losung häufig vor die Röhre zu legen. Der Dachs verläßt sogleich, wenn er den Gestank bei der Ankunft bemerkt, seine Wohnung und nun steht es dem Fuchse frei, sie zu beziehen. Findet er aber keinen Dachsbau, so muß er nothwendig selbst einen graben. Das geschieht mehrentheils unter einem wurzlichten Baum, oder unter einem Stein und nur mit einer Röhre. Die Fuchsgruben auf ebenen freien Kornfeldern pflegt man einen Nothbau zu nennen. Sie gehören auch nur jungen Füchsen an, die von ihren alten vertrieben worden und, sich selbst zu nähren, nirgends hin wissen.

Mit den Schlangen sollen sie in ihren Hölen sehr friedsam, desto feindlicher aber mit den Raben leben, die oft ihre Junge rauben. S. Onomat. forest. I. 958.

wegkriechen kann; so verliert er keinen Augenblick, bricht im Hünerhof ein, erwürgt alles, was ihm vorkömmt, und schleicht hernach in der Stille mit seinem Raube fort, welchen er entweder unter Moos verbirgt oder in seinen Bau träget. Wenig Augenblicke darauf kömmt er mit gleicher Lüsternheit zurück, seinen Raub zu vervielfältigen, und ihn eben so behutsam, aber an einer andern Stelle, zu verbergen; dies wiederholt er zum dritten, zum vierten und zu mehrenmalen, bis entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusch im Haus, ihm eine Warnung giebt, sich davon zu machen und für diesmal nicht wieder zu kommen.

Eben so macht es der Fuchs auf den Vogelheerden und in den Geschneiden, wo man Krammetsvögel und Schnepfen fänget. Er kömmt hier dem Vogelsteller zuvor, und besuchet vor Anbruch des Tages, bisweilen mehr als einmal, die Schlingen und Leimruthen, nimmt allmählich die Vögel aus, die sich darin gefangen haben, und sucht sie alle an unterschiedenen Stellen, besonders an den Wegen, in Fahrgeleisen, unter dem Moose oder unter einer Wachholderstaude zu verbergen. Bisweilen läßt er sie daselbst wohl zween bis

drei

drei Tage liegen, und weiß, im Fall der Noth, sie unfehlbar allemal wieder zu finden. Auf dem freien Felde jagt er die jungen Hasen, die alten überfällt er bisweilen im Lager, und nie werden ihm diese, wenn sie verwundet sind entgehen. Die Kaninchen pflegt er in ihren unterirdischen Wohnungen aufzusuchen; die Rebhüner- und Wachtelnester auszuspüren und hier die Mutter mit ihren Eiern wegzuschleppen, kurz, unter dem Federvieh erstaunliche Verwüstungen anzurichten. Der Wolf ist also dem Bauer, der Fuchs dem Edelmann am nachtheiligsten.

Die Fuchsjagd erfordert nicht allein weniger Geräthschaften, als die Wolfsjagd, sondern sie gewähret auch mehr Bequemlichkeit und Vergnügen. Vor dem Wolf scheuen sich alle Hunde, die sich mit größter Bereitwilligkeit und Freude zur Fuchsjagd gebrauchen lassen. Ohnerachtet ein Fuchs eine stark riechende Witterung nach sich läßt *), jagen sie ihn doch oft lieber, als

 den

*) Ohnerachtet ihres widrigen Geruches haben die Füchse doch ein Fleckchen Haare, gleich über der Standarte, die wenn man sie ausrupfet und daran riechet, einen Geruch, wie blaue Veilchen, von sich duften, daher es auch

den Hirsch, das Reh, oder den Hasen. Er wird mit Dachsen, Windspielen und andern Jagdhunden gehetzet. Sobald er sich verfolgt siehet, kriecht er zu Baue, wohin ihm die krummbeinichten Dachshunde am leichtesten folgen. So läßt sich am besten ein ganzer Wurf, oder eine ganze Familie von Füchsen, die Mutter mit allen Jungen, fangen. Während ihrer Vertheidigung und des Kampfes zwischen den Füchsen und Schliefern oder Dachshunden, bemühet man sich, den Fuchsbau oben zu öffnen, hernach aber sie, vermittelst gewisser Zangen zu tödten oder lebendig zu greifen. Weil aber ein solcher Fuchsbau oft in Felsen, unter Baumstämmen, oder bisweilen sehr tief in der Erde sich befindet; so geht ein solcher Fang nicht allemal nach Wunsch von Statten *).

Die

auch die Viole genennet wird, Döbel l. c. l. 39. M.

*) Von der Fuchsjagd überhaupt, von den Fuchsbehältern oder Zwingern, Fuchseisen oder Fallen, Fuchsfang und mancherlei Arten desselben, Fuchsgärten, Fuchskasten, vom Fuchsprellen u. s. w. lese man ausführlich in der Onomat. forestali &c. l. c. p. 960—987. it. Döbel im 3 Th. seiner Jägerpraktik. Cf. Berl. Mag. I. B. p. 192.

M.

Die gewöhnlichste, lustigste und sicherste Fuchsjagd ist, wenn man gleich anfangs den Bau verrammet, hernach die Schützen schußgerecht stellet, und nun die Spürhunde nachschicket. Sobald sie den Fuchs auf der Spur haben, eilt er nach seinem Bau, wo ihn, wider sein Vermuthen, der erste Schuß erwartet. Verfehlt man ihn, so nimmt er, auf der schnellesten Flucht, einen großen Umweg, und kehrt noch einmal nach seinem Bau zurück, wo man zum zweitenmal nach ihm schießet. Wird er endlich die Verrammung des Einganges zu seinem Bau gewahr, so entschließt er sich, seine Rettung in der Ferne zu suchen, und in der Absicht, niemals wieder zu kommen, gerade fortzulaufen. Nun ist es Zeit, wenn man ihn verfolgen will, die Jagdhunde auf ihn loszulassen, die er ohnehin dadurch sehr ermüden wird, weil er mit Fleiß immer durch die dichtesten Gebüsche flüchtet, wo es den Hunden schwer wird, ihm zu folgen, und weil er auf dem freien Felde sehr weit, ohne sich zu ruhen, fortläuft.

Noch bequemer ist ihre Vertilgung durch Fallen, die mit Fleisch, mit einer Taube oder mit anderm lebenden Geflügel, gekö-

dert sind *). Einst hatte ich, neun Fuß hoch über der Erde, an einem Baum Uiberbleibsel einer Jagdmahlzeit, als Wildprett, Knochen, Brod u. s. w. aufhängen lassen. Gleich die erste Nacht hindurch hatten sich die Füchse dermaßen im Springen darnach geübet, daß die Erde um den ganzen Baum herum einer glatt getretenen Scheuntenne ähnlich sah.

Der

*) Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen besetzet sind, wittert sie der Fuchs gleich aus, bemerkt sie und setzt sich lieber der Gefahr des grausamsten Hungers aus, bevor er sich darin fangen ließe. Man hat gesehen, daß einige derselben vierzehn Tage lang auf solche Art hartnäckig in ihrem Bau ausgehalten und sich nicht eher entschlossen haben, hervor zu kommen, bis der übermäßige Hunger ihnen keine andere Wahl mehr übrig ließ, als welches Todes sie sterben wollten? Die Furcht, welche den Fuchs zurückhält, ist alsdann weder maschinenmäßig, noch unwirksam. Es läßt sich kein Versuch denken, den er nicht anwenden sollte, um sich der Gefahr zu entreißen. So lang er noch Klauen hat, arbeitet er an einem neuen Ausgange, wodurch er den Nachstellungen des Jägers oft entrinnet.

Wenn etwan ein Kaninchen, das mit ihm zugleich eingesperrt ist, sich in einer Falle gefangen hat, urtheilet sogleich der Fuchs, die Maschine habe ihre Wirkung gethan und geht hernach ohne Bedenken über die Falle. S. Berl. Mag. l. c. p. 192.

M.

Der Fuchs besitzt eben so viel natürliche Gefräßigkeit, als Begierde nach Fleische. Er frißt alles mit gleichem Appetit: Eier, Milch, Käse, Obst, und besonders Weintrauben. Wenn es ihm an jungen Hasen und Rebhünern fehlet, kann er sich auch mit Ratzen, Mäusen, Schlangen, Eidexen, Kröten u. s. w. eine Weile begnügen, deren er eine große Menge verzehret; der einzige Vortheil, den man von ihm erwarten darf! Außerdem hat er eine ungemeine Begierde nach Honig, welche ihn reizt, sowohl den wilden Bienen, als Wespen oder Hornissen und Hummeln eifrig nachzustellen, die sich aber angelegen seyn lassen, ihn durch unzählige Stiche mit ihrem Stachel zu verjagen. Er scheint auch wirklich zu weichen; es geschieht aber blos durch eine Wendung, wodurch er sie zu erdrücken suchet, und welche das listige Thier so lange wiederholet, bis er sie aus dem Wespennest vertrieben, welches er dann ausscharret, und ohne weitere Hinderung das Wachs und Honig verzehret. Sogar die Igel sind vor seiner Nachstellung nicht gesichert. Er wälzt sie mit seinen Läuften so lange hin und wieder, bis die gequälten Igel sich endlich ausstrecken und ihm zum Raube werden. Endlich

pflegt

pflegt er auch Fische, Krebse, Käfer und Heuschrecken rc. zu fressen.

Dieses Thier gleicht sehr dem Hunde, besonders in Ansehung seiner innern Theile. Am Kopf entdeckt man aber einen beträchtlichen Unterschied, als welcher, in Vergleichung mit dem ganzen Körper, ungemein dick und groß ist. Auch die Ohren sind kleiner, der Schwanz viel grösser, das Haar länger und zottichter, die Augen schreger, als am Hunde. Dazu kömmt beim Fuchse noch der ihm eigne widrige Geruch und endlich das Naturel, als das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal. Denn ein Fuchs läßt sich nicht leicht, und fast niemals zähmen. Er wird siech und elend, sobald ihm die Freiheit fehlet und stirbt, wenn man ihm lange häuslichen Zwang anlegt, für langer Weile. Mit einer Hündin wird er sich nie belaufen *). Wenn beide keine natürliche Abneigung gegen einander haben, so herrscht unter ihnen doch eine vollkommne Gleichgültigkeit von beiden Seiten.

Die

*) Man sehe hierbei im II B. von den vierf. Thieren unter dem Art. Hund die Versuche nach, welche ich deshalb angestellet habe.

A. D. V.

Die Füchsin wirft jährlich einmal und nur wenige Jungen. Ihr Wurf erstreckt sich auf ohngefähr vier oder fünf, selten auf sechs, niemals auf weniger, als drei Junge. Die trächtige Füchsin hält sich sehr eingezogen, verläßt ihren Bau nur selten und macht in selbigem ein Lager für die erwartete Nachkommenschaft zu rechte. Die Ranzzeit fällt in den Winter *) und man findet im Aprilmonat schon junge Füchse. Merkt sie, daß man ihren Aufenthalt ausgespüret oder die Jungen in ihrer Abwesenheit beunruhiget hat; so trägt sie eines nach dem andern fort und sucht für sie eine sichere Wohnung **). Sie kommen blind auf die Welt und brauchen, wie die Hunde, zu ihrem völligen Wachsthum achtzehn Monat bis zwei Jahre. Ihr Lebens-

*] Besonders in den Februar, wo die Füchsinnen fleißig zu Baue kriechen und bisweilen zween bis drei Füchse bei sich haben. Während ihrer Vermischung hängen sie, gleich den Hunden zusammen und gehen auch, wie diese, neun Wochen dicke. Sie wölfen 5. 6. 7, bisweilen mehrere Jungen. Döbel l. c. I. p. 38.

M.

**) S. Berl. Mag. l. c. p. 193.

M.

bensziel geht ebenfalls, wie bei diesen, in dreizehn oder vierzehn Jahren zu Ende *).

Die Füchse haben, wie der Wolf, sehr scharfe Sinne und ein feines Gefühl, aber noch biegsamere und vollkommnere Werkzeuge der Stimme. Vom Wolf hört man nichts, als ein furchtbares Heulen. Der Fuchs hingegen kann klaffen (glapir) bellen, und einen traurigen Laut, fast wie das Geschrei eines Pfauen, von sich geben. Die Töne pflegen bei ihm nach der Verschiedenheit seiner Leidenschaften abzuwechseln. Er hat in seiner Gewalt einen besondern Ton, wenn er gejaget wird, einen besondern Ausdruck der Begierde, den klagenden Ton der Traurigkeit und ein eignes Geschrei des Schmerzes, das man ehe niemals höret, als in dem Augenblick, wo ihm durch einen Schuß irgend ein Glied zerschmettert worden. Andere, leichtere Wunden können ihm kein Klagegeschrei ablocken, vielmehr läßt er sich, wie der Wolf, zu Tode prügeln, ohne sich zu beklagen, aber nicht, ohne sich

bis

*) Um Jakobi laufen die Jungen schon mit den Alten aus und lernen selbst ihre Nahrung suchen. Gegen Martini hat ihr Balg seine Vollkommenheit erhalten. Onom. forest. l. c.

M.

bis auf den letzten Blutstropfen aufs tapferste zu vertheidigen.

Der Fuchs beißt erschröcklich und so hartnäckig, daß man genöthigt ist, mit einem Eisen oder Stock seine Schnauze, wenn er sich verbissen hat, wieder aufzubrechen. Sein Klaffen ist eine Art von Gebelle, das mit gleichen, sehr hurtig auf einander folgenden Tönen geschiehet. Gemeiniglich pflegt er, am Ende des Gecklaffes, einmal stärker und höher anzuschlagen und gleichsam im Ton eines Pfauengeschreies aufzuhören. Im Winter, besonders wenn Schnee und Reif gefallen ist, läßt er fast immer seine Stimme hören; da er hingegen im Sommer fast gänzlich stumm zu seyn scheinet; weil in dieser Jahreszeit ihm sein Haar ausfällt und sein Balg sich wieder erneuert. Daher werden auch Bälge von jungen oder im Sommer gefangenen Füchsen wenig oder gar nicht geachtet.

Das Fleisch der Füchse ist nicht so widrig, als das Wolfsfleisch. Die Hunde fressen es und es giebt sogar Menschen, die es im Herbste, besonders wenn der Fuchs mit Weintrauben gefüttert und gemästet worden, genießen. Sein Winterbalg liefert ein sehr gutes Pelzwerk. Er

schläft gemeiniglich sehr fest, und es ist nicht schwer, ihm zu solcher Zeit, ohne ihn aufzuwecken, beizukommen. Seinen Schlaf wartet er in einer eben so gekrümmten Lage des Körpers ab, wie die Hunde. Wenn er aber blos ruhet, so liegt er auf dem Bauche mit ausgestreckten Hinterläuften. Das ist auch die gewöhnliche Stellung, in welcher er längs den Hecken die Vögel belauret. Sie haben auch gegen den Fuchs eine so natürliche Abneigung, daß jeder Vogel, bei seinem Anblick, in ein warnendes Geschrei ausbricht. Besonders pflegen ihn die Krähen und Amseln von der Höhe der Berge, unter beständiger Wiederholung eines warnenden Geschreies, zu begleiten und oftmals bis auf zwei oder dreihundert Schritte zu verfolgen.

Ich ließ einige sehr jung eingefangene Füchse auferziehen. Ihres starken Geruches wegen kann man sie aber blos an abgelegenen Oertern, in Pferdeställen oder andern Ställen, wo man sie nur selten zu sehen bekömmt, aufbehalten. Das ist vielleicht auch die Ursache, warum sie nicht so zahm werden, als der Wolf, den man am Hause näher um sich haben kann. Sobald meine junge Füchse den fünften oder

sechs-

sechsten Monat erlebt hatten, verfolgten sie schon die Enten und Hüner *). Nun war es also Zeit, sie an Ketten zu legen. Drei derselben, ein Weibchen und zwei Männchen, ließ ich zwei Jahre lang verwahren. Man bemühete sich vergeblich, sie mit Hündinnen zur Parung zu bringen; Ob sie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung gesehen, auch eine starke Ranzbegierde zu äußern schienen; so konnten sie sich doch nicht überwinden, sich mit einer Hündin jemals einzulassen **). So bald man aber die eigentliche Füchsin zuließ, belegten sie diese, ohne dabei sich ihrer Fesseln zu erin-

*) Die Füchse lassen sich zwar zahm erziehen, und lernen, wenn man sich Mühe mit ihnen geben will, allerlei Künste, z. B. mit ihrem Herrn zu Holze, aufs Feld u. s. w. zu gehen; Man muß ihnen aber aldann in der Jugend kein rohes Fleisch zu fressen geben, und sie scharf bestrafen, wenn sie ohngefähr sich an jungem Federvieh vergreifen. Dergleichen zahm erzogne Füchse, sind besonders beim Entenschießen ungemein wohl zu brauchen. S. Onom. Forest. l. c. p. 969. M.

**) Döbel versichert indessen l. c. daß zahm erzogne Füchse sich auch mit Hunden vermischten. Cf. Onom. Forest. l. 957. Herr Daubenton zweifelt nicht, man würde eine Art von Hunden erlangen können, die eine größere Aehnlichkeit mit dem Fuchs, als der Wolfshund (Chienloup) mit dem Wolfe, hätten,

 wenn

erinnern. Sie hat auch zur gehörigen Zeit wirklich vier Junge geworfen.

Eben diese Füchse, welche zur Zeit ihrer Freiheit Enten und Hüner anfielen, rühreten keine derselben an, so bald sie an der Kette lagen. Man befestigte oft neben ihnen eine lebende Henne, man ließ diese des Nachts bei den Füchsen, die sogar den Tag vorher nichts zu fressen bekommen. Aber so wenig der Hunger, als die bequeme Gelegenheit reizten sie, die Henne zu berühren, oder die Fesseln, die sie trugen, zu vergessen.

Die-

wenn man sibirische oder kleine dänische und irrländische mit Wolfshunden belaufen ließe. Von jenen würden die aus dieser Vermischung entstehende Blendlinge die dünne, große Schnauze des Fuchses, von diesen, eben so langes Haar und einen so zottichten Schwanz, als der Fuchs hat, bekommen. Es ist auch, wie er meinet, sehr glaublich, wenn man den Fuchs den Hölzern und Fluren entrisse, um ihn, wie die Hunde, in Häusern zu erziehen, daß von ihm viele Raßen entstehen möchten, unter denen einige gewissen Hunden, sowohl nach ihrer äußerlichen Leibesbeschaffenheit, als nach ihrer innern Bildung, ähnlich seyn würden.

Der empfindliche Geruch, welcher von dem Körper der Füchse ausdünstet und vielleicht die Abneigung der Hunde gegen sie verursachet, würde sich, bei den zahm gemachten Füchsen ohn-

Diese Thiergattung ist unter allen den Einflüssen der Himmelsgegenden am stärksten unterworfen, und man findet unter den Füchsen eben so viel abändernde Verschiedenheiten, als unter den Gattungen der zahmen Thiere. Unsere meisten Füchse haben eine röthliche Farbe; doch giebt es auch einige mit silbergrauen Haaren. Alle beide haben eine weiße Blume oder Spitze des Schwanzes. Die letzten werden in Burgund Kohlenfüchse (Renards Charbonniers) genennet, weil sie mit schwärzern Füssen, als die andern begabet sind. Ihr Leib scheint auch, weil ihr Haar glätter anliegt, etwas kürzer zu seyn. Es finden sich auch noch andere, die einen längern, gestrecktern Leib, als die übrigen, und eine fast eben so unreine Farbe, wie die alten Wölfe, haben. Ich will aber nicht entscheiden, ob dieser Unterschied in den

ohnstreitig, nach einer langen Reihe von Erzeugungen, durch die veränderte Nahrung und Ruhe verlieren, alsdann könnten die Hunde sich mit den Füchsen belaufen, durch diese Vermischung aber Blendlinge werfen, welche den lacedämonischen Hunden, deren Aristoteles gedenket, ähnlich wären. Laconici canes, sagt er, ex vulpe & cane generantur. de Anim. l. IX. c. 28. M.

Farben wirkliche Abänderungen ausmacht, oder ob er eine Wirkung des Alters ist, und also die Füchse vielleicht im Alter grau oder weiß zu werden pflegen.

In den nördlichen Ländern giebt es Füchse von allerlei Farben, schwarze, *) blaue, **) graue, ***) eisenfarbige, silbergraue,

*] Schwarze Füchse. Hallens Thierr. p. 504. n. 4. Ludovici Kauf. Lex. I. p. 1891. Ihre Bälge werden zu den kostbarsten gerechnet. In Rußland bedienen sich ihrer die vornehmen Herren zu Mützen, und bezahlen einen solchen Balg oft mit zehn bis funfzehn Dukaten. Cf. Klein. Quadr. p. 71. Vulpes niger. Merkleins Thierr. p. 47. Müllers Linneisch. Nat. Syst. I. 224. leg. vid. Gaz. litt. de Berl. 73. p. 87. Onom. Forest. I. 956. Voy. de la Hontan. II. 42. M.

**) Blaue Füchse. Vulpes caerulescens. Isatides. Jonst. S. Hallen l. c. p. 504. n. 3. Ihre Farbe fällt ins aschfarbige oder grau blaue und ihr gewöhnliches Vaterland ist im nördlichen Schweden. Cf. Ludov. l. c. p. 1892. Auch in Grönland und Spitzbergen giebt es blaugraue Füchse, die aber zottiger am Leibe, als in andern Ländern zu seyn pflegen. S. Andersons Island. p. 172. Canis Lagopus β, cærulescens Linn. 59. n. 6. β. Schwed. Blaraf. (im Sommer] Fiall Racka (im Winter.) M.

***) Graue oder aschfarbige Füchse, S. Ludov. l. c. Einige Meilen von Tjumen, am Flusse Tura, in der russischen Tartarei ist ein Gehölze, Heetkoi Wollok genannt, worin sich eine Gattung grauer Füchse befindet, deren Farbe sich im Winter nicht, wie an den andern, verändert

graue,*) ganz weiße,**) auch weiße mit fahlen Pfoten, weiße mit schwarzem Kopfe, weis-

dert. Diese Füchse sind noch einmal so stark, als die ordentlichen; sie haben ein sehr dichtes Leder und einen so schönen Balg, daß er für eine der kostbarsten Rauchwaaren geachtet wird. Weil man aber dieses Pelzwerk nur an diesem einzigen Ort in Rußland findet; so ist es unter hohen Strafen verbothen, damit zu handeln oder selbiges außer Landes zu führen. Es bleibt einzig und allein zum Gebrauch des Hofes bestimmet. Man will an diesen Füchsen das besondere noch bemerkt haben, daß, wenn sie eine andere Art Füchse in der Gegend ihres Aufenthaltes bemerken, diese von ihnen umgebracht und verzehret werden. S. Gaz. litt. de Berl. 73. p. 86. M.

*) Vulpes cinerea s. Canis cinereo - argenteus. Le Renard gris. Briss. Quadr. p. 174. n. 7. Vulpes cinereus Americanus. Klein. Quadr. p. 71. Catesby II. Fig. p. 78. Engl. Grav - Fox wohnt in Karolina und Virginien in holen Bäumen. Der amerikanische Silberfuchs. Hallen *l.* c. p. 505 n. 7. S. Schrebers Saugth. *II.* T. 92. Canis cinereo argenteus. In Luisiana giebt es auf den waldichten Gebirgen eine Menge solcher Füchse. Ihr Haar ist fein, wollicht und dunkelbraun, über diesem aber liegt ein längeres Silberhaar, das diesen Füchsen ein vortreflich Ansehen giebt. S. Hamb. Mag. XIV p. 615.

M.

**] Weiße Füchse. Vulpes alba s. Canis hyeme albus, æstate ex cinereo coerulescens. Le Renard blanc. Briss. Quadr. p. 174. n. 8. Vulpes

alba,

se mit einer schwarzen Blume, rothe mit ganz weißem Bauch und Kehle, ohne die geringste Beimischung einer schwarzen Farbe, ingleichen sogenannte Kreuzfüchse, *) die sich durch einen schwarzen Streif längs des

albä. s. Lagopus Linn. XII. p. 59. n. 6. Canis arcticus Pennant. v. Isatis Buffon 4to. VII. B. 1 Th. p. 152. &c. Schrebers Saugth. II. T. 93. Cf. Beckm Biblioth. I. 106. Müll. l. c. p. 226. Der Hasenfuß. Aldrov. Quadr. p. 220. fig. p. 221. bona. Jonst. Quadr. p. 93. Isetis Nov. Comm. Acad. Petrop. V. 358. Schw. Fial Racka. Faun. Suec. p. 4. n. 8. Hallen l. c. p. 504. n. 6. Von diesen weißen Füchsen giebt Hr. von Buffon allerlei Abänderungen an. Die mit schwarzem Kopfe hat Martens auf Spitzbergen angetroffen. In Grönland sind sie nach Hrn. Trampler in seiner Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges Leipz. 71. p. 65. &c. ohngefähr noch einmal so groß, als die Eichhörner. Sie hatten ihren Aufenthalt zwischen den Steintrümmern, und man fand, wenn man ihrem Aufenthalt nahe kam, oft eine ganze Niederlage von allerhand Federvieh, welches in einer solchen Ordnung aus einander gelegt war, daß es füglich ausbluten konnte. Ihr Geschrei oder Gebelle beschreibt er so, als wenn ein Mensch herzlich überlaut lachte. Ihre List beweisen sie besonders damit in Grönland, daß sie mit den Pfoten im Wasser platschen und so die Fische an sich locken, welche sie dann verzehren. Cf. Ludov. l. c. p. 1893.

M.

*) Der Kreuzfuchs, Kreuzträger. Vulpes crucigera s. Canis fulvus crucem nigram in dorso gerens. *Le Renard croisé*. Briss. Quadr. p. 173. n. 6.

des Rückgrades, und einen andern, der queer über die Schultern läuft, auszeichnen. Die letztern haben unten einen schwarzen Hals, und pflegen die andern an Grösse zu übertreffen.

Die gemeine Gattung der Füchse hat sich überhaupt mehr, als die andern Arten, *) ausgebreitet. Sie wird fast allenthal-

n. 6. Schwed. Korsräf. Canis cruciatus Faun. Suec. 4. n. 7. β. Vulpes crucigera Gesn. Jcon. Quadr. fig. p. 90. bona. Aldrov. Quadr. p. 221. fig. p. 222. bona. Jonst. Quadr. p. 93. Rzac. Hist. nat. Pol. p. 231. Kolbens Vorgeb. 4to. *p*. 346. Pohln. Krzyzaki. Hottent. Tenlik. Kennlée. (Sie scheinen aber dadurch vielmehr den Jackal anzudeuten) Klein. Quadr. *p*. 71. Hallen *l*. c. p. 504. n. 3. Ludov. Kaufm. Lex. I. 1892. Diese haben vom Maul an, bis über den Kopf, Rücken und Schwanz einen gleichschwarzen Strich, welchen ein anderer schwarzer Queerstrich von den Schultern bis an die beiden Vorderfüße durchkreuzet. Sie sind etwas grösser, als die gemeinen rothen, auch dicker an Haaren. Cf. D. Merkl. *l*. c. *p*. 47. Müllers Nat. Syst. I. 225. Gaz. litt. de Berl. 73. p. 87. Onom. Forest. I. 956.

M.

*) Zu den bekanntesten Abänderungen der gemeinen Füchse gehören:

a) Die Bergfüchse, welche nach Hr. Altmanns Vorgeben, in seiner Beschreibung der helvetischen Eisberge, Zürich 1763 p. 211 gelb und weißlich, auch nicht häufig anzutreffen sind.

Sie

halben angetroffen, in Europa, *) im nördlichen **) und gemäßigtern Theile von Asien, so gar in Amerika. ***) In Afrika hingegen ist er selten, ****) und überhaupt nur sparsam in den an den Aequator grenzenden

Sie halten sich im Winter nicht gern in Wildnissen und Klüften auf, sondern begeben sich dann ins Thal, wo sie bessere Nahrung finden.

b) Die Birk- oder Rothfüchse Hallen 501. I. b. als die gemeinsten, an denen Ohren, Schwanz und Läufte roth und bräunlich, die Blume des Schwanzes aber weiß erscheinet. Cf. Onom. Forest I. 956. Ludov. l. c. 1892. Linn. Faun. 4. n. 7. a] Canis Vulpes fulvus vel communis. Schwed. Räf.

c) Die Brand- und Braunfüchse. Die Rostfarbige. Canis Vulpes ferrugineus. Schwed. Brand raf. Linn. Faun. Suec. p. 4. n. 7. S. Hallens Thiere p. 501. n. 1. a. und p. 504. n. 5. Diese kennet man leicht an den braunschwarzen Haarflocken der Spitze oder Blume des Schwanzes. An der Schnauze, den Ohren und Läuften sind sie schwarz, unter dem Bauch ein wenig dunkelroth, übrigens etwas grau gefärbet. Cf. von Heppens wohlred. Jäger 134. Döbels Jägerpr. p. 38. Onomat. Forest. I. 956.

M.

*) Les oeuvres de Regnard à Par. 1742. Tom. I. p. 1656.

**) S. Relat. du Voyage d'Adam Olearius Par. 1656. T. I. p. 368.

***) S. Voyage de la Hontan Tom. II. p. 42.

****) Doch hat ihn Hr. Adanson in Senegal angetroffen. S. dessen Reise rc. 1773. p. 258.

M.

den Ländern zu finden. Die Reisenden, welche den Fuchs in Kalekut *) und in andern mitternächtlichen Provinzen Indiens, gesehen zu haben vermeinen, verwechselten die Chakals mit eigentlichen Füchsen. Selbst Aristoteles **) ist in einen ähnlichen Irrthum verfallen, wenn er von den ägyptischen Füchsen saget, sie wären kleiner, als die griechischen. Denn diese kleine ägyptische Füchse sind Iltisse ***) von unerträglichem Gestanke.

Unsere ursprüglich aus kalten Gegenden herstammende Füchse, sind nun in den gemäßigtern Gegenden einheimisch geworden, und haben sich nach den mittäglichen Ländern zu, nicht über Spanien und Japan ausgebreitet. ****) Eigentlich kommen sie aus den kalten Ländern, weil man blos dort, und sonst nirgends, alle Abänderungen der Gattungen zusammen antrift. Sie dulden auch, ohne Beschwerde, die grimmigste Kälte. Man findet ihre Gattung

*] S. Voyage de François Pyrard à Par. 1619 T. I. p. 427.

**) Arist. Hist. Anim. L. VIII. c. XVIII.

***) S. Aldrov. Quadr. p. 197.

****) S. l'Hist. du Japon par Kämpfer à la Haye 1719. Tom. I. p. 110.

so wohl neben dem Süder=, *) als gegen den Nordpol. **)

Die Bälge der weißen Füchse stehen gar nicht in besonderer Achtung. Sie pflegen zu stark auszuhären; die silbergrauen hält man für besser, die blauen und Kreuzfuchsbälge werden ihrer Seltenheit wegen am höchsten geachtet. Am allerschätzbarsten sind allerdings die schwarzen, die man auch nach dem Zobel, für das schönste und kostbarste Pelzwerk erkennet. Sie werden vornämlich zu Spitzbergen, ***) in Grönland, Lappland, ****) und Kanada, a) wo es auch

*) S. le Voyage de Narborough à la mer du Sud. Sec. Vol. des Voy. de Coreal. Par. 1722. T. II. p. 184.

**) S. Récueil des Voyages du Nord. a Rouen 1716. T. II. p. 113. 114. it. le Récueil des Voyages qui ont servi à l'Etablissement de la Compagnie des Jndes orientales. à Amsterd. 1702. Tom. I. p. 39. 40.

***) S. le Recueil des Voyages du Nord. &c.

****) Ganz Lappland ist voller Füchse. Fast alle haben eine weiße, nur wenige die gemeine Farbe. Die weißen stehen in geringem Ansehen. Die schwarzen aber, die man bisweilen findet, werden sehr theuer und selten geachtet. Einen solchen Balg bezahlt man oft mit 30 bis 40 Thalern. Jhr feines Haar ist so lang, daß es auf jeder Seite, wo man will, herabhänget, und, wenn man den Balg beim Schwanz aufhebt, neben den Ohren herunter fällt. S. Oeuvres de Renard Tom. I. p. 175.

a] S. Voy. du Pays des Hurons par Sagard Theodat. Par. 1632. p. 304. &c.

auch Kreuzfüchse giebt, und wo auch die gemeine Gattung nicht so roth, als in Frankreich, auch mit långerm, dichter aufliegendem Haar versehen ist, angetroffen.

Kur-

Kurzer Anhang

vom gegenwärtigen und ehemaligen Gebrauch der Theile des Fuchses.

Von der unterschiedenen Güte der beliebten Fuchsbälge hat bereits Hr. von Buffon das nöthigste beigebracht. Man bedienet sich derselben zu Mannsmüffen, zu Kleiderfutter, Aufschlägen u. s. w. Die schönsten Fuchsschwänze braucht man, unter diesem Namen, zu einer Art von Halskrause, die auf Reisen im Winter gute Dienste leisten. Die schlechtern werden bisweilen genutzet, um den Staub damit von Gemälden und anderm kostbarem Hausgeräthe, das man gern rein halten will, abzufegen. Sie werden in dieser Absicht am Ende eines Stiels, wie ein Flederwisch, befestigt.

Das Fleisch der Füchse wird in Europa wohl nicht leicht, aber doch bisweilen in

andern Welttheilen genossen. Die Grönländer zum Beispiel, deren gewöhnlichste Speisen gekochte Seehunde, Rennthier- und Hundefleisch sind, verachten auch das Fuchsfleisch nicht, wenn sich zu dessen Genuß gute Gelegenheit anbiethet. *) Von den Tongusen, welche Bären, Wölfe, Murmelthiere u. s. w. verzehren, weiß man, daß ihnen auch die Füchse zu gleicher Absicht willkommen sind. **) Eben dieses wird auch von den armen Lappen erzählt. ***)

In den Apotheken führte man sonst, aber zum Glück jetzo nur sparsam oder gar nicht, das Fett oder Schmalz, die Lungen, Leber, Milz, den Balg, das Geblüte, den ganzen Fuchs, das Fuchsöl, Fuchskoth, die bereitete Zungen u. s. w. ****). In unserm glücklichem Zeitalter lassen wir den Füchsen, wie andern Thieren, ihren Koth und ihre Eingeweide, und begnügen uns höchstens mit ihrem Balg und ihrem Schwanze.

*) S. Olearii Reise nach Moskau und Pers. p. 86.
**) S. Gmelin in den Götting. Samml. von Reisen V. 126.
***) S. Hochströms Lappl. p. 150. &c.
****) S. D. Merkl. Thierr. p. 49. &c. Ludov. *l. c.* p. 1894. Onom. Forest. *I.* 959 &c. Geoffr. mat. med. VIII. 54.

XVI.

XVI.

Der Dachs. *)

Der Dachs, ein träges, mißtrauisches, einsames Thier, zieht sich nach den abgelegensten Oertern zurück, und verbirgt sich in den finstersten Wäldern, in einem selbst

*) Fr. Blaireau, Blerau, Taisson, Tesson; Lat. Meles, Taxus. Ital. Tasso. Span. Tasugo, Texon. Deutsch Dachs, Tachs, Tax. Engl. Badger, Brock, Gray, Baysson pate. Schwed. Graf-Swin. Norw. Brock, Greving, Svimsok Poln. Jazwicz, Bossuc, Koldziki, Zbik. Meles. Gesn. Ic. anim. Quadr. p. 86. Taxus, s. Meles Raji Syn. Quadr. p. 185. Coati cauda brevi, Taxus, Meles, Coati griseus Klein. Quadr. p. 73.

Meles, pilis ex sordide albo & nigro variegatis vestita, capite tæniis alternatim albis & nigris variegato. Briss. Regn. Anim. p. 253.

A. d. V.

Der Dachs. Hundsdachs und Schweinsdachs. Hallens Thiere. p. 515. Beckm. Natург.

der Dachs. Tab. LIX.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

selbst gegrabenen unterirdischen Baue. Alle Gesellschaft, so gar das Tageslicht, scheint ihm verhaßt zu seyn. Wenigstens drei Viertel seines Lebens bringt er in seinem unterirdischen finstern Aufenthalte zu, den er blos in den Augenblicken verlässet, in welchen er durchkriechen muß, das dringende

turg. p. 28. Müllers Linn. Natursf. I. p. 281. D. Merkleins Thierr. p. 20. Taxus. Taxo. Daxus. Meles, Melis, Melus, Dachs. Meyers illum. Thiere. II. Th. p. 8. Tab. 31. Ridingers Entwurf einiger Thiere. V. Th. Tab. 78. 79. Desselben jagdbare Thiere mit ihren Fährten, Fol. Tab. 17. Pennants Britt. Thierg. p. m. 27. Holländ. Varkens, Das. Dän. Gevlin. Brok. Pontopp. Dän. 4to. p. 161. Ebend. Norrwegen 8vo. II. Th. p. 54. Leems Lappen. p. 124. Not. * Döbels Jägerprakt. I. p. 37. Onom. forest. I. p. 441. Bancrofts Guiana. p. 84. Geogr. hist. physikal. Mancherl. I. Th. Leipz. 1773. p. 71. etc. Wochenbl. für Kinder. VII. p. 105. [in beiden die Buffonische Geschichte). Neue Mannigf. I. Jahr. p. 255 — 261. (Eben daher) Ludovici Kaufm. Lex. I. p. 801. Geoffroy mat. med. VIII. 170. Taxus Offic. Loniceri Kräuter und Thierb. Ulm 1703. p. 616. c. 48. Griech. Μελὶς, Franz. Grifare, (soll vielleicht Grisart heißen) Schrœd. 308. Dalech, Pharm. 449 Shwenkf. Quadr. 129. Hermanni Cynof. 738. Aldrov. Quadr. 264. Jonst. Quad. 101. T. 64. Charl. Exerc. 18. Onomastic. p. 17. Ephem. Nat. Cur. Dec. II. An. V. p. 55. Gesn. Quadr. p. 686. Tassus, Taxo, Melus, Melo, Melctus, alias Melosum animal, Blerellus. Krameri

ße Bedürfniß des Hungers zu befriedigen. Sein länglichter Körper und seine kurze Pfoten, wovon hauptsächlich die vordersten mit sehr langen, starken Klauen bewaffnet sind, machen es ihm leichter, als irgend einem andern Thiere, die Erde aufzuscharren, sich in dieselbe einzugraben, auch den Schutt hinter sich auszuwerfen, und so mit den schreg angelegten Röhren seines Baues zuweilen ungemein tief in die Erde zu dringen. Der Fuchs, welchem es schon beschwerlicher fällt, einen solchen Bau anzulegen, macht sich die Arbeiten des Dachses zu Nutze. Weil er mit Gewalt nichts gegen dies Thier auszurichten vermag; so zwingt er es durch List, seinen Bau zu verlassen. Er bemühet sich, den Dachs auf alle mögliche Weise zu beunruhigen, ihm vor dem Eingang aufzulauern, und sogar

meri Austria, p. 313. Linn. S. Nat. XII. p. 70. n. 2. Ursus Meles, cauda concolore. corpore supra cinereo, subtùs nigro, fasciâ longitutinali per oculos auresque nigrâ. Faun. Suec. p. 7. n. 20. Ed. I. no. 15. Merr. Pin. p. 168. Taxus suillus. Meles. Briss. Quadr. 8vo. p. 183. Meles Rzac. Auct. Pol. 315. Hist. Nat. Polon. 233. Cours d'Hist. Natur. II. 203. Le Blaereau. Valm. de Bom. Dict. p. 82. Catholic. B. p. 219.

M.

sogar den Bau durch seine stinkende Losung zu besudeln. *) Dann bemächtigt er sich dieser fremden Wohnung, erweitert sie nach seiner Bequemlichkeit, und macht aus derselben für sich ein schickliches Lager.

Der aus dem eigenthümlichen Bau verdrängte Dachs, bleibt dem ohnerachtet in eben derselben Gegend. Nicht weit vom alten bestrebt er sich, ungesäumt einen neuen Bau zu graben, den er nur zur Nachtzeit verläßt, wovon er sich nie weit entfernet, und wohin er, sobald ihm eine Gefahr zu drohen scheint augenblicklich wieder zurück eilet. In seinem Bau findet er das einzige Mittel seiner Sicherheit, weil es ihm unmöglich ist, sich durch die Flucht zu retten. Zu einem schnellen Lauf hat er viel zu kurze Pfoten. Die Hunde fassen ihn augenblicklich, wenn sie ihn einige Schritte vor dem Ausgang seines Baues übera-

ra-

*) Excrementa vulpina multum abhorret Meles, quae malitiosa vulpes in transitu ante januam foveae taxinae deponere solet, ut exitum prohibeat, recenti stercore suo, quam diu duret. Klein Quadr. p. 74. Die Sache selbst ist richtig, allein die Absicht des Fuchses ist nicht, den Dachs in dem Bau dadurch fest zu halten, sondern vielmehr aus demselben zu vertreiben. M.

raschen. Selten können sie sich desselben sogleich, ohne menschliche Beihilfe, bemächtigen. Er ist mit einem sehr dicken Haar, mit ungemein starken Pfoten, Kinnbacken, Zähnen und Klauen versehen. *) Er wirft sich

*) Der Dachs hat so kurze Ohren und Füße, daß der Bauch die Erde zu berühren scheinet. Allein diese Blendung kömmt blos von der Länge des Haares, welches am ganzen Körper des Dachses, außer auf der Schnauze, auf der Stirn, und an den Füßen, eben so lang ist, als das Haar unten am Bauche. Dies verursachet natürlicherweise, daß man die Gestalt des Leibes nicht wohl unterscheiden kann, und er weit größer, als er in der That ist, aussiehet. Dies Haar decket beinahe ganz die Ohren, und man sollte meinen, daß der Schwanz blos aus langen zerstreuten Haaren bestünde, wenn man beim Anfassen desselben, den Stumpf nicht fühlte. Die Schnauze ist länglicht, wie bei den Bauernhunden, dänischen und Schäferhunden, auch die Nase ist wie bei den Hunden gestaltet. Die Augen sind klein, die Ohren kurz und rund, fast wie bei den Ratzen. Der Schwanz reicht nur bis an die Ferse, die nicht weit vom Hintern absteht, weil das Knie dergestalt gebogen ist, daß der Schenkel und das Bein einen scharfen Winkel machen und ihre Richtung fast horizontal erscheinet. Jeder Fuß hat fünf Zehen, mit starken Klauen, die an den Vorderfüßen weit länger sind, als an den hintern. Das Haar des Dachses ist von dreierlei, von schwarzer, weißer und rother Farbe, deren Vertheilungen Herr Daubenton mit vieler Ausführlichkeit beschrieben. S. die Ausg. in 4to, 4. Th. 1. B. p. 62, 63.

M.

sich auf den Rücken, und bedient sich nun aller seiner Kräfte und seiner gefährlichen Waffen, *) sich den Hunden muthig zu widersetzen, die er auch gemeiniglich durch tiefe Wunden bezeichnet. Uiberhaupt hat er ein sehr zähes Leben, viel Kräfte, den Kampf lange auszuhalten, auch Muth genug, sich aufs äußerste zu vertheidigen.

Vor Zeiten, als diese Thiere noch gemeiner, als jetzo waren, richtete man zu ihrer Jagd Schliefer ab, sie aufzusuchen und in ihrem Kessel zu fangen. Blos den krummbeinigen Dachshunden ist es leicht, in die Röhren des Dachsbaues hinein zu kriechen. Der Dachs vertheidigt sich hier im Weichen und scharret einen Haufen Erde los, um die Hunde damit aufzuhalten,

L 2 oder

*) Zu seinen gefährlichen Waffen gehören, ausser den Klauen, besonders die Zähne. Auf jedem Kinnbacken desselben stehen sechs Schneide- und zween Hundszähne. Die ersten sind größer, die letzten kleiner, als beim Fuchse. Der obere Kinnbacken hat nur vier Backzähne auf jeder Seite, der untere fünfe; in allem 34 Zähne. Die ersten, obern und untern Backenzähne sind beinahe, wie bei den Hunden und Katzen, gestaltet, und berühren einander nicht, wenn gleich das Maul nicht offen stehet. Die vierten obern und untern Zähne sind allemal die grösten unter allen. Daubenton *l. c.* p. 69.

M.

oder zu verschütten. Anders kann er gar nicht gefangen werden, als wenn man oben den Bau öffnen läßt, so bald man glauben kann, daß die Hunde demselben im Kessel beigekommen. Dann zwänget man ihn mit Zangen, und knebelt ihm so die Schnauze, daß ihm die Lust, um sich her zu beißen, vergehet. Man hat mir viel auf solche Weise gefangene Dachse gebracht, wovon einige sich lange Zeit bei mir gehalten. Junge Dachse können leicht gezähmet werden. Sie spielen mit jungen Hunden und folgen, wie diese, denenjenigen auf dem Fuße nach, welche sie kennen, und von denen sie gefüttert werden. Alt gefangene Dachse hingegen, verharren auf immer im Zustand ihrer Wildheit. Man kann ihnen zwar weder die Bosheit, noch Gefräßigkeit des Wolfes und Fuchses zur Last legen, dennoch gehören sie zu den fleischfressenden Thieren. Sie fressen von allem, was man ihnen anbiethet: Fleisch, Eier, Käse, Butter, Brod, Früchte, Nüsse, Getreide, Wurzeln u. s. w. rohes Fleisch aber am allerliebsten. *) Sie schlafen die gan=

*) Besonders Kaninchen, Kröten, Gänse, Hüner, und andere Vögel, welche sie erhaschen können, mehrentheils Käfer, Würmer und andere Insekten. S. Geoffr. l. c. p. 173. M.

ganze Nacht hindurch, und wohl noch drei Viertheile des Tages, ohne doch, wie die Siebenschläfer und Murmelthiere, der Winterbetäubung unterworfen zu seyn. *) Ihr häufiges Fett haben sie mehr dem anhaltenden Schlaf, als dem vielen Fraß zu danken; denn in der That fressen sie nur wenig, und können daher auch den Hunger leicht ertragen. Oft stecken sie, besonders wenn Schnee lieget, wohl drei bis vier Tage lang im Kessel ihres Baues, ohne sich um des Hungers willen von der Stelle zu bewegen.

*) Es ist wahr, die Alten haben vom Winterschlafe des Dachses nichts erwähnet; einige neuern aber scheinen ihn mit vieler Zuversicht zu behaupten. Sibbaldus in Scotia illustr. P. II. L. III. p. 9. saget von den schottländischen Dachsen: eas urgente hyeme occultari & somno pinguescere, *latibula* cum duobus ostiis facere, stante Austro septemtrionale aperire, stante Borea australe; sed victum pro hyeme colligere. Auch bei Herrn Klein de Quadr. p. 74. finden wir diese Stelle: Ajunt Venatores, tempore brum*ali* in cunibulo effosso jacente, rostrum follicu*lo* applicare, perpingue tum temporis animal. & somnolentum, nutrimentum ex se ipso capere. Cf. à Bergen differt. de animalibus hyeme sopitis. Franc. 1752. p. 7. 2. IX. it. Mannigfalt. I. p. 644. und Geoffr. mat. med. VIII. p. 172. &c.

Ihren Bau pflegen sie ungemein reinlich zu halten, und niemals ihre Losung hinein zu legen. *) Das Männchen findet man selten in Gesellschaft der Dächsin. Bei herannahender Heckzeit rupft letztere vorräthiges Gras und Kräuter ab, und macht einen Bündel daraus, welchen sie zwischen ihren Pfoten bis in den Kessel ihres Baues schleppet, wo sie daraus für ihre jungen ein bequemes Lager bereitet. Ihre Wurfzeit

*) Der Dachs gräbt seinen Bau, nach Gelegenheit des Bodens, wohl Klaftern tief in die Erde, von außen aber arbeitet er etliche Röhren hinein, auch hat er unten Kessel, wo zwo bis drei, auch wohl mehrere Röhren zusammen laufen. Er hält seinen ordentlichen Kessel, worin er liegt, führet ihn rein aus, bringet gegen den Winter das nächst herum liegende Laub hinein, wo er im Winter seine Losung hinwirft, und sich in besondere Röhren begiebet. In einem recht großen oder Hauptbau macht er auch einige Röhren gerade auf, daß er darin die Luft empfinden kann. Das Helle scheuet ein Dachs dermassen, daß er, wenn in kurzen Sommernächten der Tag ihn zu eilig überraschet, aus Furcht vor dem Tageslicht, sich oft in hole Bäume oder schlechte Fuchsbaue verbirget. Döbel l. c.

Wenn es wahr ist, was man vom Dachse saget, daß er wenig Empfindung und nur ein sehr dunkles Gesicht habe; so kann man ihm wenigstens ein subtiles Gehör nicht absprechen

zeit ist im Sommer, *) und ein Wurf besteht gemeiniglich aus drei oder vier jungen Dachsen. Wenn diese nun ein wenig erwachsen sind, bringt sie denselben ihr Futter. Dies holt sie blos des Nachts zusammen, und wagt sich zu gleicher Zeit weiter als jemals von ihrem Baue. Sie scharret Wespennester auf, um diesen ihren Honig zu rauben, dringet in die Kaninchenhölen, fängt junge Hasen, Feldmäuse, Eidexen, Schlangen, Heuschrecken, raubet Vogeleier und eilt mit ihrer Beute

sprechen. Er hat eine helle Stimme und macht ein durchdringendes Geschrei; er bellt aber nicht, wie der Hund, sondern grunzet viemehr, wie die Schweine. Den Bissen des Hundes kann er durch seine steife Haare, den härtesten Schlägen aber, durch die Dicke seiner Haut, widerstehen. Man giebt vor, daß er, wenn er von Jägern verfolgt wird, seine Vorderfüße auf den Kopf legt, sich wie eine Kugel zusammen rollet und so, nach der Bärenart, von Höhen und Felsen herabstürzt. Geoffr. l. c. p. 173.

M.

*) Nach Hr. Döbel ranzen sie zu Ausgang des Nov. oder im Anfange des Dezembers, gehen wie andere dergleichen Raubthiere, 9 Wochen dicke und sezen im Februar 3 — 5 Junge. Daß aber der Februar erst ihre Ranzzeit seyn solle, das läugnet Hr. Döbel gänzlich, aus eignen Erfahrungen.

M.

zu den wartenden Jungen, welche sie oft bis an den Rand ihres Kessels heraus lockt, um sie entweder zu säugen, oder ihnen Futter zu geben.

Diese Thiere sind von Natur sehr frostig. Wenn man einige derselben im Haus erziehet, kann man sie nicht von den Feuerstätten wegbringen. Oft kommen sie der Glut so nahe, daß ihre Füße Gefahr laufen zu verbrennen, und schwerlich wieder geheilet zu werden. Auch sind sie der Krätze stark unterworfen, womit sie auch die Hunde, die man in ihren Bau schickt, leicht anstecken, wenn sie nicht gleich sorgfältig abgewaschen werden.

Das Haar des Dachses ist immer fettig und unrein. Zwischen dem Weideloch und seinem Schwanz findet sich eine ziemlich weite Oefnung (oder Saugeloch, *) etwan einen Zoll tief; sie hat aber keine Gemeinschaft mit den innern Theilen, doch schwitzet beständig eine klebrige Feuchtigkeit, von üblem Geruch heraus, welche der Dachs gern

*) Von dieser merkwürdigen Oefnung liefert Hr. Daubenton I. c. p. 66 und T. VIII. die ausführlichste Beschreibung mit einer sehr deutlichen Abbildung.

gern auffauget. *) Sein Fleisch ist nicht schlechterdings zu verachten. **) Von seinem Felle pflegt man grobe Pelze, Halsbänder für die Hunde, Pferdedecken u. s. w. zu verfertigen. ***)

*) Der Dachs bleibt, so bald es frieret und zuwintert, gänzlich im Bau, kömmt weder Tag noch Nacht heraus und zehret sein stark aufgelegtes Fett wieder vom Leibe. Dazu hat er unter dem Schwanz und über dem Weideloch das besondre Saugeloch, welches gerade so weit und so tief ist, daß er seine Nase hinein stecken kann. Und so nährt er sich auf eine bewundernswürdige Art, die Wintermonate hindurch von seinem eignen Leibe. S. Onomat. Forest. I. 443. Cf. Klein. Quadr. p. 73. Döbel *l. c.* p. 37.

M.

**) Die Franzosen und andere Völker, die einen feinen Geschmack besitzen wollen, halten eine Dachskeule mit Blumenkohl für etwas ganz Vortrefliches (N. Mannigf. I. 259) und die Hottentotten essen ungemein gern Dachsenfleisch mit einer Art kleiner Wurzeln. S. Dappers Afrika p. 607. Onom. Forest. *I.* 445. Merkl. *l.* c. p. 23. M.

***) In der Handlung kommen drei Stücke vom Dachse vor:

1) Die Haut oder das Fell, welches unter das gemeine Pelzwerk gehöret. Es ist aber so

dau-

Von dieser Gattung kennen wir keine unterschiedene Arten. Den Schweinedachs *), dessen die Jäger gedenken, haben

dauerhaft feste, daß durchaus kein Regen oder Nässe durchdringen kann; daher man außer den angeführten Stücken, auch Ranzen, Jägertaschen und Fußsäcke daraus machet, Reisekasten und Pferdekumpte damit beschläget, auch die Büchsenschlößer damit verdecket. 2] Die Haare braucht man zu Pinseln. 3) Das Fett oder Schmalz, welches die Würz- und Spezereikrämer verkaufen, auch zur Medizin in den Apotheken verbraucht wird. Man lese hiervon besonders Döbel *l.* c. 38 und Onom. Forest. *I.* 445.

In der Medizin brauchte man vor diesem den ganzen Dachs, das Blut, das Fett, das Gehirn, die Leber, die Galle, u. s. w. S. Merkl. Thierr. p. 23. Ludovici l. c. *p.* 801. Döbel und Onom. Forest. *I.* alleg. Geoffr. l. c. p. 174.

M.

*] Blaireau-cochon, Prochin. Sowohl die Jäger, als fast alle oben angeführte Schriftsteller unterscheiden einen Schweinedachs und einen Hundedachs. Erster soll sich durch einen stärkern gelblichten Kopf, kürzere Nase und gebogneres Gebiß; letzterer aber (Chenin) durch einen weißen Kopf und Kehle mit spitziger zulaufender Nase, auszeichnen. Cf. Cathol. B. 219. Quicquid dicatur, sagt Klein de Quadr. p. 73 de suillo & canino Taxo, porcinum hactenus nemo vidit; caninum novimus, Icon Taxi suilli apud Aldrov. p. 267 est Icon Co-

ben wir allenthalben vergeblich suchen lassen. Du Fouilloux *), redet ebenfalls von

Coati mondi, qui me Judice pro suillo habitus, rostro quasi porcino mobili.

Hr. Daubent. sagt *l. c.* p. 63. Man hat niemals wegen der Merkmale, die den vorgeblichen Schweinsdachs vom Hundsdachs unterscheiden sollen, recht einig werden können. Nach etlicher Schriftsteller Meinung ist jener von diesem blos in Ansehung der Gestalt seiner Füße und Anzahl der Zehen unterschieden. Man giebt vor, daß dieser Dachs einen gespaltnen Fuß haben müsse; andere setzen hinzu, daß auch seine Schnauze einem Saurüssel gleiche. Wegen der Anzahl und Gestalt der Zähne beobachtet man durchaus ein tiefes Stillschweigen und man weiß nicht, ob er große hervorragende Hauer, wie die Schweine, oder noch einige andere Aehnlichkeit mit selbigen habe? Die meisten Schriftsteller gestehen, daß ihnen der Schweinsdachs nie vorgekommen und man hat Ursache zu glauben, daß die übrigen, wegen der Wirklichkeit dieses Dachses, sich auf das gemeine Vorurtheil gründeten. Wenigstens müßte der Schweinsdachs vom Hundsdachs dergestalt unterschieden seyn, daß man diese beiden Thiere nicht mit einander vermengen oder beide mit der Benennung eines Dachses belegen und in einem Kapitel abhandeln sollte, wie die meisten thaten, welche davon geschrieben haben. Cf. Onom. Forest. *I.* p. 443 und Geoffroy l. c. p. 171. M.

*) S. La Vénérie el du Fouilloux Par. 1613 p. 72 verso & 73 recto. A. D. V.

von zweierlei Dachsen, den Schwein- und Hundedachsen. Die ersten beschreibt er etwas fetter, weißer, stärker von Leibe und etwas dickköpfiger, als die letzten. Dieser Unterschied ist von keiner sonderlichen Bedeutung, wie man siehet, und er selbst gestehet, man könne den Unterschied kaum bemerken, wenn man sie nicht beide genau und in der Nähe betrachtet. Ich vermuthe daher, daß diese Eintheilung in Hundedachse (Blaireau-chien) und Schweinedachse, nur ein bloßes Vorurtheil sey, welches durch die doppelte lateinische Namen Meles und Taxus, im französischen Blaireau und Taisson rc. entstanden, folglich ein abermaliger, durch die Nomenklatur erzeugter Irrthum ist.

Außerdem sind auch die Gattungen, wovon es viel Abänderungen giebt, mehrentheils häufig vorhanden und sehr weit ausgebreitet. — Von dem Dachsgeschlechte muß man aber sagen, daß es in Ansehung der Zahl sowohl, als der Orte seines Aufenthaltes, vorzüglich eingeschränket sey. Es ist noch zweifelhaft, ob sich in Amerika Dachse finden; man müßte dann das Thier, welches aus Neuyork geschickt, und von

Hrn.

Hrn. Brisson *) als ein weißer Dachs kurz beschrieben worden, für eine Abänderung dieser Gattung halten wollen. In Afrika ist er gar nicht anzutreffen; denn das Thier vom Vorgebirge der guten Hofnung, welches Kolbe **) unter dem Namen des Stinkdachses ***) beschreibet, ist ein ganz

*) Meles alba, infra ex albo flavicans. Le Blaireau blanc. Briss. Regn. anim. p. 255. Quadrup. in 8vo. p. m. 185. Er hat in der Länge von der Spitze der Schnauze bis an den Ursprung des Schwanzes 1 Fuß neun Zolle; sein Schwanz ebenfalls 9 Zolle. Die Augen sind im Verhältniß mit seinem Körper nur klein, die Ohren kurz, noch kürzer die Pfoten, die Klauen weiß, der ganze Körper ist mit einem sehr dicken auf dem obern Theil des Leibes weißen, am untern Theil weißgelblichen Haar bedecket. Hr. von Reaumur hat ihn aus Neu-York erhalten.

Man könnte dieser Beschreibung noch beifügen, daß er im Ganzen kleiner als unser Dachs, auch mit einer kürzern Nase versehen sey; daß man aber an dem ausgestopften Fell nicht wahrnehmen könne, ob er unter dem Schwanz auch das oben beschriebne Saugeloch habe. A. D. B.

**) Blaireau puant. Kolbe Descr. du Cap de bonne Esp. Amst. 1741. T. III. p. 64 Deutsch in 4to. p. 347. v. B. und M.

***) Viverra Putorius. Linn. XII. p. 64. M.

ganz anderes Thier, und wir zweifeln sehr, ob der madagaskarische Fossa des Flakkurt in seiner Reisebeschreibung S. 152, welcher dem Dachs in Frankreich besonders gleichen soll, wirklich unter die Dachse gehöre. Andere Reisende schweigen gänzlich vom Dachse. Der D. Shaw meldet sogar *), daß man in der Barbarei von diesem Thiere gar nichts wisse. Auch in Asien scheint man es nicht zu kennen. Den Griechen war es ebenfalls fremd, weil Aristoteles dessen gar nicht erwähnet, und man im Griechischen auch nicht einmal für den Dachs einen eigenen Namen hat.

Folglich hat sich diese, dem gemäßigten europäischen Himmelsstrich eigne Thiergattung nicht weit über Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Engelland, Pohlen und Schweden ausgebreitet, und ist überall nur in geringer Anzhal zu finden. Sie hat nicht allein wenig oder gar keine Abänderungen, sondern sogar nicht einmal mit einer andern Gattung etwas Aehnliches. Der Charakter des Dachses ist ganz eigen und besonders. Die abwechselnde Streifen auf sei-

*) S. les Voyages de Shaw. la Haye 1743. T. I. p. 320.

seinem Kopfe, das besondere Saugeloch unter dem Schwanze, sind blos ein Eigenthum des Dachses. Sein Körper ist oben beinahe ganz weiß, unten fast ganz schwarz gefärbet. Das Widerspiel von allen andern Thieren, deren Bauch allezeit bläßer, als der Rücken, zu seyn pfleget!

XVII.

Der Fischotter *).

Der Fischotter ist ein sehr gefräßiges Thier, aber lüsterner nach Fischen, als nach Fleisch. Daher verläßt er selten die Ufer der Flüsse und stehender Seen und ent-

*) La Loutre. Ἔνυδρις. Lat. Lutra, Lutris, Lytra. Lutrix. Ital. Lodra, Lodria, Lutra. Spanisch. Nutria. Engl. Otter. Schwed. Witer. Pohln. Wydra. in Savoyen Leure.

Lutra Gesn. Hist. Quadr. p. 684. Icon. anim. quadr. p. 85. Raj. Quadr. p. 187. Klein Quadr. p. 91. Lutra castanei coloris Brisson Regn. anim. p. 277. A. D. V.

Müllers Linn. Natursf. I. p. 262 n. 2. Die Flußotter. Tab. XIV. f. 1. Beckm. Naturgesch. p. 32. Hallens Thierr. p. 564. n 1. D. Merkleins Thierr. p. 152. Otter. Pennants Britt. Thiergeschichte p. 28, Tab. III. illum. Ridingers Entw. einiger Thiere, V. Th. Tab 82. 83. Ebendess. jagdb. Thiere mit ihren Fähr-

ten,

die Fischotter
von vornie und von der Seite anzusehen. T. LX.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

entvölkert oft ganze Teiche. Er schwimmt mit viel mehr Fertigkeit, als andere Thiere, sogar leichter als der Bieber. Denn dieser ist nur an den Hinterfüßen mit Schwimmhäutchen, an den Vorderfüßen aber mit freien Zehen, der Flußotter hingegen an allen vier Füßen mit

ten, Tab. 16. Perraults und anderer. Akadem. Abhandl. rc. I Band T. XXII. XXIII. p. 175, Leipziger Histor. rc. physikal. Mancherlei *I* Theil *p*. 115 — 119. Beckm. Beschr. der Mark Brandenburg I Th. p. 586. Döbels Jägerpract. *p*. 40. Onom. Forestalis &c. I B. p. 804 Canis fluviatilis Fischotter. Onom. Hist. Nat. IV. p. 899. Ludovici Kaufmannsler. II. 1665. Von Heppe's wohlredender Jäger, p. 123. Geoffr. mat. med. VIII. p. 157. Von der Zergliederung dieser Thiere lese man, außer dem Perrault und Daubenton des Grafen Marsigli Danub. Pannon. Rov. fol. Tom. VI. p. 16. Tab. 22. 23. und Valent. Amphith. Zoot. p. 174. Cf. Leems Nachr. v. d. Lappen p. 111. Pontoppid. Dän. 410. p. 161. Ebend. Beschr. v. Norrw. *II* Th. p. 54. Abh. der schwed. Akad. XIV Th. p. 147 &c. Lutra Offic. Loniceri. Kräuter- und Thierb. Ulm 1703. p. 620. c. 54. Grew's Mus. 16. Morton's Northamp. 444. Sibbald. Scot. 10. Dän. und Holl. Otter. Herm. Cynos. 732, Dalech. Pharm. 449. Merr. Pin. 167. Charlet. Exerc. p. 18. Onomastic. p. 17. Schvœnevelde Ichthyol. 46. Schwenckf. Quadr. 107. Bellon. aquat. 31. Aldrov. Quadr. 294. Jonst. Quadr. 104. Scotti Physic. 45. Lutra, Leutria, Canicula fluviatilis, Catus aquæ s. paludis quorundam (Geoffr.) Briss. Quadr. 8vo. p. 201. n. 1. Lutra. La Loutre. Rzac. Hist. nat. Polon.

mit Schwimmhäuten versehen *). Er kann daher fast eben so hurtig schwimmen, als laufen; doch pflegt er sich nicht, wie der Bieber, ins Meer zu wagen, sondern blos die Flüsse, in einer beträchtlichen Weite, auf- und abwärts zu durchwandern, oft auch in selbigen lange unterzutauchen, hernach aber zum Athmen wieder auf die Oberfläche zu kommen.

Eigentlich zu reden gehöret der Fischotter nicht unter die Amphibien, die so gut in der freien Luft, als im Wasser leben können. Seine Bildung ist nicht so beschaffen, daß er lange im letzten Element

p. 221. Auctuar. p. 313. Mustela Lutra, plantis palmatis nudis, cauda corpore dimidio breviore. Linn. S. N. XII. p. 266. n. 2. Viverra Lutra. Ejusd. Faun. Suec. p. 5. n. 12. Schw. Utter, Kramer. Austria p. 312. Vallm. de Bomare Dict. *Vol.* VI. p. 430. Cours d'Hist. Nat. Tom. II. p. 208.

*] Alle Zehen des Fischotters hängen vermittelst eines starken Häutchens zusammen, welches an den Hinterfüßen länger ist, als an den Vorderfüßen, weil auch die Zehen der Hinterfüße mehr Ausdehnung in der Länge haben. Die Anzahl der Zehen beläuft sich an jedem Fuß auf fünfe. Die sämtliche Zehen der Vorderfüße und die große Zehe der Hinterfüße haben kleine krumme Klauen; die an den vier übrigen Zehen der Hinterfüße sind am breitesten. (Daubenton).

ment sich aufzuhalten vermögte *). Er muß, beinahe wie alle übrige Landthiere, nothwendig Athem schöpfen. Wenn sichs daher zuträget, daß er, bei Verfolgung eines Fisches, in eine Fischreuse geräth, so ist es gleich um sein Leben geschehen, und man wird finden, daß er nicht Zeit gehabt, alle Ruthen der Fischreuse zu zerbeißen, und so dem Tode zu entrinnen.

Er hat eben so gebildete, doch in Vergleichung mit seinem Körper größere und stär-

*) Der Körper des Fischotters ist eben so lang und so dick, als der Körper der Dachses; aber seine Füße sind noch um ein gutes Theil kürzer. Dieses Thier hat einen platten Kopf, eine sehr breite Schnauze; der untere Kinnbacken ist schmäler, und nicht so lang, als der obere. Der Hals ist kurz und so dick daß er einen Theil des Kopfs auszumachen scheinet. Der Leib ist sehr länglicht, der Schwanz beim Ursprung dick, am Ende zugespitzt. An jeder Seite der Schnauze stehen dicke Barthaare, von weißer und brauner Farbe. Am Unterkinnbacken finden sich wieder Haare über den Ecken des Maules, und nahe beim hintersten Augenwinkel. Die größten dieser Barthaare haben beinahe 3 Zoll in der Länge.

Man bemerket übrigens am Fischotter zweierlei Haare, wovon einige dicht und lang, andere so zart und weich, als feine Seide sind, auch

stärkere Zähne als der Hausmarder *). Wenn es ihm an Fischen Krebsen, Fröschen, Wasserratten oder anderer Nahrung fehlet, begnügt er sich, zarte Zweige abzufressen, die Rinde der am Wasser stehenden Bäume abzunagen, auch wohl im Frühling junges Gras zu fressen. Vor der Kälte scheuet er sich eben so wenig, als

auch am größten Theil ihrer Länge eine graue weißliche, an der Spitze eine braune Farbe haben. Die längsten Haare sind grauweißlich, auf der Hälfte ihrer Länge, von der Wurzel an, und sehr hellglänzend braun auf der übrigen Länge, bis an die Spitze. S. Daubenton *l.* c. p. 78, &c.

M.

*) Der Fischotter hat sechs Schneidezähne in jedem Kinnbacken, zween Hundszähne und zehn Backenzähne, zusammen also sechs und dreissig. Die mittlern Schneidezähne sind weit kleiner, als die am Ende stehenden. Obgleich sechs Backenzähne weniger, als beim Hunde vorhanden sind, und nur zween mehr, als beim Dachse; so gleichen sie doch, der Figur nach, mehr den Backenzähnen des Hundes, als des Dachses. Nur der erste Zahn auf jeder Seite des einen Kinnbackens berühret den nicht, welcher im andern Kinnbacken ihm entgegen stehet, wenn das Maul zu ist. Die beide letzten Zähne des obern Kinnbackens, und die letzten, ohne einen, des untern, sind hier die größten. (Daubenton)

M.

als vor der Nässe. Die Ranzzeit des Weibchens ist im Winter *), und im März pflegt sie dann ihre Jungen zu bekommen; doch sind mir auch oft im Anfange des Aprils junge Fischotter gebracht worden.

Junge Thiere haben sonst gemeiniglich ein artiges Ansehen. Bei den Fischottern ist es umgekehrt. Ihre Jungen sind häßlicher, als die alten. Ihr unförmlicher Kopf, ihre niedrig sitzende Augen, ihr finsteres Ansehen, ihre verkehrte, seltsame Bewegungen, ihre durchaus unedle mißgestaltete Figur, ihr maschinenmäßiges, unaufhörlich wiederholtes Geschrei, alles scheint ein überaus dummes Thier anzukündigen; mit zunehmendem Alter werden aber diese Geschöpfe dennoch erfinderisch, wenigstens geschickt genug, die Fische mit glücklichstem Erfolge zu bekriegen, die freilich in Ansehung ihrer Naturtriebe und

*) Besonders im Februar, und man kann sie alsdann des Nachts einander pfeifen hören, wie einen Menschen der einen starken, geraden Ton pfeifet. Neun Wochen gehen sie dicke und haben ihre 3 — 4 Jungen unter den holen Rändern, säugen sie eine Zeit lang, bis diese mit ausgeführet und zum Fischfang abgerichtet werden können. S. Döbel p. 41.
M.

Empfindungen sehr weit unter andern Thieren stehen. Es kostet mir aber viel Uiberwindung zu glauben, daß der Fischotter nicht allein die Naturgaben des Biebers, sondern sogar einige demselben beigelegte Gewohnheiten habe, z. B. anfänglich immer gegen den Strom zu schwimmen, um sich den Rückzug zu erleichtern, und sich, wenn er gesättigt, oder mit Raube beladen ist, blos vom Strome fortführen lassen zu dürfen *), oder eine eigne Wohnung zu bauen, und sich, durch Verfertigung eines Fußbodens wider die Nässe zu sichern, ein großes Fischmagazin anzulegen, um nie daran Mangel zu leiden, und endlich so gelehrig zu werden oder in dem Grad sich abrichten zu lassen, daß er zum Vortheil seines Herren fischen und ihm seine Beute nach der Küche bringen sollte.

Mir ist sonst nichts bekannt, als daß die Fischottern ihren Bau nicht selbst graben, sondern sich in das erste Loch, welches ihnen vorkömmt, unter die Wurzeln der Pappeln, der Weiden, in die Felsenritzen und sogar in die Balken des Floßhol-

*] S. Gesn. Hist. Quadr. p. 685 ex Alberto Bellonio, Scaligero, Olao magno &c.

holzes verkriechen, auch daselbst ihre Jungen auf einem Lager von Holzspänen und Kräutern, bringen; daß man auf ihrem Lager Fischköpfe und Gräten antrift; daß man sie oft ihren Aufenthalt verändern siehet; und daß, nach sechs Wochen oder zween Monaten die Mütter ihre Jungen entweder mit sich herum schleppen oder an mehrerlei Orte vertheilen; daß diejenigen, welche ich zahm zu machen gedachte, sich, auch wenn sie noch saugten, und noch nicht stark genug waren, Fische zu käuen, dennoch bemüheten, um sich her zu beißen, aber nach wenigen Tagen zahmer wurden, villeicht weil sie sich kränklich und schwach fühlten; daß anstatt sich an eine häusliche Zucht gewöhnen zu können, vielmehr alle diejenige in ihrem ersten Alter dahin starben, die bei mir sollten aufgezogen werden; endlich, daß der Fischotter, seiner Natur nach, wild und grausam ist, und wenn er in einen Fischhalter gelangen kann, in selbigem eben so mörderisch, als der Iltis in einem Hünerhause, verfähret, viel mehr Fische, als er verzehren kann, umbringet, und hernach in seinem Rachen eine reiche Beute mit fortschleppet.

Das Haar des Fischotters pflegt nicht leicht auszufallen; dennoch ist sein Winter-

terbalg brauner, als der Sommerbalg, und beim Verkauf theurer, als der letzte. Man verfertigt aus demselben sehr gutes Pelzwerk *). Man genießt sein Fleisch zur Fastenzeit, es ist aber in der That von unangenehmem, fischartigem und schlammichtem Geschmacke **).

Sein Bau ist mit einem häßlichen Gestank von faulen Fischen angesteckt, die er nicht alle verzehren konnte; und er selbst von widrigem Geruche. Die Hunde jagen ihn gern, und pflegen ihn auch sehr bald einzuholen, wenn er weit von seinem Lager und vom Wasser entfernt ist. So

bald

*) Das vornehmste an dem Fischotter sind, Balg und Haare. Jener giebt schöne Müsse, Strämpfe, Schuhe und Gebräme, die nicht leicht ihren Glanz verlieren, auch von Wasser und Regen so leicht nicht beschädigt werden; aus den Haaren aber lassen sich schöne Hüte verfertigen, die für weit besser, als die Kastorhüte, gehalten werden. Wie wohl Savary dieses im Dict. de Commerce Tom. *II.* p. 1195 nicht einräumet. Dem Balg werden auch viel medizinische Kräfte beigelegt; überhaupt brauchte man sonst vom Fischotter, das Blut, Schmalz, Leber und Gailen. S. Geoffr. l. c. p. 161. Merkl. *I.* c. p. 155. Ludov. l. c. 1666. Onom. Forest. l. 808. M.

**) Cf. Pennant, Geoffroy, Merkl. Ludovici rc. locc. alleg. M.

bald sie aber ihn zu greifen drohen, stellt er sich zur Wehre, beißt entsetzlich, und bisweilen mit solcher heftigen Gewalt und Erbitterung auf die Hunde los, daß er ihnen die Knochen der Beine zermalmet, und man ihn so gleich tödten muß, wenn er ablassen soll *). Ob indessen gleich der Bieber nicht unter die starken Thiere zu rechnen ist, so verjagt er dennoch den Fischotter, und verstattet ihm nicht, an den von ihm besuchten Ufern sich blicken zu lassen.

Diese Gattung ist wohl nicht eben zahlreich, aber doch allenthalben in Europa, von Schweden bis nach Neapolis verbreitet, auch im nördlichen Amerika wieder anzutreffen **). Den Griechen war sie recht wohl bekannt ***), und sie läßt sich wahrscheinlicherweise in allen gemäßigten Himmelsstrichen, besonders in wasserreichen Gegenden, finden; denn zu ihrem Aufenthalt schicken sich weder heißer Sandboden,

 noch

*] Von der Art, wie der Fischotter mit Tellereisen, Stangeneisen, Fischotterfallen, Netzen und Hunden zu fangen sey, lese man in der Onom. Forest. I. p. 809 — 814.

**) S. le Voyage de la Hontan Tom. II. p. 36. Castors blancs.

***) S. Aristot. Hist. Anim. B. VIII. c. 5.

noch trockne Wüsteneien. Sie entfernt sich eben so weit von fischleeren, als von oft besuchten Flüssen. Ich zweifle, daß man in sehr heißen Ländern sie antreffen würde.

Der Jiya oder Careguaibeju *), welchen man den brasilischen Fischotter nennet, und auch zu Kayenne **) findet, scheinet mit dieser Gattung zwar verwandt, aber doch von ihr unterschieden zu seyn; da hingegen der nordamerikanische Fischotter in allen Stücken, außer in der Farbe des Balges, gleichet, welcher schwärzer und schöner ist, als der Balg des schwedischen und moskovitischen Otters ***).

*) *Iiya*, quæ & Cariguaibeju appellatur à Brasiliensibus. Marcgrav. Hist. Brasil. p. 234. Lutra Brasil. Raji Quadr. p. 189. Mustela Lutris Linn. S. N. XII. p. 67. n. 1. Le Loutre du Brasil. v. Briss. Quadrup. p. 202. n. 2. Anmerk. Diese Art wird im VII Band I Theil des Hrn. v. Buffon in 4to. p. 176 unter dem Namen, Saricovienne beschrieben. Cf. Ludovici l. c. p. 1666. M.

**) Lutra nigricans, cauda depressa & glabra. Barrere Hist. de la France équinoxiale, p. 155.

***) S. Le Voyage de la Hontan Tom. *I*. p. 83. (nicht 84.)

XVIII.

Büff. N d. Vierf. Thiere. IV T.

XVIII.

Der Hausmarder. *)

Die meisten Naturforscher haben die Haus- und Feldmarder für einerlei Thiere gehalten. Gesner und Ray *) schrie-

*) Fr. Fouine, Lat. Martes domestica, Foyna. Gainus. Schismus. Ital. Foina, Fuina.
Martes domestica Gesn. Jc. anim. p. 97. 98. — aliis Foyna. Raji. Syn. Anim. Quadr. p. 200.
Mustela fulvo nigricans, gula pallida. Martes. Linn.
Martes saxorum, non fagorum, seu domesticus. Klein. Quadr. p. 64.
Mustela pilis in exortu albidis, castaneo colore terminatis vestita, gutture albo, Foyna. Briss. Regn. anim. 246.
A. D. V.

Müllers Linn. Naturs. I. 267. Der Hausmarder, Steinmarder. Cf. Hallens Thiere p. 459. Der Steinmarder. Martes domesticus, Beckm.

*) schrieben es dem Albert nach, daß beide sich mit einander paareten. Uns ist aber die-

Beckm. Naturg. p. 25. Pennants Britt. Thierg. p. m. 33. Tab. VI. Hausmarder Martes domestica. Engl. The Martin. or Martlet. Meyers illum. Thiere II B. T. 4. p. 2. Stein = oder Buchmarder. Ridingers Entw. einiger Thiere Tab. 85. Steinmarder. Loniceri Kräuterb. Ulm. 1703 fol. p. 621. Buch= Dach = Haus = Steinmarder. Charleton Exerc. 20. The Mertrick. Onom. p. 19. 6. Marten. Martern Martin's West Isles. 36. Gesn. Quadr. 764. Span. Fuina. Marta Zebellina. Holl. Marter. Schwed. Mard. Dän. Maar. Merkl. Thierr. p. 217. n. 2. Dach = oder Tach= marder, Buch = oder Steinmarder Geoffr. Mat. med. VIII. p. 167. Martes offic. Scot. phys. 1068. Schwenckf. Quadr. 11?. Dach=Haus= oder Steinmarder, Griech. Σαρθεριον Aristot. Πελρατον. Aldrov. Quadr. 331. Jonst. Quadr. 166. Mustela, quæ Martes, quam Foinum vel Foinam dicimus. Martes nostras saxatilis, Fuina tectorum, domorum, s. domestica, guttur album habens. Mustela fœnaria s. grandior, Martarus. Marturellus, Nonnull. Fr. foine, fouinne, Marte domestique, Martre commune. Kram. Austr. 311. Steinmarder Rzac, Hist. nat. Pol. p. 222. & Auctuar. p. 314. Martes fagina. Linn. XXII. p. 67. Mustela Martes gutture albo. Brisson Quadr. 8vo. p. 178. La Fouina Linn. Faun. p. 6. n. 15. Valentin Amph. Zoot. p. 190. Ludovici l. c. III B. p. 1817. Onom. Forest. II. p. 776. von Heppe l. c. p. 214. Döbel l. c. p. 42. Cours d'Hist. Nat. II. p. 216 &c. Fouine. Valm. de Bom. Dict. IV. p. 532.

M.

*) v. Gesn. Hist. anim. quadr. p. 76. Raji Syn. quadr. p. 200.

diese von keinem Naturforscher mehr unterstützte Meinung sehr zweifelhaft vorgekommen. Wir glauben vielmehr das Gegentheil, und halten sie für zwo unterschiedene, getrennte Thierarten. Ich kann den Gründen, welche Hr. Daubenton *) aufführet, noch sehr einleuchtende Beispiele hinzufügen. Wenn der Feldmarder wirklich ein wilder Hausmarder, oder der Hausmarder ein zahmer Feldmarder wären; so müßten sich diese beiden Thiere gegen einander gerade so, wie die wilde zur Hauskatze verhaltin. Der Charakter des ersten würde beständig unverändert bleiben, der letzte würde mancherlei Abänderungen leiden, wie man dieses an der wilden Katze, die sich immer ähnlich bleibt, und an der Hauskatze, die allerlei Farben annehmen kann, sehr deutlich bemerket. Am Hausmarder entdeckt man aber keine Veränderung. Seine spezifische Kennzeichen sind ihm alle besonders eigen, alle nicht minder, als die Merkmale des Feldmarders, beständig. Das wäre schon allein hinlänglich, zu erweisen, daß beide nicht blos als Ab-

*) In seiner Beschreibung des Feldmarders, deutsche Ausg. in 4to. *VI*. B. *I* Th. p. 108 &c.

Abänderungen zu betrachten sind, deren Unterschied sich auf den Zustand eines häuslichen Aufenthaltes gründet. Außerdem ist es ganz falsch, wenn man den Hausmarder einen zahmen Marder nennet, weil er eben so wenig, als der Fuchs und Iltis, als zahm kann ansehen werden, und sich, wie diese, blos des Raubes willen, den Häusern zu nähern pfleget, auch mit Menschen eben so wenig Umgang oder Gemeinschaft hat, als andere Thiere, die wir mit dem Beinamen der wilden belegen. Der Hausmarder ist also vom Feldmarder in Ansehung der natürlichen Eigenschaften und seines Temperaments unterschieden, weil der letzte die freien Oerter fliehet, sich in den dichtesten Wäldern auf den Bäumen aufhält, auch nur in kalten Ländern häufig angetroffen wird; da hingegen der Hausmarder den Wohnungen sich nähert, und so gar in alten Gebäuden, auf Heuböden oder in Mauerklüften seinen Aufenthalt suchet, auch die Gattung selbst in gemäßigten, so gar in warmen Ländern, als auf Madagaskar *), auf den Maldiven **), häu-

*) S. Voyages de Jean Struys. à Rouen 1719 Tom. I. p. 30.

**) S. Voy. de François Pyrard à Par. 1619. Tom. I. p. 132.

häufig ausgebreitet, in den kalten Ländern aber gar nicht zu finden ist.

Der Hausmarder zeigt in einer feinen Gesichtsbildung die lebhaftesten Augen, springt mit ungemeiner Leichtigkeit, hat sehr biegsame Gliedmaßen, einen schlanken Körper, und ist sehr schnell in allen seinen Bewegungen. Er hüpft und springet viel mehr, als er gehet. An Mauren, welche nicht glatt beworfen sind, klettert er leicht in die Höhe, schleicht sich in die Taubenschläge und Hünerhäuser, frißt Eier, Tauben, Hüner u. s. w. richtet unter ihnen bisweilen große Niederlagen an, und versorgt alsdann seine Jungen mit reicher Beute. Zur Abwechselung fängt er auch Mäuse, Ratzen, Maulwürfe, und Vögel auf ihrem Neste.

Wir haben lange Zeit einen solchen Marder gehalten. Er läßt sich zwar gewissermaßen zähmen, aber ohne gesellig zu werden. Von seiner Wildheit bleibt immer so viel übrig, daß er beständig muß an einer Kette liegen. Der unsrige fiel die Katzen an, und verfolgte die Hüner, so bald ihm eine zu nahe kam. Er suchte oft zu entweichen, ob ihm gleich seine Fesseln mitten um den Leib geleget waren. Im Anfang blieb er noch ziemlich in der Nähe,

und

und pflegte nach etlichen Stunden am gehörigen Orte sich wieder einzufinden, ohne doch einige Heiterkeit oder Zuneigung für irgend einen Menschen zu äußern. Indessen bediente sich dies Thier eben der Art, wie Hunde und Katzen, sein Fressen zu fordern. Bald hernach blieb er schon länger entfernet, und endlich kam er gar nicht wieder. Damals war er anderthalb Jahr, also vermuthlich eben in dem Alter, wo die Natur anfieng, die Oberhand über den vorigen Zwang zu erhalten.

Er fraß von allem, was man ihm vorlegte; nur keinen Sallat oder Kräuter. Honig war für ihn ein Lieblingsbissen und Hanfsamen behielt vor allen Körnern den Vorzug. Man hat ihn sehr fleißig beim Saufen angetroffen und gesehen, daß er bisweilen zween Tage hintereinander geschlafen, bisweilen aber auch zween bis drei Tage schlaflos zubrachte. Vor dem Einschlafen hatte er sich in die Rundung zusammen gekrümmet, seinen Kopf untergestochen und mit seinem Schwanz bedecket. In den Stunden der Wachsamkeit war er beständig in so heftiger und anstrengender Bewegung, daß man ihn doch, wenn er auch das Federvieh ungestört gelassen, blos des-

wegen

wegen hätte anbinden müssen, daß er nicht alles, was in der Nähe war, zerbräche.

Wir hatten auch etliche in Schlingen gefangene Hausmarder, die aber nichts von ihrer natürlichen Wildheit ablegten. Sie bemüheten sich, einen jeden der sie anzugreifen strebte, zu beißen, und ließen sich mit nichts, als rohem Fleisch beköstigen.

Die Hausmarder gehen, wie man sagt, so lange dick, als die Katzen. Da man vom Frühling an, bis in den Herbst junge Marder antrift; so müssen sie jährlich, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl mehr als einmal Junge setzen. Die jüngsten pflegen drei oder vier, die alten aber wohl sieben Jungen auf einmal zu werfen. Gegen die Heckzeit bereiten sie ein bequemes Lager auf einem Heuboden, oder in einer Mauerkluft, welche sie mit Stroh und Kräutern ausfüttern, auch wohl in einem Felsenriß oder Baumstamm, den sie mit Moos auslegen. Sobald sie beunruhiget werden, verlassen sie gleich die gemachte Einrichtung und suchen ihre Jungen, die sehr bald heranwachsen, anderwärts in Sicherheit zu bringen.

Der Marder, den wir auferzogen hatten, war in Jahresfrist beinahe zu seiner völligen Größe gelanget. Hieraus läßt sich

bei diesen Thieren auf ein Alter von acht oder höchstens zehn Jahren schließen. Sie haben einen falschen, aber nicht ganz unangenehmen Bisamgeruch an sich. Man findet sowohl an den Haus- und Feldmardern, als an vielen andern Thieren, inwendig kleine Bläschen, mit einer Materie angefüllet, welche beinahe so riechet, als die wohlriechende Feuchtigkeit einer Zibetkatze *). Ihr Fleisch hat etwas von diesem Geruch angenommen, doch läßt sich das Fleisch eines Feldmarders noch wohl genießen. Das Fleisch des Hausmarders ist schon von schlechterm Geschmack, auch sein Fell von weit geringerem Werthe.

*) An jeder Seite des äußersten Mastdarmendes liegt, wie Hr. Daubenton saget, ein eiförmiges Gefäße, dessen größter Durchmesser vier Linien, der kleinste drei Linien beträget. Jedes dieser Gefäße hat am Rande des Hintern eine ziemlich weite Oeffnung und enthält eine gelbliche, dicke, von einem weißen Häutchen umgebne Materie. Sie hat fast einen Bisamgeruch, welcher sich auch dem Unflathe des Thieres mittheilet. S. die deutsche Ausg. in 4to. V. B. I Th. p. 96. Tab. XIX. f. 1. lit. B. C.

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Der Hausmarder hat, nach Hr. Daubentons Beschreibung, einen kleinen Kopf, länglichten Körper, und so kurze Füsse, daß er mehr auf der Erde zu kriechen, als zu gehen scheinet, ob gleich alle Bewegungen dieser Thiere mit einer sehr schnellen Fertigkeit geschehen. Vermöge der natürlichen Leibesgestalt, kann ein Marder leicht in Oefnungen hineindringen, die seiner Dicke nicht gemäß zu seyn scheinen. Sein Körper folgt ohne Schwierigkeit allenthalben durch Hölungen, die seinen Kopf durchlassen. Daher auch einige Naturforscher den Hausmarder und ihm ähnliche Thiere mit einem Wurm vergleichen, um ihre längliche Figur und ihren kriechenden Gang dadurch auszudrucken *).

*) In den meisten methodischen Eintheilungen ist das Geschlecht, welches den Haus- und Fel-

Das gemeine Wiesel gehöret unter diese Zahl, und man sollte selbiges nach Proporzion für schmächtiger und länger, als den Hausmarder halten, weil es viel kürzeres Haar träget, welches ohnstreitig daran Schuld ist, daß man das gemeine Wiesel zum Gegenstande der Vergleichung genommen hat, wenn man den Hausmarder und andere Thiere bezeichnen wollte, deren Körper einerlei Verhältnisse mit dem Körper des gemeinen Wiesels zeigen. Ihr lateinischer Name hat gleichfals zur Benennung dieser Thiere gedienet, weil die Wortsammler ihn dem Geschlechte, das alle unter sich begreift, beigeleget haben *).

Ich würde mich, fährt Hr. Daubenton fort, nach diesem Plane gerichtet und hier das gemeine Wiesel vor dem Hausmarder und übrigen Thieren, deren Bildung mit den gemeinen Wieseln am stärksten übereinstimmet, beschrieben und abgehandelt haben, wenn es nicht besser zu seyn schien, den Anfang mit den grösten Thieren zu machen,

Feldmarder, den Iltis, das wilde und gemeine Wiesel, das Hermelin ꝛc. in sich fasset, genus vermineum genennet worden.

Daubenton.

*) Genus mustelinum vermineum.

chen, weil dessen Theile sämtlich am deutlichsten zu sehen sind, und in der Folge die bei den kleinern Thieren damit übereinstimmende Theile sich am besten darnach beurtheilen lassen.

Der Kopf des Hausmarders ist auf dem Scheitel platt, und fast wie ein Dreieck gebildet. Das Ende der Schnauze stellet eigentlich die Spitze dieses Dreiecks vor, die Ohren befinden sich an den Enden des Grundes. Die Schnauze ist dünn und spitzig, die Nase geht über die Lefzen. Die Augen sind hervorragend und weit von einander abstehend, die Ohren kurz und rund; der Hals ist nicht lang, aber fast eben so dick, als der Kopf, der Leib selbst nicht viel dicker. Das Thier hat vorn kürzere Füße als hinten, und einen langen Schwanz mit zottichten Haaren.

Man sieht am Hausmarder zweierlei Haare; ein weiches, fast wie Flaumfedern, von sehr blasser, aschgrauer oder weißlicher Farbe, und ein längeres, stärkeres, auch dünner stehendes, als das erstere. Auf der halben Länge von der Wurzel an ist es gleichfalls aschfarbig. Dieser Theil des Haares scheint auch dünner, als der übrige, der einen merklichen Glanz und eine braunschwärzliche Farbe hat, mit

einigen röthlichen Flecken, die man aber nur in einem gewissen Gesichtspunkte wahrnimmt.

Weil die braunen Haare nicht in genugsamer Menge vorhanden sind, um die weichen völlig zu decken, so erblickt man ihre weißlichte oder aschgraue Farbe, die sich mit der braunröthlichen und schwarzen vermischen, so, daß man auf dem größten Theile des Leibes, graue, braune und rothe Schattirungen, nach den unterschiedenen Stellungen des Thieres, und seinen mannigfaltigen Bewegungen entdecket.

Die vier Füße und der Schwanz sind schwärzlich. Das dichte Haar ist am längsten, und beträgt ohngefähr zween Zolle. Brust und Bauch sind nicht so braun, aber aschgrauer, als der Rücken. Zween braune Streifen erstrecken sich von den Ascheln bis an den Schooß; an der Kehle geht ein weißer Fleck über einen Theil des Unterkinnbackens, fast bis an die Ohren, über die untere Fläche des Halses, über das Vordertheil der Brust, und auf jeder Seite über die Vorderfläche der Vorderfüße, bis an die Bewegung des Ellenbogens. In diesem weißen befinden sich kleine braune Flecke, die bei verschiedenen unterschiedlich stehen. Der Umfang der weißen Far-

be

He ist auch mannigfaltiger, als er sonst bei wilden Thieren zu seyn pfleget. Die Länge der längsten Barthare beträgt etwa drei Zolle. Uiber den Ecken des Maules befinden sich kürzere Haare, wie auch oben auf dem vordern und unter den hintern Augenwinkeln.

Der Hausmarder hat in jedem Kinnbacken sechs Schneidezähne. Der äußerste auf jeder Seite des Oberkinnbackens ist stärker, als die vier mittelsten, die alle von gleicher Größe sind, und fast wie bei den Hunden, kleine Lappen haben. Die beiden äußersten Zähne des untern Kinnbackens findet man kleiner, als die äußersten des Oberkinnbackens, aber größer, als die beiden mittelsten des untersten Kinnbackens, die etwas rückwärts gebogen liegen.

Alle Schneidezähne des untern Kinnbackens scheinen gabelförmig, weil sich auf der Oberfläche, von vorne nach hinten zu eine Rinne befindet. Außerdem zählet man vier Hundszähne, an jedem Kinnbacken zweene; die obersten größer, als die untersten. Hunds- und Schneidezähne haben fast eben die Gestalt und Lage, wie bei den Hunden, Katzen u. s. w. Auch die Backenzähne haben in Ansehung ihrer

Figur viel Uibereistimmendes mit den Backenzähnen dieser Thiere, aber nicht in Ansehung der Anzahl. Hr. Daubenton fand auf jeder Seite oben fünf, unten sechse, zusammen acht und dreißig, und wunderte sich, daß Ray nicht mehr als zwei und dreißig entdeckte. Sie haben alle die größte Gleichheit mit den Zähnen des Hundes, außer daß der letzte Zahn auf jeder Seite der Kinnbacken des Hundes bei dem Hausmarder fehlet.

Das Mart. Hausmarder. Tab. LXII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

XIX.

Der Feldmarder. *)

Dieser Marder ist ein Abkömmling der nördlichen Länder, und gehöret in dem kältern Himmelsstrich zu Hause, wo er sich in so großer Anzahl findet, daß man

1) Fr. Marte. Lat. Martes, Marta, Marterus. Ital. Marta, Martura, Martero, Martorello, Martire. Span. Marta. Deutsch. Feldmarder, Wildmarder. Engl. Martin, Martlet. Schwed. Moard, Mard. Pohln. Kuna,

Martes sylvestris. Martis altera species nobilior. Gesn. Ic. Quadr. p. 99.

Martes Raji Syn. Quadr. p. 200.
Mustela fulvo nigricans, gula pallida. Martes Linn.
— Martes Klein. Quadr. p. 64.
Mustela pilis in exortu ex cinereo albidis, castaneo colore terminatis vestita, gutture flavo. Brisson. Regn. anim. p. 247.

A. D. V.

Der Marder. Müllers Linn Naturs. I. p. 267, Buschmarder, Waldmarder, Wildmarder,

sich des Erstaunens über die Menge des daselbst verbrauchten und versendeten Marderpelzwerkes unmöglich enthalten kann. In gemäßigten Himmelsgegenden wird er aber nur selten, in warmen Ländern gar nicht

der, Buchen- und Tannenmarder, nach ihrem gewöhnlichsten Aufenthalt; wegen seines rothgelben Pelzes, der Goldmarder. Hallens Thiere p. 475. n. 4. a. Der Baummarder, Abietum martes. Pennants Britt. Thierg ill. p. 34. Der Baummarder, Martes abietum Meyers illum. Thiere II B. Tab V p. 2. Feld- oder Baummarder. Ridingers Entw. einiger Thiere, V Th. Tab. 86. Der Baummarder; desselb. jagdb Thiere Tab. 19. Martes abietum Raji Quadr. 200. Lonicerus *l.* c. Baum- Feld- Tannen- oder Viehmarder. Engl. The yelow breasted Martin. Holl. Marter. Merkl. Thierr p. 218. Baum- Feld- oder Wildmarder. Krameri Auft. p. 312. Edelmarder der Jäger. Schwenckf. Quadr. 110. Baum-Feld- oder Wildmarder. Martes arborea. Σαρδέριον ἄγριον Aristot. wird wieder in Buchmarder. Martarus faginus und Tannen- oder Fichtenmarder, Martes abietina getheilet. Ibid. p. 111. Linn. S. N. XII. p. 67. Mustela Martes gutture flavo. Briss. Quadr. 8vo. p. 179. La Marte. Pontopp. Norrw. II. 46. Birken- und Espenmarder. (Erster ist die kleinste, dunkelste und seltenste, letzter die hellste und größte Art). Ebendess. Dänem. in 4to *p.* 161. Leem in s. Nachr. von den Lappen 106 gedenkt einer dreifachen Art von finnmarkischen Mardern, die er Stein- Birken- und Kiefermarder nennet. Martes abietina Rzac. Hist. Nat. Pol. p. 222. Auctuar. 314. Ludovici

nicht angetroffen *). Einige findet man in den burgundischen Waldungen, auch bisweilen in dem großen Walde zu Fontainebleau**). Überhaupt aber sind in Frankreich die Feldmarder eine so seltne, als die Hausmarder eine alltägliche Erscheinung. In Engelland ***), wo es keine beträchtli-
che

dovici Kaufmannslex. 3 B. p. 1817. Onom. Forest. *II. p.* 776. Von Heppe p. 114. Döbel l. c. p. 41. Cours d'Hist. Nat. H. *p.* 219 Marte. Vallm. de Bom. Dict. Tom. *VI.* p. 544. M.

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wohl die sogenannten Feldmarder des an das Königreich Kongo grenzenden Landes der Anzios, deren in der Histoire générale des Voy. Tom. V. p. 87. gedacht wird, vielmehr Haus- als Feldmarder gewesen.
A. D. V.

**) In der Onomat. Forestali &c. II. 777 versichert man, sie hielten sich besonders in hohlen Bäumen, der Buchen- Tannen und Fichtenwälder auf, in welchen sie oft so hartnäckig steckten, daß sie bisweilen die Bäume mit sich selbst umfallen ließen, ohne sich zu regen, bis die Noth sie heraus triebe. Am Tage pflegen sie sich auch in wilden Taubennestern, Raubvögel- und Eichhornsnestern zu verbergen. M.

***) Nach Hr. Pennant l. c. *p.* 33. 34 müssen sich doch wohl beide Marderarten in Engelland befinden; denn den Hausmarder hat er wirklich
nach

che Waldungen giebt, weiß man gar nichts von den Feldmardern. Er meidet bewohnte Ländereien so vorsichtig, als freigelegelegene Gegenden, hält sich am liebsten in den dicksten Gehölzen, verbirgt sich nicht in Felsen, sondern durchstreift lieber die Waldungen, klettert auf die Bäume, lebt blos von der Jagd, und vertilgt eine unerhörte Menge Vögel, deren Eier er nach Ausforschung ihrer Nester, aussauget. Ausserdem fängt er Eichhörnchen, große Feld- und Haselmäuse u. s. w. Er vergreift sich sogar, wie der Hausmarder und Iltis am Honig *).

Nie

nach dem Leben abgebildet und vom Feldmarder sagt er nur, daß er in Engelland nicht so häufig, als der vorige zu finden sey; man fange sie aber doch in den Grafschaften Merionath und Kaernavon, wo sie durch die Benennung Bela goed (Waldmarder) von der andern Gattung oder vom Bela-Graig (Felsenmarder) unterschieden würden. Ob er gleich, fährt Hr. Pennant fort, in Engelland nicht oft vorkömmt; so ist er doch in Schottland die einzige Mardergattung. S. Sibbaldi Hist. Scot P. II. L. III. p. 11. M.

*) Wenn sie dazu viel Gelegenheit finden, soll ihr Fell durch den häufigen Genuß des Honigs entstellet werden und Flecken bekommen, die man Honigflecken nennet. S. Gnom. Forest. II. p. 778. M.

Nie wird man den Feldmarder auf dem freien Feld, auf Wiesen oder in Weinbergen antreffen, oder sehen, daß er in die Wohnungen sich einschleiche. So gar in seinem ganzen Betragen, und in der Art, wie man ihn aufjagen muß, ist er vom Hausmarder unterschieden. Ein Hausmarder, der sich von Hunden verfolgt siehet, entwischt, indem er entweder seiner Scheune oder seinem Loche hurtig zueilet. Ein Feldmarder läßt sich erst lange von den Hunden verfolgen, eh er seine Zuflucht auf einem Baum suchet. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe, bis auf die Aeste zu klettern, sondern hält sich am Stamme fest, und sieht von da die Hunde vor sich vorbeijagen.

Die Fährte die ein Feldmarder in dem Schnee zurücke läßt, scheint von einem großen Thiere zu seyn, weil er lauter Sätze thut, und immer mit zween Füßen zugleich eine Spur eindrückt. Er ist, obgleich mit einem kleinern Kopfe versehen, doch etwas dicker, als der Hausmarder *), hat

*] Wenn man die daubentonischen Beschreibungen des Haus- und Feldmarders in der grössern deutschen Ausgabe mit einander vergleichet; so wird man gewahr, daß, da der Körper des Hausmarders 1 Sch. 4 Zoll 6 Lin. lang.

hat längere Füße *) und folglich mehr Leichtigkeit im Laufen.

Der Feldmarder hat eine gelbe, der Hausmarder eine weiße Kehle. Das Haar des ersten ist feiner, dichter und sitzet fest in der Haut. Er bereitet für seine Jungen kein Lager, und sie liegen doch bequemer, als die Nachkommenschaft eines Hausmarders. Man weiß von den Eichhörnchen, daß ihre Nester auf den Bäumen mit eben so viel Kunst, als die Vogelnester gebauet werden. Bei herannahender Heckzeit des Feldmarders, klettert ein solches Weibchen zum Lager eines Eichhörnchens, verjagt es aus demselben, erweitert sogleich die Oefnung, bemächtigt sich des Lagers und setzt in diesem seine Jungen. Er bedienet sich auch wohl alter Horste von Ohreulen und Raubvögeln der bequemeren Hölungen alter

lang, acht Zoll, 4 Linien dick ist, die Länge des Kopfes vom Ende der Schnauze bis an das Hinterhaupt 4 Zolle beträget; beim Körper des Feldmarders aber; der 1 Schuh 6 Zoll, 8 Linien lang, 10 Zoll und 4 Linien dick ist, eben diese Länge des Kopfes nur 3 Zolle 10 Linien ausmachet. A. D. V.

*) S. Eben daselbst, Hr. Daubentons Vergleichung der Länge der Füße.

A. D. V.

ten Bäume, woraus er die Holzbeißer und andere dergleichen Vögel vertrieben. Er hecket im Frühjahr, und auf einmal nicht leicht mehr, als zween oder drei Jungen, die zwar blind auf die Welt kommen, aber doch in kurzer Zeit groß werden. Anfänglich bringt er ihnen Vögel und Eier, bis er sie kann selbst auf die Jagd mit ausführen.

Die Vögel sind mit ihren Feinden genau bekannt. Sie haben ein gewisses Geschrei in ihrer Gewalt, wodurch sie vor dem Marder einander eben so vorsichtig, als vor dem Fuchse warnen. Den Beweis, daß die Vögel nicht so wohl durch Furcht, als durch Haß zu diesen warnenden Tönen gereizet werden, findet man darin, weil sie den Mardern eine ganze Strecke nachfolgen, und ein ähnliches Geschrei beim Anblick aller fleischfressenden und Raubthiere, der Wölfe z. B. des Fuchses, Feldmarders, der wilden Katze u. s. w. nie aber bei Erblickung eines Hirsches, Rehes, Hasen u. a. m. erregen.

Die Feldmarder sind im nördlichen Amerika nicht minder gemein, als im nördlichen Theile von Europa und Asien. Man kann sie aus Kanada bekommen, auch aus dem ganzen Bezirke der gegen Norden liegen-

genden amerikanischen Länder, bis an die Hudsonsbai *), und aus Asien bis an den nördlichen Theil des Königreiches Tunquin **), und des chinesischen Kaiserthums ***) erhalten. Man darf diesen aber nicht mit dem Zobelmarder verwechseln, einem ganz andern Thier, mit einem Pelzwerk von ungleich höherm Werthe. Der Zobel hat ein schwarzes, der Feldmarder ein blaßbraun und gelbliches Haar. Das kostbarste seines Pelzes ist eigentlich der braunste Theil seines Felles, der sich längs dem Rücken bis an das Ende des Schwanzes erstrecket.

*) S. Voy. du Capit. Robert Lade; traduit par l'Abbé Prevôt. Par. 1744. Tom. II. 227. A. D. V.

**) S. Les Voyages de Tavernier. Rouen. 1713 T. IV. p. 182. Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt; Tom. VII. p. 117.

***) S. Hist. génér. des Voyages. Tom. VI. 562.

Anhang

nach Herrn Daubenton.

Der Feldmarder unterscheidet sich vom Hausmarder hauptsächlich durch die Farben des Haares; daher die Lateiner auch beide Martes genennet haben. Als man anfieng, ihnen verschiedene Namen zu geben, bezeichnete man durch ihre Benennung zugleich die Oerter, wo sie sich aufzuhalten pflegen. Weil nun der Feldmarder wilder, als der Hausmarder, und nur hauptsächlich in Wäldern anzutreffen ist; so glaubte man, daß er in Tannenwäldern bliebe, und nannte ihn deswegen den wilden oder Tannenmarder *). Insofern hin-

*) Martes abietum Raj. Diese Abart muß im nördlichen Amerika ungemein häufig seyn. Im Jahr 1743 verkaufte die Handlungsgesellschaft 12370 der besten und 2360 der schlechtesten, insgesamt aus der Hudsonsbai gebrach-

hingegen der Hausmarder bewohnte Plätze besuchet, sich in Felslöcher verkriechet, zuweilen aber auch in die nahen Wälder begiebet; so behauptete man, daß er die Buchwälder vorzöge, und gab ihm daher die Benennung des zahmen oder Buchmarders *). Die Büche hieß in der alten französischen Sprache Fau; es ist also wahrscheinlich, daß die Wörter Foïne, Fouine von Fau sind hergeleitet worden. Indessen haben die Namen keinen besondern Einfluß in die Natur der Dinge, und fast alle Folgerungen, die man aus ihrer Bedeutung ziehen könnte, würden oft Irrthümer verursachen, wenn man sich überreden wollte, sie wären allezeit auf gute Ursachen gegründet. Hier sehen wir davon ein deutliches Beispiel. Denn man trift sowohl Haus- als Feldmarder in allerhand Wäldern, so gar in solchen an, wo

brachte Felle. Um eben die Zeit brachten die Franzosen aus Kanada 30325 Marderfelle nach Rochelle. S. Britt. Thierg. l. c. und Beckm. phys. ökonom. Biblioth. I B. p. 186. it. Dobb's Account of. Hudson'sbay p. 200.

M.

*) Martes Fagorum.

wo so wenig Tannen als Buchen stehen *).

Viele Schriftsteller haben vorgegeben, daß der Feld- und Hausmarder von unterschiedener Gattung wären, ohne zur Unterstützung ihrer Meinung eine Ursach anzugeben; andere haben sie für einerlei Gattung gehalten und geglaubt, beide Gattungen beliefen sich mit einander. Das letzte hat schon Herr von Buffon widerleget, und Hr. Daubenton ist mit Recht eben der Meinung. Die Blendlinge, saget er, oder wenigstens einige von ihnen, würden die gelb gefärbte Kehle des Feldmarders und die weiße des Hausmarders haben; denn eines der vornehmsten Merkmale, wodurch diese Thiere sich von einander unterscheiden, ist des Feldmarders gelbe, des

*) Hr. Leem in seiner Nachr. von den Lappen in Finnmarken p. 160 nennet ebenfalls die Marderarten hauptsächlich nach ihrem Aufenthalt, welches ihn verleitet, in Finnmarken dreierlei Marder, den Steinmarder, welcher sich zwischen den Felsen, den Birkenmarder, der sich in den Birkenwäldern, und Kiefermarder, der sich unter den Kiefern aufhält, anzugeben. Uns scheint indessen der äußere von der Farbe ihrer Kehle hergenommene Unterschied am sichersten, und ihre Eintheilung darnach in zwo Hauptarten, am gründlichsten zu seyn. M.

Hausmarders weiße Kehle. Auch die am Feldmarder schönere Streifen der Haarfarbe, imgleichen der geringere Glanz des Hausmarders, würden bei den Blendlingen eine Veränderung leiden. Es würden einige zum Vorschein kommen, die nicht so schönes Haar, als der Feldmarder, und schöneres, als der Hausmarder hätten. Die Blendlinge würden sich bald vermehren und sich mit den ächten Raßen der Feld- und Hausmarder vermischen, hierdurch aber die unterscheidenden Kennzeichen dieser beiden Raßen allmählich nach unterschiedenen Erzeugungen verschwinden oder schon längst verschwunden seyn, wenn die Feld- und Hausmarder sich wirklich mit einander beliefen.

Durch diese Betrachtungen sind Hr. von Buffon und Hr. Daubenton bewogen worden, Feld- und Hausmarder, jeden besonders zu beschreiben; obgleich beide, in Ansehung der äußern Leibesgestalt, als Bildung der innern Theile, sich unter einander so vollkommen gleichen, daß nichts, als die Farben des Haares, ihren Unterschied auszumachen scheinen.

In Kanada finden sich einige Thiere, welche die Reisebeschreiber oft mit den Stinkthieren verwechselt haben. Eines

wird von ihnen Pekan, das andere Wison genennet. Das erste hält Hr. von Buffon *) für eine bloße Abänderung des Feldmarders (Marte), das andere, oder den Wison für eine Abart des Haus- oder Buchmarders (Fouine) **), und glaubet, auch das von Sagar Theodat ***) unter dem Namen Ottay angeführte Thier sey nichts anders, als der von andern so genannte Wison.

Von den Feldmardern erzählet man, wenn sie einen großen Vogel, der ihnen zu stark ist, als einen Auerhahn, Birkhuhn, oder Fasan, als einen Raub erwischen, daß der Marder dann, wenn der Vogel davon flieget, auf seinem Rücken bliebe, und ihn so lange mit seinem Gebiß quäle, bis er mit ihm zur Erden fiele ****). Trift er einen schlafenden Adler auf einem Baum an, so schleicht er sich, wie man ver-

*) S. Hamb. Ausg. in 4to. VII Th. 2. Band p. 169. T. XLII.

**) Ebend. Tab. XLIII.

***) Voy. au Pays des Hurons p. 308.

****) S. Onom. Forest. II. P. 778.

versichern will *), heran, setzt sich auf seinen Rücken, und greifet mit seinen Klauen so fest ein, daß der davon fliegende Adler ihn mitnehmen, und sich von ihm so lange muß kratzen und beißen lassen, bis er nicht mehr fähig ist, sich in der Luft zu halten, sondern herunter fallen, und so nicht allein sich selbst, sondern gemeiniglich auch seinem Feinde den Tod verursachen muß.

So wohl die Haus- als Feldmarder pflegen in der Brunft einander zu beißen und so stark zu schreien, daß man es bei der Nacht weit hören kann. Junge Feldmarder, bei Milch, besonders in Gesellschaft mit jungen Hunden erzogen, pflegen gern zu spielen; sie werden auch im Spielen so leicht nicht böse gemacht. Nur wenn sie fressen oder schlafen, muß man sie zufrieden lassen. Wenn sie das Federvieh oder die Vögel der Eier in ihren Nestern berauben, so wird man sie keines zerbrechen sehen, vielmehr beißen sie ein kleines Loch hinein, wodurch sie alles, was darin enthalten ist, auszusaugen vermögend sind.

Des Schadens wegen, den sie lebend anrichten und um des Vortheils willen, den

*) Mannigf. II Jahrg. p. 171.

den man von ihrem Fell erwartet, hat man diesen Thieren von je her stark nachgestellet. Man schießet sie nicht, um ihres Balges zu schonen; sie werden aber häufig in Schwanenhalseisen, Fuchseisen, Tellereisen, Schlagbäumen oder Fallen gefangen, auch wohl bei frischem Schnee mit dem Garne berücket. Von der Art, wie es geschieht, kann man sich im Döbel am a. O. oder in der Onom. Forest. II. p. 781 — 783 belehren *). Indessen wird sich ein Marder nie sogleich das erstemal durch die aufgestellte Falle berücken lassen. Erst pflegt er seine Losung dabei zu legen. Findet er diese den andern Abend wieder; so wird er schon dreister. Versieht man es aber, und wird sie weggestoßen oder auch nur verschoben; so wird man, auf seinen Fang lange vergeblich lauern müssen **). Es scheint fast, als ob jedes Thier zu seiner nöthigen Erhaltung mit einem gewissen Grad von Vorsicht vom Schöpfer beschenket worden.

Was wir an den Mardern besonders nutzen, sind hauptsächlich die Felle, die ge-

*] Eine sichere Art, diese Thiere mit dem Eisen zu fangen, wird im Wittenb. Wochenbl. 71. p. 333 rc. beschrieben.

**) S. Berl. Samml. VIII B. p. 36.

gefärbt und natürlich ein schätzbares Rauchwerk abgeben, und welche die Kürschner häufig verarbeiten. In Deutschland hält man die Felle der Baummarder beinahe für eben so edel, als in Moskau die Zobelfelle. Die allerbesten kommen aus Kanada, Biskaja, Preußen, Schweden und Rußland. Auf dem Gebirge um Zobelberg in Mittelkrain herum, besonders aber in Natolien giebt es überaus viel schöne Marder, deren Felle man den Zobeln gleich schätzet.

Uibrigens meldet Geoffroy *) von diesem Thiere, sein Fleisch könne zwar, aber es pflege nicht gegessen zu werden. Doch habe man die Losung, ihres starken Bisamgeruchs wegen, sonst unter wohlriechende Pulver genommen. Sie soll auch verhärtete Drüsen erweichen und stockende Säfte zertheilen; das thun aber auch appetitlichere Sachen. Der Galle hat man die Kraft beigelegt, Flecken von den Augen zu nehmen, wenn man sie, mit Fenchelwasser vermischt, auf das Auge leget.

M.

*) Mat. med. VIII. 170.

Der Iltis. Tab. LXIII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

XX.

Der Iltis. *)

Der Iltis hat in Ansehung des Temperamentes, Naturels, der Sitten oder Gewohnheiten und sogar der Leibesgestalt, viel Aehnliches mit dem Hausmarder. Er

*) Franz. Le Putois. Lat. Putorius. Ital. Foetta, Puzolo. Deutsch Iltis, Ulk, Buntsing. Engl. Polecat Fischet. Pohln. Wydra. Tchorz.
Putorius Gesn. Hist. quadr. p. 767. Ic. quadr. p. 99.
— Raj. Syn. quadr. p. 199.

Mustela pilis in exortu ex cinereo-albidis, colore nigricante terminatis, vestita, oris circumferentia alba. Putorius. Briss. Regn. anim. p. 249.

Mustela flavescente nigricans, ore albo, collari flavescente. Linn. A. d. V.

Der Iltis. Stinkthier. Mustela foetida. Hallens Thiere p. 456. S. Müllers Linn. Naturf. I. B. p. 269. Im Span. Putoro, im

nähert sich, wie dieser, bewohnten Plätzen, besteigt gern die Dächer, hält sich auf

Savoyardischen Paillet, im Holländischen Bontsem, im Schwed. Iller, im Dän. Ilder, in der Pikardie Catharet. Auf dem Lande nennen ihn die Franzosen Punaisot, von dem Wanzen ähnlichen Gestanke. Meyers illum. Thiere II Th. Tab. 6. p. 32. Tab. V. Der Iltis. Teufelskind, stinkende Wiesel. Ridingers Entw. einiger Thiere V Th. T. 87. Ebendess. jagdbare Thiere Tab. 20. Merkl. Thierr. p. 218. n. 8. und 223. Lemery Mater. Lex. p. 929. Putorius oder Ichtis. Fr. Putorie, von Putore Gestank und Ἰχθύς Fisch, weil er davon ein großer Liebhaber seyn soll. Jablonsky's Lex. I. p. 656. Eltis, Elbthier, Stinkwiesel, Stänker. Ludov. Kaufm. Lexik. III. p. 603. Iltis. Ellkatze. Onom. Forest. II. p. 417 rc. Il.is. Illing. Katz. (Beide scheinen, unter dem Namen Iltis, das Frettwiesel (Mustela furo) zu beschreiben. Neue Mannigfalt. I Jahrg. p. 817 — 823 fig. p. 824. Döbels Jägerpr. I. p. 42. V. Heppe's wohlred. Jäger p. 185. Pontopp. Dän. 4to. p. 162. Beckm. Nat. Gesch. p. 25. Mustela Putorius, pedibus fissis, corpore flavo-nigricante, ore auriculisque albis, Linn. S. N. XII. p. 67. n. 7. Ejusd. Faun. p. 6. n. 16. Ed. I. n. 8. Putorius Gesner. It. Aldrov. Quadr. p. 330. Jonst. Quadr. T. 64. Merren. Pin. p. 163. Klein. Quadr. p. 63. Charl. exerc. p. 20. Onomast. p. 19. Rzac. Hist. Nat. Pol. p. 236. Ejusd. Auctuar. p. 329. Krameri Austr. p. 312. Briss. Quadr. p. 180. n. 10. Putorius, le Putois. Vallm. de Bomare Dict. Vol. IX. p. 382. Dict. des Anim. Tom. III. p. 626. Cours d'Hist. Nat. Vol. II. p. 222.

auf Heuböden und an solchen Oertern auf, die wenig besuchet werden. Von da pflegt er dann blos des Nachts auf Raub auszugehen. Er schleicht sich unvermerkt in die Hünerhöfe, erklettert hier die Hünerställe und Taubenschläge, und verursachet allda mit viel weniger Geräusch, weit grössern Schaden, als der Hausmarder. Wenn er dem Federvieh, das er antrift, entweder den Kopf abgebissen oder zerknirschet hat, so trägt er ein Stück nach dem andern fort, um sich davon ein reichliches Nahrungsmagazin anzulegen. Kann er sie, wie es oft geschiehet, nicht ganz fortschleppen, weil das Loch zu eng ist, wodurch er hinein geschliefet, so frißt er ihnen das Gehirn aus, und behilft sich blos mit den Köpfen seiner gemachten Beute *).

Honig ist für den Iltis eine große Leckerspeise. Im Winter überfällt er die Bienenstöcke und vertreibt aus denselben gewaltsam die rechtmäßigen Bewohner. Er verläßt nicht gern und nur selten die bewohnten Oerter. Im Frühling werden die

Weib-

*) Doch pflegt er den Körpern vorher das Blut auszusaugen. Onom. Forest. II. 419.

Weibchen läufisch *). Die Männchen schlagen sich auf den Dächern herum, sich die Weibchen streitig zu machen. Nach der Begattung verlassen sie dieselben, um sich im Sommer auf dem Land oder in den Wäldern aufzuhalten. Das Weibchen hingegen erwartet die Heckzeit in ihrer Scheune, und ist erst in der Mitte oder auch wohl gegen das Ende des Sommers darauf bedacht, ihre Jungen mit sich wegzuführen. Ein Wurf bestehet aus drei oder vier, bisweilen auch aus fünf Jungen, welche von der Mutter nicht lange gesäuget, sondern bei guter Zeit aufs Blut- und Eieraussaugen gewöhnet werden.

In der Stadt verschaffen sie sich durch Raub, auf dem Lande durch die Jagd ihren Unterhalt. Sie leben den Sommer über am Tage in den Kaninchenhölen, in Felsenritzen und holen Baumstämmen, welche sie gemeiniglich nur des Nachts verlassen, und alsdann in den Feldern und Wäldern herumschwärmen, die Rebhüner- Lerchen- und Wachtelnester aufzusuchen, oder andere Vogelnester auf erkletterten Bäu-

*) Gemeiniglich fällt ihre Brunst in den Febr. Sie tragen volle 9 Wochen und haben im April Junge, die man, wegen ihres Gestankes, leicht entdecken kann. Ibid.

Bäumen auszuplündern *). Ratzen, Maulwürfe und Feldmäuse werden von ihnen sorgfältig ausgespüret, die Kaninchen aber beständig von ihnen verfolget. Sie können diesen wachsamen Feinden desto weniger entwischen, weil es den Iltissen ein Leichtes ist, sie so gar in ihren unterirdischen Wohnungen zu bekriegen. Eine einzige Zucht von Iltissen ist vermögend, einen ganzen Kaninchengarten zu zerstören. Das wäre allerdings das einfacheste Mittel, die Menge der Kaninchen in Gegenden, wo sie zu stark sich vermehren, ohne Beschwerde zu vermindern.

Der Iltis ist etwas kleiner, als der Hausmarder **), auch mit einem kürzern Schwanz,

*) In den Fasanengärten haben sie oft schon großen Schaden angerichtet. Hr. Klein erzähldt *l. c.* daß ihm ein Iltis in einer Nacht alle Fasanen, deren er eine zahlreiche Menge besessen, erwürgt habe. So gar Frösche, Fische, Gartenschnecken, Heuschrecken sind, wo sie nur etwas dieser Art ertappen können, gelegentlich ihre Beute. S. N. Mannigf. *l. c. p.* 822 und Onomat Foreit. II. *p.* 418.
M.

**) Der Iltis hat auf jeder Seite der Kinnbacken, einen Zahn weniger, als der Hausmarder, also in allem 34 Zähne; sechs Schneide- und zween Hundszähne in jedem Kinnbacken, vier Backenzähne auf jeder Seite des obern

und

Schwanz, spitzigerer Schnauze, dickerm und schwärzerm Haar versehen, an der Stirn, an den Seiten der Nase, und um die Kehle mit weißen Haaren gezieret *). Er läßt sich

und fünf auf jeder Seite des untern Kinnbackens. Uibrigens gleichen alle diese Zähne, ihrer Figur und Stellung, vollkommen den Zähnen des Hausmarders. M.

*) Durch die Farben des Haares läßt er sich am leichtesten vom Haus- und Feldmarder unterscheiden. Der Umkreis des Maules, die Seiten der Nase, die Stirn, die Schläfe, der zwischen dem Ohr und der Ecke des Mauls befindliche Theil, der Rand an der innern Fläche der Ohren sind weiß, der ganze übrige Körper hat eine fahle oder schwärzliche Farbe. Die Nase, der Umkreis der Augen, der Untertheil des Halses, der Vordertheil der Brust, die Schultern, alle vier Beine, die Spitze des Schwanzes sind schwarz, der Hintertheil der Brust, der Bauch, der Untertheil der Seiten am Leibe haben eine bald mehr bald weniger dunkelfahle Farbe, die auf dem größten Theil des Bauches weißlich aussiehet. Mitten auf dem Bauche findet sich, der Länge nach, ein schwärzlicher Streif, der sich bis an die Gegend der Vorhautsmündung erstrecket. Die obere Fläche des Thieres von der Stirn bis fast an die Spitze des Schwanzes, ingleichen der obere Theil der Seiten des Leibes haben eine schwarze, mit fahl vermengte Farbe.

Der Iltis besitzt, gleich dem Haus- und Feldmarder, zweierlei Haare, wovon einige dicker, glänzender und länger sind, als die andern. Die längsten stehen auf dem Rücken und am Schwanze.

sich durch die Stimme vom Hausmarder unterscheiden; denn dieser macht ein durchdringendes, helltönendes Geschrei, das beim Iltis viel tiefer und schwächer tönet. Beide haben, gleich dem Feldmarder und Eichhörnchen, ein groblautendes, erzürntes Murmeln an sich, welches man von ihnen oft höret, so bald sie gereizet werden. Der Iltis gleichet auch dem Hausmarder nicht am Geruche; denn bei diesem ist er angenehm, beim Iltis aber dermaßen stinkend, daß man ihn deshalb von je her das Stinkthier genennet, und ihn von den Mardern durch diese Benennung unterschieden. Den unerträglichsten Geruch, der sich weit umher verbreitet, pflegt er besonders dann auszudünsten, wenn er sich erhitzt oder von andern erbittert gemacht wird.

Die Hunde verachten sein Fleisch, und sein an sich recht gutes Fell steht in keinem sonderlichen Werthe; denn es pflegt seinen natürlichen Geruch nie ganz zu verlieren. Dieser Geruch kömmt aus zwei neben dem After befindlichen Bläschen, die beständig eine klebrichte Materie durchseihen, deren Geruch beim Iltis, dem wilden und gemei-

ic. Die Barthaare sind von eben der Länge. (Daubenton) M.

meinen Wiesel, dem Dachs u. s. w. viel Widriges *), bei der Zibetkatze hingegen, beim Haus- und Feldmarder u. s. w. als eine Art wohlriechenden Räucherwerkes, viel Angenehmes hat.

Es scheint, als ob der Iltis hauptsächlich in gemäßigten Ländern zu Hause gehörte. In den Nordländern findet man sie wenig oder gar nicht; auch in den Südländern kommen sie seltner vor, als der Hausmarder. Der amerikanische Stänker ist ein ganz anderes Thier. Die Gattung der Iltisse scheint sich in Europa hauptsächlich, von Italien bis nach Polen, und nicht weiter, auszubreiten. Es ist außer Zweifel, daß diese Thiere die Kälte scheuen, weil sie gegen die kalte Jahreszeit ihre Zuflucht in die Häuser nehmen, um den Winter da zu durchleben, und weil man ihre Fährte nie, weder im Walde, noch in weit entlegenen Feldern, auf dem Schnee an-

*) Um dieser widrigen Eigenschaft willen können auch die Iltisse den Geruch ihrer eignen Losung kaum ertragen, und pflegen sich daher allezeit, um sich dessen zu entledigen, weit von ihrem Aufenthalte zu entfernen. S. Müllers Linn. Nat. Syst. I. 271. Neue Mannigf. l. c. M.

antrift. Vielleicht ist ihnen allzu große Hitze nicht minder unerträglich, weil man in den südlichen Ländern diese Thiere vergeblich suchen würde *).

*) Der Schade, welchen der Iltis thut, ist allerdings viel beträchtlicher, als der Nutzen, den man von seinem Felle sich zu versprechen hat. Inzwischen halten doch einige das Fleisch dieser Thiere für eßbar, und sagen, daß es wie Schwarzwildprett schmecke. Das Fell wird so zugerichtet, daß man es, wie ander Pelzwerk, zu Palatinen und Kleiderfutter gebrauchen kann. Außerdem werden auch die Haare zu Malerpinseln, das gepülverte Blut, als ein schweißtreibendes Mittel, das Fett wider Nierenweh, Steinschmerzen und Gicht, (S. Müller l. c.] ihr Fleisch aber äußerlich, als ein zertheilendes Mittel empfohlen. (S. Lemery l. c. und Neue Mannigf. l. c. p. 823.)

Um diese Feinde unsers Hausgefieders wegzufangen, pflegt man ihnen Fallen zu legen und sie mit Eingeweiden zu ködern. [S. Hannov. Mag. 66. Berl. Mag. III. p. 429.) Das Wetzen der Messer auf Steinen können sie nicht ertragen. Sie werden dadurch erbittert und aus ihren Schlupfwinkeln hervorgelocket. Man tödtet sie hernach mit willkührlichen Waffen. (S. Berl. Samml. II. 400 u.] Sonst kann von dem Iltisfang durch Fallen und Garn besonders die Onom. Forest. II. p. 419 — 422 nachgelesen werden. M.

XXI.

Das wilde Wiesel. *)

Einige Schriftsteller waren ungewiß, ob sie den Iltis und das wilde Wiesel für Thiere von unterschiedener Gattung hal-

*) Das wilde Wiesel. Fr. Furet. Lat. Viverra, Furo, Furunculus, Span. Huran, Furam. Deutsch Frett, Frettel, Furette. Engl. Ferret. Polnisch Laska, Lasika. Lesna. Griechisch Ἴκτις, Κτίς.
Viverra, Furo, *Ictis*. Gesn. Hist. Quadr. 762. Ejusd. *Icon*. anim. p. 101.
Mustela sylvestris, Viverra dicta. Raji Syn. quadr, *p*. 198.
— Viverra dicta. Klein. Quadr. p. 63.
— pilis subflavis longioribus, castaneo colore terminatis vestita, Viverra mas. *Item*.
— *pilis* ex albo subflavis vestita. Viverra femina. Brisson. Regn. anim, *p*. 244.
A. d. Verf.
Müllers Linn. Naturs. I. B. p. 271. n. 8. Kaninchenwiesel. Hallens Thierr. p. 456. n. 1. Frett oder Kaninchenjäger. Merkl. Thiere. p. 217. n. 3. Frett, Furett, Frettele. Onomat. forest. III. 892. Meiers illum. Thiere II. B. p. 7. Tab. 22. Das Frettel oder Frettchen. Ibid. Tab. 23. Das weiße

das Wilde Wiesel. Tab. LXIV.

Büff. N. d. Vierf. T. IV T.

halten sollten? *) Vielleicht gründet sich dieser Zweifel auf die Gleichheit in den Farben der Haare sowohl des Iltisses, als der wilden Wieseln. Der Iltis aber, als ein Bewohner gemäßigter Länder, ist in selbigen eben so wild, als der Hausmarder; da hingegen das ursprünglich aus heißen Ländern kommende Frettchen in Frankreich nur als ein Hausthier fortkömmt.

Man bedienet sich auch zur Kaninchenjagd nicht sowohl des Iltis, als vielmehr des wilden Wiesels, das leichter zahm wird, übrigens aber, gleich dem Iltis, einen starken, sehr widrigen Geruch ausduftet. Von dem wirklichen Unterschied beider Thierarten überführt uns die Erfahrung

weiße Wiesel. Ibid. Tab. 24. Das rothbraune. Mustela sylvestris. Aldrov. Quadr. p. 325. fig. p. 327. bona, Jonst. Quadr. p. 167. Mustela sylv. Ictis. Rzac. H. Nat. Pol. p. 235. Charlet. Exercit. p. 20. Ejusd. Onomast. p. 19. n. 4. Furunculus Sipontino. Rzac. Mustela Furo, pedibus fissis, oculis rubicundis. Linn. S. N. XII. p. 68. Hab. in Africa. Le Furet mâle & femelle. Briss. quadr. p. 177. n. 3. Vallm. de Bomare Dict. Vol. IV. p. 616 — 618. Cours d'Hist. nat. II. p. 225 — 228. M.

*) v. Linn. S. Nat. Mustela flavescente nigricans, ore albo, collari flavescente. Putorius. — Mustela sylv. Viverra dicta — an distincta? & Ed. XII. l. c. Furo forte idem cum Putorio, ut Brissono. v. B. u. M.

am stärksten, daß beide sich nicht zusammen paaren, *) auch noch durch viel andere wesentliche Merkmale, sich von einander auszeichnen. Das Frettchen hat einen gestrecktern, schlankern Körper, **) schmalern Kopf

*) Herr Pennant meldet aber doch l. c. P. 33. die Aufseher der Fasanengärten hätten ihn versichert, daß der Iltis mit dem Frettwiesel sich begatte, daß auch die Jäger dieses ungemein gern sähen, weil sie dadurch zahme Kaninchenjäger oder Frettwieseln erhielten, die nicht so sehr begierig auf die Kaninchen, folglich desto geschickter wären, sie aus ihren Löchern zu vertreiben; und Herr von Buffons Abbildung des Furet-Putois oder Stinkiltisses Tom. VII. Pl. 17. (oder bei uns Tab. 64.) scheint sehr das Ansehen einer Bastartart zu haben.

Indessen wird die Paarung des Iltis mit dem Frettwiesel dadurch zuverläßig bestätiget, daß Herr Lewis, der ein zahmes Frettwieselchen im Hause frei herumgehen ließ, an selbigem beobachtete, daß es einige Tage sich entfernt, hernach aber ordentlich wieder eingefunden hatte. Dies Frettchen war trächtig, und warf neun Junge von dunkelbrauner Farbe, die mehr dem Iltis, als dem Frettwiesel ähnlich sahen. Ohnmöglich konnte dies Weibchen von einem Männchen ihrer Gattung trächtig seyn, weil dessen Besitzer kein Männchen hatte, diejenige Frettwieseln aber, die sich in der Nachbarschaft befanden, drei Meilen davon, und genau eingeschlossen waren. M.

**) Herr Daubenton hat an selbigem auch funfzehn, am Iltis, Feld- und Hausmarder aber nur vierzehn Ribben gezählet. Auch im Brustbein des Frettchens ist ein Knochen mehr befindlich. A. d. V.

das gelbe Wiesel. Tab. LXV.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

Kopf und eine spitzigere Schnauze, als der Iltis, auch in Aufsuchung seines Unterhalts andere Naturtriebe. Die wilde Wieseln muß man, wenigstens in unsern Himmelsstrichen, im Hause versorgen und füttern. Sie pflegen ihre Wohnung so wenig in Feldern, als in Gehölzen aufzuschlagen. Diejenigen, welche in den Kaninchenhöhlen, ohne wieder zu kommen, verloren gehen, haben sich nie auf den Feldern oder im Walde vermehret und müssen vermuthlich im Winter mit ihrem Leben bezahlen.

Das Frettchen leidet auch, gleich andern Hausthieren, viel Abänderungen in Ansehung der Farbe seiner Haare *) und wird

 in

*) Es giebt wilde Wieseln, die, gleich dem Iltis weiß, schwarz, und mehr oder weniger dunkelfahl sind, und wilde Iltiswieseln, Furet - Putois) genennet werden. (S. Tab. 64.) die andern (S. Tab. 65.) haben überall eine gelbe, dem Buxbaum ähnliche Farbe. Diese hat weiße Streife, weil die langen, dichtstehenden Haare, zum Theile weiß aussehen, da hingegen die kurzen und weichen durchaus eine gelbe Farbe haben. Wenn man das Thier unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so sind die weiße und gelbe wechselsweise die herrschenden Farben. Die wilde Wieseln, die eine weiß, schwarz und fahl vermengte Farbe haben, gleichen in Ansehung dieser Vermischung dem Iltis vollkommen. Der Umkreis ihres Maules, die Seiten der Nase, die

in warmen Ländern so häufig, *) als der Iltis selten, angetroffen.

Das Weibchen dieser Gattung ist merklich kleiner, als das Männchen. So bald sie den Reiz der Brunst empfindet, sucht sie begierig die Gesellschaft des Männchen, und man will bemerkt haben, **) sie sterbe für Begierde, wenn es ihr an Gelegenheit fehlte, sie zu befriedigen. Daher ist man darauf bedacht, beide Geschlechte nie von einander zu trennen. Man erziehet sie gemeiniglich in Tonnen oder Kisten, wo man ihnen ein Lager aus Werg bereitet. Sie schlafen fast beständig, ohne davon einen

die Stirne, sind, wie bei den Iltissen, weiß, der ganze übrige Körper aber schwarz oder fahl. Die Länge der längsten Haare beträgt etwan 1 Zoll, 3 Linien, die Länge der Barthaare dritthalb Zolle.

Der Kopf des wilden Wiesels hat außer den oben bestimmten Abweichungen, mehr Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Iltis, als des Haus- und Feldmarders, auch wie der Iltis, nur 34 Zähne. Ihre Füße sind, wie an den vorherbeschriebenen Mardern und Iltis, gespalten, und mit weißen Klauen bewafnet. M.

*) In der Barbarei siehet man auch wilde Wieseln, und pflegt sie daselbst Nimse zu nennen. S. Les Voyages du D. Shaw. Amsterd. 1743. Tom. I. p. 322. A. d. Verf.

**) S. Gesner Hist. anim. quadr. p. 736. A. d. V.

nen weitern Vortheil zu haben, als daß der Hunger sie, gleich beim Erwachen, quälet. Sie werden ordentlich mit Kleie, Brod, Milch u. s. w. gefüttert. Sie werfen zweimal des Jahres, und pflegen sechs Wochen dicke zu gehen. Einige verzehren ihre Jungen fast in eben dem Augenblick, da sie zur Welt kommen, und in diesem Fall gerathen sie bald wieder in Hitze und sind alsdann fähig, dreimal, gemeiniglich fünf oder sechs, bisweilen auch sieben, acht oder neun Junge zu werfen. *)

Dies Thier scheint von der Natur selbst zu einem Erbfeinde der Kaninchen bestimmet zu seyn. Man darf nur einem jungen Frettchen, das noch nie ein Kaninchen gesehen, ein dergleichen Thier, wenn es auch todt ist, vorhalten, gleich fällt es darüber her, ihm einen grimmigen Biß zu versetzen. Die lebendigen fassen sie beim Hals, oder bei der Nase, und wissen ihnen das Blut sehr geschickt auszusaugen. Läßt man das Frettchen in die Kaninchenhölen kriechen, so pflegt man es an der Schnauze zu knebeln, damit es diese nicht in ihrem Lager tödten, sondern blos heraus jagen oder in die bei dem Eingang gelegte Schlin-

*) Ihre Jungen fangen erst vom drei und dreißigsten Tag an zu sehen. Müller l. c. p. 272. M.

ge treiben möge. Wenn man dem Frettchen diesen Knebel nicht anleget, ist man in Gefahr, es zu verlieren; denn es schläft ein, sobald es einem Kaninchen das Blut ausgesogen hat, und man ist nicht allemal sicher, durch den im Kaninchenbau gemachten Rauch es gewiß zurück zu bringen, weil oft ein solcher Bau viel Röhren und mit andern dadurch eine Gemeinschaft, das Frettchen aber Gelegenheit hat, wenn es den Rauch riechet, sich in eine derselben zu verkriechen. Die Kinder bedienen sich des Frettchens, Vogelnester auszunehmen. Da es leicht in die Löcher holer Bäume und Mauern eindringen kann; so kriecht es willig hinein, die Vögel heraus zu holen.

Nach Strabo's Zeugniß hat man das Frettchen aus Afrika nach Spanien gebracht. Mir scheint auch seine Versicherung Grund zu haben, weil Spanien der wahre Geburtsort der Kaninchen oder dasjenige Land ist, wo sie vor Zeiten am häufigsten anzutreffen waren. Es läßt sich daher vermuthen, daß man, um ihre zur Last fallende Menge zu vermindern, die Frettchen eingeführet hat. In der That ist mit ihnen eine vortheilhafte Kaninchenjagd anzustellen. Durch Iltisse hingegen, wenn man ihre

Ver-

Vermehrung zu dieser Absicht verstatten wollte, hätte man sich von dieser Jagd nicht den geringsten Vortheil zu versprechen, wohl aber zu fürchten, daß die Kaninchen durch sie mehr, als es unsrer Absicht gemäß war, vertilget werden mögten.

Das Frettchen ist allerdings leichtlich zu zähmen, auch zum Abrichten gar nicht ungeschickt, unter allen Umständen aber ein sehr zorniges Thierchen. Es hat beständig einen widrigen Geruch an sich, der allemal desto beschwerlicher fällt, je mehr das Thier sich erhitzet oder gereizt wird. Es hat lebhafte Augen, ein feuriges Ansehen, in allen Bewegungen eine ganz ungemeine Leichtigkeit, zugleich aber so viel Stärke, daß es über ein Kaninchen, das wenigstens viermal größer ist, mit leichter Mühe triumphiret.

Das Ansehen der Ausleger und Kommentarienschreiber hat meine Zweifel: ob das Frettchen wirklich der Ictis der Griechen sey? noch nicht gänzlich heben können.

„Der Ictis ist, nach der Beschreibung „des Aristoteles, eine Art wilder Wieseln, „kleiner als ein Maltheserhündchen, übri„gens aber an Haaren, Gestalt und weis-

„ser Farbe des untern Theiles, auch sogar „in der Verschlagenheit seiner Sitten, dem „gemeinen Wiesel völlig ähnlich. Er wird „sehr zahm und stiftet, wegen seiner Be„gierde nach dem Honig, an den Bienen„stöcken beträchtlichen Schaden. Er über„fällt auch die Vögel und ist, wie der Ka„ter mit einer knöchernen Ruthe verse„hen." *)

Hier scheint 1) eine Art von Widerspruch, oder wenigstens ein Mißverständniß in dem Ausdruck zu liegen, daß der Ictis eine Art wilder gemeiner Wieseln, aber doch sehr zahm sey, weil das gemeine Wiesel, das unter beiden hier am wenigsten wild ist, gar nicht kann gezähmet werden.

2) Läßt sich das Frettchen, ob es wohl größer, als das gemeine Wiesel ist, doch nicht wohl mit einem kleinen Wachtel- oder Schooßhündchen, von denen es an Größe merklich übertroffen wird, vergleichen.

3) Scheint auch das Frettchen weder die Schlauigkeit eines gemeinen Wiesels, noch sonst etwas Verschlagenes an sich zu haben; und endlich

4) Thut es auch den Bienenstöcken gar keinen Schaden und beweist nicht die geringste Begierde nach Honig.

Ich

*) S. Aristoteles Hist. anim. L. IX. c. 6.

Ich habe mir vom königlichen Jagdinspektor, Herrn Le Roy eine Bestätigung dieses letzten Punktes ausgebeten und von ihm folgende Antwort erhalten: „Herr v. „Buffon kann als gewiß annehmen, daß „die Frettchen in der That keine bestimmte „Begierde nach Honig haben, daß man sie „aber, nach einer kurzen Fastenzeit, leicht„lich zum Genuß desselben bewegen könne. „Wir haben einige vier Tage lang mit „Brod, welches in Honigwasser eingewei„chet war, gefüttert. Sie haben es auch „wirklich, und in den zween letzten Tagen „recht viel davon, gefressen. Es ist aber „auch gewiß, daß die schwächsten darunter „sichtbar mager dabei wurden." Das ist nicht der erste Fall, wo uns Hr. Le Roy, der mit vielem Verstand einen grosen Hang zu den Wissenschaften verbindet, Nachrichten von unterschiedener Wichtigkeit ertheilet, und Gebrauch davon zu machen erlaubet hat.

Ich selbst habe, da es mir an einem Frettchen fehlte, dergleichen Versuch mit einem Hermelin angestellet und ihm lautern Honig zu fressen, zugleich aber Milch zu saufen gegeben. In wenig Tagen war es daran krepiret. Also ist so wenig der Hermelin, als das Frettchen so, wie der Alten Ictis,

nach

nach Honig begierig. Das bringt mich auf die Vermuthung, daß das Wort Ictis vielleicht ein bloßer Geschlechtsname sey, oder, wenn es eine besondre Gattung bezeichnen soll, vielmehr den Hausmarder oder Iltis andeute, weil sie alle beide sowohl die List eines gemeinen Wiesels, als auch die Art Bienenstöcke zu besuchen, und eine große Begierde nach Honig, besitzen.

Das gemeine Wiesel. Tab. LXVI.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

XXII.

Das gemeine Wiesel *).

In gemäßigten und warmen Ländern **) findet sich das gemeine Wiesel so häufig, als es in kalten Himmelsgegenden spar-

*) La Belette. Griech. γαλῆ, Lat. Mustela, Ital. Donnola, Balottula, Benula, Span. Comadreia, Deutsch Wiesel, Engl. Weasel, Weesel, und an einigen Orten Engellands Foumart.
Mustela, propria sic dicta Gesneri Hist. quadr. p. 752. Ej. Icon. anim. quadr. p. 99.
Mustela vulgaris Raji. Syn. quadr. p. 195.
Mustela vulgaris Klein. Quadr. p. 62.
Mustela suprà rutila, infrà alba. Mustela vulgaris, Briss. Regn. anim. p. 242.
A. d. V.

Das gemeine Speicherwiesel. Hallens Thiere. I. p. 454. Müllers Linn. Natursyst. I. 274. a. Das gemeine Wiesel. Tab. XIV. f. 4. D. Merkleins Thierr. p. 216. Ridingers jagdb. Thiere, gr. Fol. T. 19. Ebend. Entw. eini-
ger

sparsam vorkömmt. Vom Hermelin aber, einer zahlreichen Thiergattung nordischer Länder, ist in gemäßigten Landschaften wenig, und gegen Süden gar keine Spur anzutreffen. Diese Thiere müssen demnach zwo von einander unterschiedene und ganz eigne Gattungen ausmachen. Ihre Verwechselung mit einander und die Muthmaßung, daß es einerlei Thiere wären, kam

ger Thiere. V. Tab. 89. Pennants Britt. Thiergesch. p. 35. Tab. VII. a. Die Wiesel, in Yorkshire The Fitchit or Foumart. The Whitred Sibbald. Scot. II. Portug. Doninha. Holl. Weesel. Schwed. *Wesla*. Dän. Väsel. Pontopp. Dän. *p.* 162. Ebend. Norrw. II. p. 48. Krameri Austr. p. 312. n. 4. *Loniceri* Kräuter und Thierb. p. 621. Briss. Quadr. 8vo. *p.* 175. n. 1. Mustela vulgaris. La Belette. *Aldrov.* Quadr. p. 307. Jonst. Quadr. p. 105. Tab. 64. Charlet. Exercit. p. 20. Ejusd. Onom. p. 19. n. 1. Rzac. H. Nat. Pol. pag. 235. Hebräisch. *Chuldah*. Chald. Chulda. Arab. Coldah. Pers. Gurba. Poln. Kolczawa. Mustela Erminea pedibus fissis, caudæ apice atro. *Linn.* S. Nat. *XII.* 18. n. 10. *α*) Ejusd. Faun. Suec. *p.* 6. n. 17. *α*) In der Barbarei Fert & Steile. S. Voyage du D. Shaw. Haye 1743. p. 322. Bomare Dict. II. p. 20. *Belette*. Cathol. B. p. 152. Cours d'Hist. nat. II. p. 229. Ludov. Kaufm. Lex. V, 941. Onomat. Forest. *III.* p. 892 — 896. Mannigfalt. II. 351. ꝛc. fig. p. 361.
M.

**) S. Shaw. l. cit.

kam vermuthlich daher, weil unter den gemeinen Wieseln einige sogar bei uns, im Winter, gleich den Hermelinen, weiß werden *). Dieser Uibereinstimmung aber ohngeachtet, finden sich doch an beiden auch Eigenschaften, wodurch sie sich merklich von einander auszeichnen. Das Hermelin, welches den Sommer hindurch ein rothes, im Winter aber ein weißes Fell hat, behält am Schwanz allemal eine schwarze Spitze, die aber beim gemeinen Wiesel, auch sogar bei dem, welches im Winter weiß wird, eine gelbe Farbe zeiget.

Das gemeine Wiesel ist überdies merklich kleiner und mit einem weit kürzern Schwanz, als das Hermelinchen, versehen. Es pflegt sich auch nicht, wie das Hermelin, in wüsten Gegenden und Waldungen aufzuhalten, und bewohnte Plätze nur selten zu verlassen. Wir selbst haben beide Gattungen gehalten und es läßt sich kaum vermuthen, daß Thiere aus verschiedenen Himmelsgegenden, von so unterschiedenem Temperament, Naturel und Leibesgröße, sich mit einander vermischen sollten. Zwar giebt es allerdings unter den ge-

*) Cf. Oecon. Forest. III. 892. Döbel l. c. p. 43. M.

gemeinen größere und kleinere Wieseln; dieser Unterschied pflegt aber an der ganzen Länge nicht über einen Zoll auszumachen, da hingegen das Hermelin allemal, auch das größte Wiesel an Länge wenigstens zween Zoll übertrift.

Keines von beiden läßt sich zähmen. Beide behalten ihre natürliche Wildheit auch in den eisernen Gebauern, in welche man genöthigt ist, sie einzukerkern. Beide fressen kein Honig und vergreifen sich also auch nicht, wie der Iltis und Hausmarder, an den Bienenstöcken *). Das Hermelin kann demnach auch dasjenige wilde Wiesel nicht seyn, welches Aristoteles Ictis nennet, weil er vom Ictis behauptet, er werde sehr zahm und

*) Das scheint, wenigstens vom Wiesel, noch nicht ganz unläugbar zu seyn; denn Herr Prof. Titius in seinem reichhaltigen wittembergischen Wochenblatt vom Jahr 1773. p. 11. sagt ausdrücklich, daß er im Verzeichniß der Thiere, die bisher als Feinde der Bienen angeführet worden, vielleicht blos deshalb noch das Wiesel vermisse, weil es bis jezo niemand auf der That ertappet haben mögte. Er führt aber zugleich unläugbare Beispiele solcher Honignäschereien an, die fast keinen Zweifel übrig lassen, daß man Ursach habe, seine Bienenkörbe sorgfältig vor den Wieseln zu hüten. Hiervon wird man sich aus dem angeführten Wochenblatt selbst noch deutlicher überzeugen können. M.

und sey nach Honig ungemein begierig. So wohl das gemeine Wiesel, als das Hermelin sind niemals zahm zu machen, ihre Wildheit ist vielmehr von so dauerhafter und eigner Art, daß diese Thiere, wenn man sie bemerket, nicht einmal fressen wollen. Sie bleiben unaufhörlich in einer unruhigen Bewegung, suchen sich beständig zu verbergen, und müssen, wenn man sie erhalten will, nothwendig ein Bündel Werg bekommen, sich darein verkriechen zu können. In diesen Bündel schleppen sie alles, was man ihnen anbiethet, fressen gemeiniglich nur des Nachts und lassen das ihnen vorgesetzte frische Fleisch wohl zween bis drei Tage stehen, ehe sie es berühren.

Drei Viertheile des Tages widmen sie dem Schlafe, und jedes in Freiheit lebende Wiesel erwartet die einbrechende Nacht, bevor es ausgeht, Beute zu machen. Kann das gemeine Wiesel ein Hünerhaus beschleichen; so vergreift sichs nie an den Hähnen oder alten Hünern, sondern wählt sich zu seinem Raube besonders die Küchlein, die es mit einem Biß in den Kopf umbringet, und alsdann eines nach dem andern fortschleppet. Es zerbricht auch gern die Eier,

die es mit unglaublicher Gierheit aussauget.

Ihr gewöhnlichster Winteraufenthalt ist auf Kornböden und Scheuern. Daselbst verweilen sie auch noch oft im Frühjahr, um ihre Jungen desto bequemer in Heu und Stroh zu hecken. Diese ganze Zeit hindurch bekriegen die Wieseln, mit noch glücklicherm Erfolg, als die Katzen, die Ratten und Mäuse, welche diesen Feinden desto weniger entwischen können, da sie die Geschicklichkeit haben, bis in ihre Löcher einzudringen. Sie besteigen auch die Taubenschläge, fangen Tauben, Sperlinge u. s. w.

Im Sommer entfernen sie sich einigermaßen von den Häusern, besonders an niedrig liegenden Oertern, um die Mühlen, längs den Bächen und Flüßen, verstecken sich im Gebüsche, Vögel zu belauren, und schlagen oft auch ihre Wohnung in einem alten holen Weidenbaum auf, um daselbst ihre Jungen auszuhecken, denen sie ein Lager aus Gras, Stroh, Blättern und Werg bereiten. Sie pflegen im Frühjahr bisweilen drei, gemeiniglich vier oder fünf Junge zu setzen *). Diese werden, gleich den

*) Man will von diesen Thieren 6 — 8, ja wohl 9 oder 10 Junge gesehen haben, welche die Mut-

den Jungen der Iltisse, Haus- und Feldmarder, blind geboren; sie nehmen aber in Kurzem an Wachsthum und Kräften hinlänglich zu, die Mutter auf der Jagd begleiten zu können. Schlangen, Wasserratten, Maulwürfe, Feldratten u. s. w. gehören unter die Gegenstände ihres Raubes. Beim Durchstreifen der Wiesen finden sie oft Gelegenheit, Wachteln mit samt ihren Eiern zu verzehren *).

Mutter zärtlich zu lieben scheint, und im Fall der Noth sehr geschickt von einem Orte zum andern zu tragen weiß. S. Onom. Forest. III. 892. Döbel l. c. p. 43. M.

*) Nach der Onom. Forest. III. 893. sollen sie besonders den Eiern der Auerhähne, Birkhähne, Fasanen, Rebhühner und anderer Vögel sehr nachtheilig seyn, oft auch die Eier unter brütenden Hünern wegstehlen. Ihre Verwegenheit erstreckt sich so weit, auch halb gewachsene Hasen anzugehen, welche sie jedesmal im Genicke fangen, und so lange daran hangen bleiben, und fortwürgen, bis der Hase todt zur Erde fällt. (Cf. Hallen l. c. p. 455.) Sie beißen auch wohl das Rindvieh, besonders die Kühe in die Eiter, (Cf. Müllers Nat. Syst. I. 275.) wonach diese stark aufschwellen, durch fleißiges Bestreichen aber mit einem weißen Wieselfell wieder geheilet werden. Der Biß und sogar das Anhauchen der Wieseln soll auch den Pferden schädlich seyn, (Cf. Hallen l. c. p. 455.) welchen man im Fall einer solchen Beschädigung ein Stück eines weißen

Nie wird man bei diesen Thieren einen gleichförmigen Gang gewahr — lauter ungleiche, kurze, übereilte Sätze. Wenn sie einen Baum ersteigen wollen, thun sie einen Sprung, der sie auf einmal viele Schuh hoch emporschwinget. Solche Sätze machen sie auch, wenn sie einen Vogel erbeuten wollen.

Auch diese Thiere pflegen sich, wie der Iltis und das wilde Wiesel, durch einen so starken Geruch auszuzeichnen, daß es unmöglich ist, in einem Wohnzimmer sie zu dulden. Dieser Geruch ist im Sommer stärker, als im Winter. Den Gestank eines verfolgten oder gereizten Wiesels, kann man schon in einer großen Entfernung spüren. Sie bewegen sich ohne Geräusch von einem Orte zum andern, und lassen ehe nicht

Wiesels, etwan einen Groschen groß, in Wein einzugeben, und mit einem Wieselfell den Schaden zu streichen pfleget. S. Onom. Ebendas. Man giebt ihnen sogar Schuld, sie bohrten in die Gräber, um die Leichen anzufallen S. Müller l. c. Herr Prof. Leem erzählt l. c. p. 120. daß die Wieseln, wenn man einen Fisch, oder sonst eine Leckerspeise an einen Knaul Zwirn bindet, ihre Beute davon tragen, den Knaul aber wieder zurück bringen. Er will diese Nachricht, welche mir doch sehr unwahrscheinlich vorkömmt, von Augenzeugen gehöret haben. M.

nicht einen Laut von sich hören, bis man sie schläget. Ihr Geschrei besteht in einem scharfen, rauhen Tone, welcher den Laut des Zorns ausdrücken scheinet. Ihr eigner Uibelgeruch macht sie gegen alle Arten des Gestankes gleichgültig. Ein Bauer von meinem Landgute fieng eines Tages drei neugeworfne gemeine Wieseln in dem Aas eines Wolfes, den man bei den Hinterfüßen an einem Baum aufgehangen hatte. Der Wolf zeigte schon alle Merkmale der äußersten Fäulniß. Dadurch war aber das alte Wiesel nicht abgeschreckt worden, in seinem holen Wanste Gras, Stroh, Blätter u. s. w. zu einem Lager für die Jungen zusammen zu tragen.

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Das gemeine Wiesel ist viel kleiner, als der Haus- und Feldmarder, der Iltis und das wilde Wiesel; in Ansehung der Leibesgestalt aber allen diesen Thieren ähnlich. Es unterscheidet sich von ihnen hauptsächlich durch die Länge und Farbe des Haares. Dieser Unterschied ist am Schwanze, der nur mit sehr kurzen Haaren versehen ist, am sichtbarsten.

Die obern und hintern Theile des Körpers und der Füße haben eine hellbraune Farbe mit gelblichen, dünnen Strichen. Am ganzen Untertheil des Leibes, vom Ende des untern Kinnbackens an bis zum Schwanz, an der inwendigen und hintern Fläche der Vorderfüße, imgleichen an der innern und vordern Fläche des Schenkels

fels und Beines, herrscht überall die weisse Farbe. Die Länge des Haares mag ohngefähr 3 Linien betragen.

Es giebt gemeine Wieseln von unterschiedener Größe. Die Länge beträgt vom Ende der Schnauze bis an den Ursprung des Schwanzes, bei manchen sechs und einen halben Zoll, bei manchen sieben und einen halben. Vielleicht mag es noch kleinere, vielleicht auch noch größere geben. Viele haben daraus gemuthmaßet, es müsse zweierlei gemeine Wieseln, kleinere nämlich und von mittlerer Größe, geben. Ohnstreitig wollten sie durch diese Eintheilung das gemeine Wiesel vom Hermelin unterscheiden, welches größer ist und ebenfalls das gemeine Wiesel mit schwarzem Schwanze genennet wird, besonders im Sommer, wo es mit gemeinen Wieseln fast gleiche Farben hat. Indessen kann die Größe dieser Thiere wohl um einen Siebentheil abweichen, ohne sie darum zu Thieren von zweierlei Art zu machen. Man sieht ja in Ansehung der Größe täglich mancherlei Abänderungen bei den meisten übrigen Thieren; sogar bei Menschen aus einem Land und von einer Familie.

Aus dem Nachtheil, welchen sowohl die wilden, als gemeinen Wieseln zu stiften ver-

vermögen, läßt sich leicht urtheilen, daß man zu ihrer Vertilgung alle nöthige Vorkehrungen zu machen bemüht gewesen. Man fänget sie theils in Fallen, theils in Schleifen *), und brauchte sonst von ihnen, außer den Bälgen, das frisch aufgefangene Blut, wider die fallende Sucht, die Asche verbrannter Wiesel, das gedörrte Gehirn und die Leber ohne Galle **). Die Mexikaner bereiten sich daraus ein schmackhaftes Gerichte ***).

Seba beschreibt in seinem Thes. Vol. I. p. 77. T. 48. f. 4. noch ein kleines javanisches Wiesel, dessen Kopf im Sommer dunkelbraun, der Rücken roth, der Bauch gelb, der halbe Schwanz, aber von oben schwarz ist. Vielleicht gehört es ebenfalls hieher, weil es im Winter, gleich den nordischen, weiße Haare bekömmt ****). In Ja-

*] Die Art, wie es am füglichsten geschiehet, ist in der Onomat. Forest. *l.* c. p. 894 — 896. beschrieben. Cf. Berl. Samml. VIII. 36.
M.

**) S. Ebend. l. c. p. 896. M.

***) S. Müller *l.* c. M.

****) S. Linn. S. N. XII. p. 69. n. 10. Müller l. c. p. 275 Hallen l. c. p. 450. n. 7. Briss. Quadr. p. 178.
Viverra Javanica. Le Furet de Java.
M.

Java heißt es Koger Angan. Es vergräbt sich, wie ein Maulwurf, dem es auch nach dem Leben stellt, in die Erde. Die Jäger bedienen sich desselben statt des Frettchens, die Kaninchen aus den Löchern zu vertreiben. Der Leib ist so lang, als am gemeinen Wiesel, nur der Hals etwas kürzer.

XXIII.

Das Hermelin *).

Das gemeine Wiesel mit schwarzem Schwanze heißt im Französischen Ermine, wenn es eine weiße Farbe hat, und Roselet, wenn es roth oder gelblich aus-

*) L'Hermine. Le Roselet. Lat. Hermellanus, Animal Ermineum. Ital. Armellino. Engl. Ermine, Stoat. Schwed. Hermelin, Lekatt. Poln. Gronostay.

Mustela alba. Gesn. Hist. quadr. p. 763. Icon. anim. quadr. p. 100.

Mustela candida. s. Animal Ermineum recentiorum Raji Syn. quadr. p. 198.

Mustela armellina. Klein. Quadr, p. 63.

— hyeme alba, æstate suprà rutila, infrà alba, caudae apice nigro. Briss. Regn. anim. p. 243. A. d. V.

Müllers Linn. Natursʃ. I. 276. b. der Hermelinwiesel, der Königswiesel, weil dessen Pelze zu Ausfütterung der Mäntel großer Mona-

Hermelin. Tab. LXVII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

ausstehet. Es kömmt nicht so häufig, als das vorher beschriebene gemeine Wiesel, aber doch auch in ziemlicher Anzahl, sonderlich in alten Waldungen, bisweilen zur Winterszeit, in solchen Feldern vor, die mit einem Walde grenzen. Vom gemeinen Wiesel ist es leicht, an der dunkelschwarzen Schwanzspitze, an den weiß ein-

ge-

narchen gebraucht werden. Hallens Thiere p. 455. n. 2. Das Hermelin, weiße Wiesel, Bergwiesel [Gesn. und Leem.] Pontopp. Dän. 4to p. 162. Ebend. Norrw. II. p. 48. mit K. Leems Nachr. von den Lappen in Finnmarken, p. 119. Mus hybernus. Plin. Royse-Katt der Felsenkatze der Norrweger. Köhlers neue Reisebeschr. I. 325. Samml. der neuesten Reisebeschr. I. 191. 192. V. 220. Lepechins Reise. I. 175. Cf. Gmelins Reise, II. Th. p. 192. Tab. 23. Das Hermelin im Winterkleid. Pennants Britt. Thierg. p. 35. Tab. VII. b. Das Hermelin. Mannigfalt. II. Jahr p. 172. 188. 352. 358. und 435. c. figg. Meyers Thiere II. B. Tab. 23. 24. Ludovici Kaufm. Lex. III. 406. Mus Ermineus, Armenius, Ponticus. Mort. Northampt 412. Span Armino, Armelina. Portug. Arminho, Armelinha. Dän. Hermelin, Le Kat. Charlet. Onom. 19. n. 2. Ejusd. Exerc. p. 20. Hermellanus. The Ermin. Briss. Quadr. 8vo. p. 176. n. 2. Ermineum. l'Hermine. Aldrov. p. 309. 310. bona. Rzac. Hist. Nat. Pol. p. 235. Auctuar. p. 322. Mustela alpina, Junii. Jonst. Quadr. p. 105. Linn. S. N. XII. p. 68. n. 10. β. Mustela candida, S. Ermineum Faun. Suec. p. 7. n. 17. β. Vallm. de Bomare Vol. V. p. 418. Cours d'Hist. nat. II. 233.

M.

gefäßten und an den unten weißen Pfoten zu erkennen.

Wir haben dem, was schon kurz vorher beim gemeinen Wiesel von diesem Thier erinnert worden, und was Hr. Daubenton in seiner Beschreibung davon saget, wenig mehr beizufügen. Indessen wollen wir noch anmerken, weil das Hermelin im Winter gemeiniglich die Farbe verändert, daß auch wahrscheinlicherweise dasjenige, wovon Daubenton redet, und welches wir selbst noch im April 1758 bei uns hatten, weiß geworden seyn würde, wie es im verwichnen Jahre, da man es 1757 am 1sten März fieng, wirklich aussah, wenn es ungestört in seiner Freiheit geblieben wäre. Da es aber von der Zeit an in einem eisernen Kefich eingesperret gewesen und sich unaufhörlich an den Drathstäben, gerieben, auch überdies die ganze Strenge des Frostes nicht empfunden hat, weil es unter einem Schwibbogen, in der Nachbarschaft einer Mauer, immer gegen die Witterung geschützet blieb; so darf man sich nicht wundern, daß dies Hermelin seinen Sommerpelz nicht abgeleget. Es bleibt noch immer bei gleicher Wildheit und gleich widrigem Geruche. Außerdem kann es mit Recht als ein kleines artiges Thier,

mit

mit lebhaften Augen, feiner Gesichtsbildung und von einer Schnelligkeit in seinen Bewegungen betrachtet werden, die man kaum vermögend ist, mit seinen Augen zu verfolgen.

Man pflegt es mit Eiern und Fleisch zu nähren *); es läßt aber, vor dem Genuß, alles erst verderben, auch hat es nicht eher, als nach dreitägigem Fasten, Honig fressen wollen, und ist, so bald es davon gefressen hatte, verrecket.

Dies Thier ist mit einem kostbaren Felle bekleidet. In der ganzen Welt rühmet man das Pelzwerk von den Hermelinen. Es ist schöner und matter weiß, als die Felle der weißen Kaninchen. Mit der Zeit aber wird es gelblich und die Hermeline unserer Himmelsgegend haben sogar beständig einen leichten Anstrich von gelber Farbe.

Die Hermeline sind in ganz Norden, besonders in Rußland, Norrwegen und Lapp-

*) In der Freiheit frißt es Fische, Vögel, Eier, Mäuse, Ratten, Waldschwämme, u. s. w. Die Mäuse verzehret es bis auf die Zähne. S. Müller. *l. c.* M.

Lappland *) gemein, und in diesen Gegenden, wie anderwärts, den Sommer hindurch roth, im Winter aber weiß gefärbet. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in kleinen grauen Kaninchen und einer Art von Ratzen, die wir in der Folge beschreiben werden, und von welchen die norrwegischen und lappländischen Gegenden eine große Menge nähren.

In gemäßigten Ländern findet man wenig, und in warmen Ländern gar keine Hermeline. Das Thier auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welches Kolbe **) unter dem Namen des Hermelins anführet, dessen Fleisch er als gesund und wohlschmeckend anpreiset, ist nicht allein kein wirkliches Hermelin, sondern auch nicht einmal eine verwandte Thiergattung ***). Die cayennischen Wieseln, deren Barrere (in seiner Descr. de la France equinoxiale

*) S. Oeuvres de Regnard à Par. 1742. Tom. I. p. 178.

**) S. Descript du Cap de bonne Esper. à Amst. 1741. Part. III. Chap. VI. p. 54. Deutsch in 4to. p. 312. ꝛc.

***) Er gestehet selbst, Gesner habe es für eine Mauseart, welche in Europa wohl bekannt sey, ausgegeben. M.

xiale p. 155) *) gedenket, imgleichen die grauen Hermeline der östlichen Tartarei und des nördlichen China, wovon einige Reisende geredet **), sind ebenfalls von unsern gemeinen Wieseln und Hermelinen ganz unterschiedene Thiere.

*) Unter dem Namen Tayra, grosse Belette und p. 156. Belette de Para. M.

**) S. Hist. générale des Voy. par. Mr. l'Abbé Prevôt Tom. VI. p. 566. 603. A. d. V.

Anhang

nach Herrn Daubenton und andern.

Auf unserer 67ten Platte stellt Fig. 1 das eigentlich sogenannte Hermelin in seiner Winterkleidung vor, wo es die hellbraune und gelbliche Farbe des gemeinen Wiesels ableget, und bis an die schwarze Spitze des Schwanzes, ganz weiß erscheinet; Fig. 2 der 67ten Platte das gemeine Wiesel mit schwarzem Schwanz oder das Hermelin in der Sommerkleidung, in welcher es vom eigentlichen gemeinen Wiesel sich blos durch die mehrere Größe, durch den längern, an der Spitze schwarzen und stärker behaarten Schwanz, durch die weiß eingefaßten Ohren und weiße Zehen an allen vier Füßen, unterscheidet.

Die Landleute, welchen diese periodische Veränderung der Farben am Hermelin unbekannt ist, halten sie deshalb für unterschiedene Thiere. Gesner gedenkt schon dieser Abänderung der Farbe in der Beschreibung des auf den Schweizergebirgen befindlichen Hermelines. Man findet offenbar diese Veränderung an einigen, die auf dem Kopf, auf dem Rücken und an andern Theilen des Leibes, wo die weissen Haare, wenn diese Veränderung geschieht, mit braunen untermenget sind, theils braun, theils weiß auszusehen pflegen.

Das Hermelin ist etwas größer, als das gemeine Wiesel, aber viel kleiner, als das wilde Wiesel, der Iltis, der Haus- und Feldmarder. Sie haben sämtlich einerlei Gestalt, ob sie gleich in Ansehung der Farben und Länge des Haares von einander sich auszeichnen. Auf dem Leibe ist das Hermelinhaar ohngefähr einen halben Zoll, am Ende des Schwanzes drei Zolle lang. Bei genauer Vergleichung aller vorherbenannten Thiere findet sich beim Hermelin mehr Aehnlichkeit mit dem gemeinen Wiesel, als mit allen vier übrigen; das wilde Wiesel gleicht hingegen dem Iltis, der Hausmarder aber dem Feldmarder mehr, als einem von den andern.

In Lappland, sonderlich in Finnmarken, giebt es auch Hermeline mit weißen Schwänzen, die bei den Lappen Seibush, in Schweden aber und Norrwegen Suö mus und Sne Myser heißen. Sie sind kleiner, als das Hermelin, und scheinen daher mehr zur Gattung der gemeinen Wieseln zu gehören, da sie zumal am Schwanz nur sehr einzelne Spuren eines hin und wieder stehenden schwarzen Haares zeigen. In Schweden werden sie Schneewiesel oder Schneemaus genennet *).

Von den norrwegischen Hermelinen erzählet Pontoppidan l. c. p. 49. Man sehe bei stillem Wetter das Hermelin vom Seeufer hinaus auf die Inseln schwimmen, wo sich immer ein großer Vorrath von Eiern der Wasservögel befindet. Wenn es auf einer solchen Insel Junge setzet, soll es dieselben, wie man will gesehen haben, auf einem Holzspan hinüber ans Land schwemmen und mit seiner Schnau-

ze

*) S. Müller l. c. p. 276. n. 11. Der Schneewiesel *Linn.* S. N. XII. p. 69. n. 11. *Viverra nivalis, pedibus fissis, corpore albo, caudæ apice vix pilis ullis nigris. Ejusd. Faun.* p. 7. n. 18. Leems Lappen, p. 119. Mannigf. II. 358.

ze den Span von Zeit zu Zeit anstoßen, damit er desto besser fortkommen möge. Das nordische Hermelin hält auch seine Farbe am besten, und wird nicht so leicht gelblicht, als das moskovitische, daher es auch in Petersburg selbst gesucht und gut bezahlet wird. (S. Ebend.)

So klein diese Thiere übrigens zu seyn pflegen, so haben sie doch, nach Pontoppidans Bericht, schon manches Elenn und manchen Bär getödtet. Was hier die Stärke nicht vermag, das bringt die List zu Stande. Wenn also diese großen Thiere schlafen, springt ihnen das Hermelin ins Ohr und beißet sich so fest mit seinen Zähnen ein, daß es gar nicht abfallen kann. Der Bär oder das Elenn fangen hierauf an, zu laufen, zu schreien, zuletzt aber, ganz abgemattet, ihr Leben durch einen Sprung von einem Felsen zu endigen. Auf gleiche Weise soll dies Thierchen auch mit schlafenden Adlern und großen Auerhänen verfahren *).

Die Lappen fangen die Hermelinen in einer Falle, die aus einem gespaltnen bir-

*) S. Pontopp. Norrw. II. p. 50. Mannigf. II p. 172. 188. 359. not. ** und 435. Stralſ. Mag. 1. B. 5. St. 4. Abh.

kenen Klotze bestehet, wovon das eine Stück durch einen Stiel aufgestellet wird und auf das Thierchen, wenn es der Lockspeise nachgeht, und in die Oefnung der Falle hineinkriechet, herabfällt und selbiges zerschläget. Die Maschine steht einen Fuß hoch über der Erde, damit nicht auch Waldmäuse *) hinein kriechen. Vor der Falle liegt ein Klotz von eben der Höhe, worauf das Wiesel kriechet, wenn es den Köder gewahr wird. Wenn das Thier gefangen ist, läßt es aus Angst seinen Harn, welcher dem weißen Balg ein gelbliches Ansehen giebet **).

In Norrwegen schießt man das Hermelin mit platten Pfeilen oder fängt es in der Falle, auch zwischen zween flachen Steinen, wovon der eine mit einem kleinen Hölzchen so aufgestellet wird, daß es gleich niederfällt, wenn das Hermelin den an einen Drath gebundnen Köder berühret ***).

In Kamtschatka, wo diese Thiere gleichfalls häufig vorkommen ****), giebt sich kein Mensch

*) Mus sylvaticus. Linn. XII. p. 84. n. 17.
**) S. Leems Lappen ꝛc. p. 120.
***) S. Pontopp. l. c.
****) S. Krascheninnikows Beschreib. v. Kamtschatka, p. 119.

Mensch die Mühe, weder auf größere und kleinere Hermeline oder weiße Wieseln, noch auf Murmelthiere zu jagen, wenn sie nicht von ohngefähr in den Wurf kommen. Man kann daher das Hermelin auch nicht füglich unter das gewöhnliche kamtschadalische Pelzwerk rechnen *).

Herr D. Lepechin **) erzählt von dem russischen Hermelin und Schneewiesel, daß beide kleine Thiere von der Natur mit einem besondern grimmigen Muth und vorzüglicher Behendigkeit begabet sind, und folglich mit Recht unter die Raubthiere gezählet werden. Er und seine Gesellschaft hatten einige derselben in eisernen Käfichen, wobei sie folgendes an ihnen bemerkten:

Den ganzen Tag über sind sie ruhig, und thun sich etwas mit Schlafen zu Gute. So bald aber der Abend, als die gewöhnliche Zeit ihrer erwachenden Raublust, anbricht, versuchen sie auf alle mögliche Art aus dem Kerker herauszubrechen, und beißen so heftig darauf los, daß dadurch in kurzer Zeit ein dickes Holz kann

*] S. Mannigf. *l. c.* p. 360.

**) In seinem Tagebuch der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, I. B. p. 175. ꝛc.

durchnaget werden. Vermöge ihrer natürlichen Gefräßigkeit verschlingen sie weit mehr in einem Tage, als ihr ganzer Körper beträget. Das Hermelin ist wilder und grimmiger, als das Wiesel; es läßt sich niemals zähmen, wenn es auch noch so lange gefüttert wird. Sein Futter zerreißt es in kleine Stücken, und wenn es gereizt wird, pflegt es den reizenden Gegenstand mit Ungestüm anzufallen, und mit funkelnden, blutigen Augen, wie ein Sperling, zu zischen und zu zwitschern.

Ihr Heißhunger zeigt sich am stärksten, wenn man sie in eine mausereiche Darrscheuer einsperret. Wenn tausend Mäuse vorhanden wären, so lassen sie nicht eine derselben am Leben, sondern beißen, ohne Barmherzigkeit, alles todt, was ihnen vorkömmt. Aus diesem Grunde tödten auch die Bauern weder Hermeline, noch Wieseln, die sich bei den Getreideschobern und Kornspeichern aufhalten. Der Muth und die Behendigkeit der Hermeline ist so groß, daß ein solches Thierchen sich nicht scheuet, auch die größten Ratzen in ihrer Höle anzufallen.

Die Absicht, warum diese Thiere die Farbe der Haare nach den Jahreszeiten verändern und im Sommer auf dem Rücken

cken dunkelrothbraun, im Winter aber ganz weiß aussehen, glaubt Hr. D. Lepechin darin zu finden, weil im Sommer die weisse Farbe sie unter dem Grünen, im Winter aber, die rothbraune sie auf dem Schnee den Jägern leicht in die Hände liefern könnte. Auf die Erklärung der Ursache dieser Veränderung hat er sich nicht einlassen wollen; Hr. Prof. Gmelin *), aber leitet sie theils von dem Nahrungsmangel her, welcher im Winter einigen Thieren begegnet, oder von innerer Schwächung, theils auch von gehemmter Ausdünstung, gehäufter innerer Feuchtigkeit und deren Einfluß auf Haar und Gefieder. Merkwürdig ist noch die Bemerkung des Herrn D. Lepechin, daß mitten im härtesten Winter die weißen Hermeline ihre Farbe verändern, wenn sie die Stubenwärme genießen.

Der Balg dieser Thiere, weil er von sehr feinem und kurzem Haar ist, giebt ein bekanntes ungemein kostbares Pelzwerk, das hauptsächlich zu Röcken und Amtsgewanden großer weltlicher und geistlicher Herren, reicher oder vornehmen Damen, zu Mützen, Muffen, Verbrämungen u. s. w.

*) S. des Herr Prof. Sam. Gottl. Gmelins Reise durch Rußland. I. Th. S. 39.

gebrauchet wird. Am kostbarsten sind allerdings die Stücken Pelz, die aus lauter Hermelinschwänzchen bestehen. Wegen des allzu hohen Preises aber pflegen die Kürschner, um diese Kostbarkeit nachzuahmen und um die Weiße dieses vortreflichen Pelzwerkes zu erheben, kleine schwarze, glänzende Flecke von lombardischen Lammsfellen, darauf zu heften und solches damit gleichsam zu besäen. Die Bälge kommen häufig aus Moskau, und werden, von dort aus, an europäische und asiatische Nazionen verkauft und vertauschet. In Europa treiben die Holländer und Engelländer mit ihnen den stärksten Handel *).

*) S. Ludovici l. cit. p. 407.

Das Eichhorn. Tab. LXVIII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV T.

XXIV.

Das Eichhörnchen *).

Das Eichhorn ist ein kleines niedliches, nur halb wildes und wegen seiner Artigkeit, Gelehrigkeit und ganz unschuldigen Lebensart der Schonung würdiges

*) L'Ecureuil. Gr. und Lat. Sciurus. Ital. Chirivolo, Schirivolo, Schirato, Schiratole. Span. Harda, Ardilla, Esquilo. Deutsch. Eichhorn, Eichhermelin. Engl. Squirel. Schwed. Ikorn, Graskin. Poln. Vyervijorka Alt Franz. Escurieu, Escuriau.

Sciurus. Gesn. Hist. quadr. p. 845. Icon. quadr. p. 110.
— vulgaris Raj. Syn. anim. quadr. p. 214.
— palmis solis saliens Linn.
— vulgaris rubioundus. Mus ponticus Klein. quadr. p. 53.
— rufus, quandoque griseo admixto. s. vulgaris Briss. Regn. anim. p. 150.

A. D. B.

Das gemeine Eichhorn. Müllers Linn. Naturs. I. 355. n. 1. Holl. Eckhoorn. Inkhoorn. Vrokas, quandam vel Spiriosus item Scurulus.

ges Thierchen; weder fleischfräßig, noch schädlich, ob sichs wohl bisweilen an Vögeln vergreifet. Obst, Mandeln, Haselnüsse, Bucheckern und Eicheln sind seine gewöhnlichste Nahrung. Reinlich, munter, lebhaft, ungemein wachsam, aufgeweckt und geschäftig zu seyn, gehört unter seine bekanntesten Eigenschaften. Es ist mit funkelnden Augen, feinen Gesichtszügen, einem nervichten Körper, und sehr wohlgebauten Gliedmaßen begabet. Das reizende

lus. Gr. σκιουρος. Beckm. Naturgesch. p. 20. Hallens Thiere p. 415. n. 1. D. Merkleins Thierr. p. 24. Pennants Britt. Thierg. p. 39. Tab. VIII. a. Portug. Ciuro. Dän. Ekorn. Norrweg. Egerne. Es wird im Griech. auch Καμψιερος (Schwanzbeuger) genennet, weil es im Sitzen den Schwanz über dem Rücken in die Höhe leget. Meyers illum. Thiere, I B. Tab. 97. p. 56. Ridingers Entw. einiger Thiere V Th. Tab. 88. Ebend. Jagdbare Thiere Tab. 20. Valent. Mus. II. p. 153. Leipz. Wochenblatt für Kinder. II B. p. 9. &c. Berliner Samml. II B. p. 591 — 598. Pontopp. Dänem. 4to. *p.* 162. Ebend. Norrw. II. p. 47. Onom. Forest. I. p. 544. Springfuß. Döbel. *l.* c. p. 32. Krameri Austr. p. 314. Eichkatzl. Schwenkf. Quadr. *p.* 121. Loniceri Kräuter- und Thierbuch p. 616. cap. 47. Klein. Sciurus l. c. ἀ σκια und Ουρα nach dem Oppian, Sciurus vulgaris, auricu-

de seiner Figur erhält noch einen besondern Schmuck, und vorzügliches Ansehen durch den schönen Schwanz, den es, in Form eines Federbusches, bis über den Kopf zu schlagen vermögend ist. Unter diesem Schwanze sitzt es gleichsam in seinem eigenen Schatten. Unter dem Bauch ist es mit nicht minder merkwürdigen Theilen versehen, die eine besondere Tüchtigkeit zum Geschäfte der Zeugung ankündigen.

Das Eichhörnchen zeigt sich viel seltner in der wahren Gestalt vierfüßiger Thiere, als andere. Gemeiniglich sitzt es aufgerichtet, und bedienet sich der Vorderpfoten, wie zwoer Hände, seine Speisen damit ins Maul zu bringen. An statt sich in der Erde zu verbergen, pflegt es vielmehr beständig sich in freier Luft aufzuhalten, und blos, durch sei-

lis apice barbatis, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis. Linn. S. N. XII. p. 86 n. 1. Fauna Succ. p. 13. n. 37. Sciurus palmis solis saliens. Ej. S. N. VI. p. 9, n. 1. Sciurus Jonst. Tab. 66. Aldrov. Quadr. 398. Von Zerglied. der Eichhörnchen. S. Ephem. Nat. Cur. Cent. 10. app. 449.

Sciurus vulgaris. L'Ecureuil. Briss. Quadr. 8vo. p. 104. Charlet. Exercit. p. 24. Ejusd. Onom. p. 21. n. 1. Rzac. Hist. nat. Pol. p. 224. Ejusd. Auctuar. p. 320. Deutsch. Aichhorn. Eichhermelin. Ecureuil vulgaire. v. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat. Tom. IV. p. 186. Cours d'Hist. Nat. II. p. 235. M.

seine hurtige Leichtigkeit bisweilen einen Vogel zu erhaschen, weil es, gleich den Vögeln, auf den Gipfeln der Bäume wohnet, die Wälder durch lauter Sprünge von einem Baume zum andern durchstreichet, auch sogar sein Lager auf Bäumen bereitet. Hier pflückt es Kernen und Früchte, stillet seinen Durst mit dem Thau, und steiget nicht leicht eher zur Erde herab, als wenn die Bäume durch einen Sturmwind heftig erschüttert werden.

In Feldern, offenen, freien Gegenden, und auf dem platten Lande wird man gewiß nie ein solches Thierchen antreffen. Es hütet sich äußerst vor allen bewohnten Plätzen, bleibt nicht einmal in Gebüschen, sondern lebet blos in hohen Wäldern, auf alten, wohl bewipfelten Bäumen. Das Wasser vermeidet es noch viel sorgfältiger, als die Erde und man erzählet *), wenn es über ein Wasser setzen muß, daß es dann

*) Amnes tranaturus, cortice conscenso, cauda pro velo utitur. — Rei veritate nititur, quod Gesnerus ex Vincentio Beluacensi & Olao magno refert. Sciuros, quando aquam transiere cupiunt, lignum levissimum aquæ imponere, eique insidentes et cauda, non tamen ut vult, erecta, sed continuo mota, velificantes, neque flante vento, sed tranquillo æquore, trans-

dann einer Baumrinde sich, statt eines Schiffes, und seines Schwanzes, als der Segel und des Steuerruders, bediene.

Das Eichhörnchen pflegt im Winter nicht, wie das Murmelthier, zu erstarren, sondern zu allen Zeiten munter zu seyn und, sobald man den Stamm des Baums, auf welchem es ruhet, nur ein wenig erschütter, aus dem kleinen Lager aufzuspringen, auf einen andern Baum zu fliehen und sich da hinter einem belaubten Aste zu verbergen. Den Sommer über suchet es Haselnüsse zusammen und füllet mit selbigen die Stämme und Hölen eines alten Baumes. Im Winter gereicht ihm dieser Vorrath alsdann zu einem nöthigen Auskommen. Doch weiß es auch dergleichen Früchte geschickt unter dem Schnee vorzuscharren.

Die

transvehi, quod fide dignus fidusque meus Emissarius ad Insulas Gothlandiæ plus simplici vice observavit, & cum spoliis in litoribus ibidem collectis redux, mirabundus mihi retulit. v. Diss. nostra de Sciuro volante in Transact. Anglic. No. 427. p. 38. Klein. l. c. p. 53.

A. D. W.

Man lese hierüber auch Pontopp. Norrw. II B. p. 47. Linn. Gothl. Reise p. 239. Berl. Samml. II, p. 593.

M.

Die Stimme des Eichhörnchens ist hell-tönend und viel durchdringender, als die Stimme des Hausmarders. Ausserdem pflegt ein zum Zorn gereisites Eichhörnchen auch mit verschloßner Schnauze ein dumpfiges Murmeln und mißvergnügtes Knurren hörren zu lassen. Zum ordentlichen Gehen ist es allzu leicht gebaut. Gemeiniglich thut es kleine Sprünge, die oft mit grossen Sätzen abwechseln. Es hat so spitzige Klauen und ein Vermögen, so hurtige Wendungen zu machen, daß es in einem Augenblick, ohne die geringste Schwierigkeit auch die glattrindigste Büche besteiget.

In schönen Sommernächten höret man die Eichhörnchen schreien, wenn sie, eines nach dem andern auf die Bäume klettern. Die Sonnenhitze scheint ihnen beschwerlich zü seyn. Sie bleiben also den Tag über in ihrem schattichten Lager und verlassen dieses nur zur Nachtzeit oder des Abends, um dann ihre Ubungen, Spiele, Paarung und Sättigung gehörig abzuwarten. Ihr Lager ist reinlich, warm und für den Regen gesichert. Sie machen es gemeiniglich über der Spaltung eines Baumes. Anfänglich tragen sie Reisig zusammen, um solches mit Moos zu durchflechten, dann drücken sie es zusammen, treten es fest

und

und bereiten sich ein so geräumiges, dauerhaftes Lager, daß ihre Jungen mit ihnen bequem und sicher in selbigem leben können *). Sie lassen blos oben eine gerade, schmale Oeffnung, die kaum weit genug ist, bequem hinein zu kriechen. Uiber diesen Eingang befindet sich eine Art von kegelförmigem Deckel, der alles bedecket, auch den an den Seiten ablaufenden Regen hindert, hindurch zu dringen.

Der gewöhnliche Satz der Eichhörnchen, besteht in drei oder vier Jungen. Ihre Vermischung geschieht im Frühjahr **), im Mai oder im Anfange des Junii pflegen sie dann ihre Jungen zu setzen. Sie verändern ihr Haar gegen Ende des Winters. Ihr neues Haar ist röther, als das abfallende. Sie kämmen und putzen sich mit ihren Pfoten und Zähnen, sind ungemein rein-

*) Bisweilen hecken sie auch in holen Bäumen und wilden Taubennestern. Onom. Forest. I. 545. M.

**) Im März oder April. Sie gehen hierauf einen Monat dicke S. Döbel l. c. Die Jungen kommen ganz blind auf die Welt und werden von den Alten drei bis vier Wochen lang gesäuget. Gegen Michaelis gelangen sie zu ihrer vollständigen Grösse. Onom. Forest. l. c. M.

reinlich, ohne durch einen übeln Geruch lästig zu werden. Ihr Fleisch ist recht wohl zu essen. Aus den Schwanzhaaren verfertigt man Pinsel, ihr Fell ist aber zum Pelzwerk nicht wohl zu brauchen.

Es giebt viel verwandte Eichhornarten; die Gattung selbst aber ist wenig Veränderungen unterworfen. Einige sind aschgrau, die andern haben sämtlich eine rothe Farbe. Die kleinen grauen bleiben stets grau und machen eine besondere Gattung *). Ohne hier des fliegenden Eichhorns, als einer ganz eignen Art **), besonders zu gedenken, machen das blonde Eichhorn von Kambaia ***), das überaus klein und mit einem Schwanze, wie das europäische Eichhorn trägt, versehen ist, das ma-

*) Das kleine Grauwerk. Petit-gris. S. v. Buffon 4to. V. II. p. 68 &c. Linn. XII. p. 86. n. 3. M.

**) Linn. XII, 88 n. 10. v. Buffon 4to. II B, 2 Th. p. 56. Berl. Samml. III. 422. M.

***) S. Voy. de Pietro della Valle. Rouen 1745. T. VI. p. 368.

madagaskarische*), welches daselbst Tsit-schi heißet, grau, und nach Flakkurts Aussage, weder schön ist, noch sich füglich zähmen läßt, das weiße siamische**), das graue gesprenkelte bengalische***), das gestreifte von Kanada a), das schwarze b), das große graue virginische c), das weißgestreifte von Neuspanien d), das weiße siberische e), das schäckichte oder Mus ponticus, das kleine amerikanische f), das bra-

*) S. Voy. de Flaccourt. Par. 1661. p. 164.

**) S. Second Voyage du P. Tachart. Par. 1689. p. 249.

***) S. Recueil des Voyages de la Compagnie des Indes de Hollande Amst. 1711. Tom. VII.

a) S. Voy. de Sagard Theodat. Par 1632 p. 305. 306. v. Buffon 4to. V. II. p. 56. not. 2. Berl. Samml. l. c. 605.

b) S. Hist. nat. de le Caroline par Catesby Lond. 1743 Tom. II. p. 73. v. Buffon. V. II. 71. Berl. Samml. II. 598. Sciurus niger Linn. 86. n. 2.

c) S. Ibid. p. 76. v. Buffon V. II. 68. Berl. S. l. c. p. 600.

d) S. Alb. Sebæ Mus. Vol. I. p. 76. T. 47. f. 2. 3. Berl. Samml. II. 609.

e) S. Briss. Regn. anim. p. 151. v. Buffon. V. II. 70. Berl. Samml. l. c. p. 600.

f) Berl. Samml. l. c. p. 599.

brasilianische, das barbarische *), die Palmratze **) u. s. w. eben so viel unterschiedene, besondre Gattungsarten.

*) v. Buffon V. II. 74. Berl. S. l. c. p. 605. Linn. 87. n. 6.

**) v. Buffon V. II. 74. Berl. Samml. l. c. 608. Bankrofts Guiana. p. 85.

Anhang
zur Geschichte der Eichhörnchen.
Nach Herrn Daubenton und andern.

Das Eichhörnchen ist mit einem an den Seiten platten und sehr dicken Kopf, einer hervorstehenden Nase, auch schräg unter- und rückwärts gehenden Oberlefze und sehr kurzen Unterlefze versehen. Die Augen sind groß, rund, schwarz, aus dem Kopf hervorstehend und liegen im Obertheil der Seiten des Kopfes etwas näher bei den Ohren, als bei der Nase. Die Stirn ist flach, der hintere Theil des Kopfscheitels etwas erhaben; die Ohren stehen an jeder Seite des Kopfes. Sie haben zwar nur eine mittelmäßige Größe, werden aber am Ende derselben durch einen Haarbüschel, dem Scheine nach, merklich verlängert. Dies Haar steht, wie die Ohren selbst, in die Höhe, und ist ein wenig

rückwärts gekrümmet. Seine Länge mag ohngefähr anderthalb Zolle betragen. Der Hals kann, seiner besondern Kürze wegen, vom Kopf und Schultern kaum unterschieden werden *). Der Leib scheint etwas zu dick zu seyn, im Verhältniß mit seiner Länge. Der Rücken beschreibet gemeiniglich einen Bogen. Der Schwanz ist lang und zotticht. Die längsten Haare stehen, in Form eines Federbusches, an den Seiten. Das Eichhorn pflegt seinen Schwanz gemeiniglich über den Rücken zu legen, bisweilen aber auch vorwärts über seinen Leib zu schlagen. Es hat keine lange Schenkel, aber große Füsse und dicke Zehen. Mit seiner Ferse berührt es die Erde. Hieraus entstehet bei diesem Thier die besondere Fertigkeit, sich auf die Hinterfüsse zu stellen und in dieser Stellung allerlei Bewegungen machen zu können.

Die Farben dieser Thierart sind sich nicht immer ähnlich. Doch pflegen die meisten gemeinen Eichhörnchen oben roth oder bräunlich,

*) Man hat auch vom Eichhörnchen angemerket, daß es eine sehr enge Kehle hat, vermuthlich damit es im Herabspringen von den Bäumen seine Nahrung nicht so leicht wieder von sich geben müsse. Pennant l. c.
M.

lich, unterwärts aber weiß zu seyn. Die längsten Haare des Leibes haben etwan einen Zoll, die Haare des Schwanzes mehr als zween Zoll, die schwarze Barthaare zween und einen halben Zoll in der Länge. Unter dem Auge und über dessen vorderem Winkel, stehen auch einige Haare von eben so schwarzer Farbe.

Der von Fleisch entblößte Kopf eines Eichhörnchens gleicht mehr dem Kopf eines Hasens und Kaninchens, als der andern bisher beschriebenen Thiere. An beiden Kinnbacken hat es einen zahnlosen Raum zwischen den Backen- nnd Schneidezähnen. Die Hundszähne fehlen ihm gänzlich. Der untere Kinnbacken ist merklich kürzer, als der obere. Am Ende beider Kinnbacken befinden sich zween an der Spitze scharfe Schneidezähne. Die untern sind wohl zweimal so lang, als die obern. Die vordere Fläche dieser 4 Zähne hat eine Pommeranzenfarbe, die auf den Zähnen des Oberkinnbackens dunkler, als an den untern erscheinet. Auf jeder Seite der Kinnbacken stehen vier große Bakkenzähne, und an jeder Seite des obern Kinnbackens vor dem ersten Backzahn ein sehr kleiner, welches zusammen zwei und zwanzig Zähne ausmacht. (S. Daubenton.)

Ihrer außerordentlichen Hurtigkeit wegen ist es schwer, sie zu fangen. In Norrwegen schießet man sie mit platten Pfeilen, oder fängt sie auch wohl in Fallen und Schlingen. Man stellet nämlich in einer schrägen Richtung eine Stange gegen den Baum, an welchem es hinauf klettert. Von der am obersten Ende des Baumes aufgestellten Schlinge, worin entweder ein Vogelkopf oder ein anderer Köder hänget, pflegt es nicht leicht etwas zu fürchten und sich also freiwillig in eine ganz unvermuthete Sklaverei zu begeben *). Einige haben auch kleine Hunde zum Eichhornfang abgerichtet. Am gewöhnlichsten ist es bei uns, diese Thiere zu schießen und zu streifen, zumal da sie wirklich in Wäldern manchen Schaden anrichten, den im Herbst ausgestreuten Roth- und Weißbüchensamen wegfressen, die Eicheln ausscharren und wegtragen, auch die Samenzapfen verwüsten. Daher die Verminderung dieser kleinen Feinde der Forste von Hr. Beckmann im I. Th. seiner Forstwissensch. für nothwendig erachtet wird, wenn man Fichten- und Tannenwälder in gutem Stande zu erhalten gedenket.

Wenn

*) S. Pontopp. Norrw. l. c. p. 47.

Wenn man sie fleißig wegschießet, so kann alsdann ihre Balg nicht allein, sondern auch ihr Fleisch für die Küche genutzet werden, weil es viele mit gutem Appetit verzehren. Hr. Döbel versichert, ihr Wildprett wäre noch süsser, als das Fleisch der Kaninchen. Einige haben die Eichhörnchen sogar neben den Hasen zu dem edlen Rothwildprett, nur mit dem Unterschiede geordnet, daß sie zur niedern Jagd gehören *). Die schwarzen werden im Geschmack allen übrigen vorgezogen **).

Unter die Feinde der Eichhörnchen gehören besonders die Marder. Pfirschen- und Abrikosenkernen werden bei diesen Thieren ebenfalls für ein tödtliches Gift gehalten ***).

Die hauptsächlichste Verschiedenheit unter den Eichhörnchen bestehet in ihrer Farbe. Bevor sie das erste Lebensjahr vollendet haben, pflegen sie mehrentheils schwarz zu seyn, hernach roth und im Alter grau

*) Man lese hiervon die Onom. Forest. l. c. p. 547. M.

**) S. Berl. Samml. p. 593.

***) Onom. Forest. l. c. p. 548.

zu werden. Im Königreich Preußen erscheinen sie allemal den Sommer hindurch roth, im Winter grau bekleidet. In Polen und Sibirien giebt es weiße und goldgelbgesprengte, in Podolien schäckichte, die sich fast immer in Hölen aufhalten, in Dänemark braune und schwarze, worunter die letzten am seltsamsten sind *), in Schweden solche, die weiße Füsse und einen weißen Schwanz haben **). Von indianischen Eichhörnchen hat Nierenberg allein sechs unterschiedene Arten angezeigt und beschrieben ***). Die vollständigste Geschichte der ganzen Gattung haben wir bis jetzo in den Berl. Samml. II B. von S. 591 bis 615, und III B. S. 442 ꝛc. gefunden.

Ein sehr feines Gefühl ersetzt bei diesen Thieren die Stelle des Wetterglases. Sie können, wie man erzählet, in der Luft bevorstehende Veränderungen eine ganze Weile vorher empfinden. Aufmerksame Beobachter der thierischen Oekonomie versichern, daß die Eichhörnchen, so bald ihnen ihr Gefühl ein stürmisches Wetter ankündiget, sich in ihre Hölen begeben, und sie an dem

*) S. Pontopp. Dän. p. 162.
**) S. Müller l. c. p. 356.
***) S. D. Merkl. l. c. p. 24. ꝛc.

dem Orte, wo der Wind herkömmt, besonders verwahren, an einem andern aber öfnen, um sich frische Luft und einen gesunden Aufenthalt zu verschaffen *).

Um ihrer poßierlichen Lebensart willen pflegt man sie zum Vergnügen in Stuben an Ketten von Drathe zu halten. Sie nehmen dann aus unsern Händen begierig alle Nüsse, Kernen, Früchte u. s. w. an und schälen, mit ihren scharfen Zähnen, das Obst so artig, als ob es mit einem Messer geschähe. Den scheinbaren Beweis ihrer Eitelkeit, ihr beständiges Lecken und Putzen sieht man oft mit wirklicher Verwunderung. Schade daß ihr Harn, wenn man diese lustige Thierchen in Stuben halten will, so übel riechet und sie, durch ein verderbliches Spielwerk, so gern das Blei oder die Ramen der Fenster zernagen.

Das Lächerliche des ehemaligen medizinischen Gebrauchs des Schmalzes und Gehirns der Eichhörnchen lese man in D. Merkl. Thierr. p. 27 und in Jonst. Quadr. p. 763.

*) S. Berl. Samml. II. 596.

XXV.

Die Ratte. *)

Wenn man stuffenweise vom Großen zum Kleinen, und vom Starken zum Schwachen fortgehet; so wird es klar, daß der Urheber der Natur alles zu erse-
tzen

*) Franz. Le Rat. Griech. Μύς. Lat. Mus major, Rattus. Ital. Ratto di casa, (Sorcio.) Span. Raton (Rata.) Deutsch. Ratz. Engl. The common Rat. Ratte. Schwed. Rotta (Dän. Rotte.) Pohln. Sczurcz. (Holl. Rott. Müll.)

Mus domesticus major s. Rattus. Gesn. Hist. quadr. p. 731. Ejusd. Jcon. anim. p. 114. Raj. Syn. quadr. 217. Klein. Quadr. p. 57.

Mus cauda longa subnuda, corpore fusco cinerascente Linn.

— cauda longissima obscurè cinereus, Rattus. Briss. Regn. anim. p. 168. A. d. V.

Die

die Ratte. Tab. LXIX.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

ten gewußt, und blos auf die Erhaltung jeder Gattung aufmerksam gewesen; daß es ihm deshalb nöthig schien, in allen einzelnen Dingen einen Uiberfluß hervorzubrin-

Die große Hausmaus, Ratte.. Mus cristrinarius. ὕραξ, domesticus, major. Rattus, Hallens Thiere p. 427. die Ratze. Bekm. Naturg. p. 22. die Hausratze. Müllers Linn. Naturs. I. p. 347. Pennants Britt. Thierg. p. 41. Meyers illum. Thiere. II B. Tab. 83. p. 23. D. Merkl. Thierr. p. 122. Pontopp. Dän. 4to. p. 162. Krascheninnikows Kamtschatka 126. Geoffroy Mat. med. VIII. p. 187. Die Ratte. Sorex Rattus vulgò dictus, Mus domesticus grandior, Rattus terrestris, domesticus s. vulgaris. Mus major offic. Dalech. Pharm. 446. Mus major s. Sorex Mem. Pin. 167. Mus major, Rattus. Schrœderi 303. Loniceri c. 58. p. 622. Glis. Ratte, Charlet. Exerc. p. 25. Ejusd. Onomast. p. 22. n. XXII. 1. Sorex domesticus. The House Rat. Mus domest. major. Glis veterum. Rattus vulgò terrestris. Schwenckf. Quadr. p. 115. Aldrov. Digit. 417. Jonst. Quadr. 155. T. 66. Mus Rattus, cauda elongata subnuda, corpore fusco-cinerascente, palmis tetradactylis cum unguiculo pollicari, plantis pentadactylis. Linn. S. N. XII. p. 83. n. 12. Ejusd. Faun. Suec. p. 12. no. 33. Mus Rattus. Le Rat. Briss. Quadr. 8vo. p. 118 n. 1. Sloane Nat. History of Jam. II. p. 330. Guabiru Brasiliensibus. Marcgr. Hist. Brasil. p. 229. Portug. Rato di Casa. Ital. Pantegana, Surcio. Valentini theatr. Zootom. p. 187. Vallm. de Bomare Dict. IX. p. 473. n. 1. Cours d'Hist. Nat. II p. 239. M.

bringen, um so die Natur in allen Geschöpfen, die nur klein gebildet, mit wenigen Kräften, Waffen und Muth ausgerüstet worden, desto gewisser durch die große Menge zu erhalten. Er wollte nicht allein, daß diesen untern Gattungen ihre große Anzahl Vertheidigung und sichere Dauer gewähren sollte, sondern er scheinet so gar eine jede mit Zusätzen dadurch bereichert zu haben, daß er die Zwischengattungen vermehrte.

Die Ratze, die Maus, die große und kleine Feldmaus, die Wassermaus, das Murmelthier, die Haselmaus, der Muskardin, die Spitzmaus und noch viel andere, deren ich, weil sie unbekannt in unsern Ländern sind, hier nicht gedenke, machen so viel besondre, aber von einander so wenig unterschiedene Gattungen aus, daß immer eine die andere gewissermaßen ergänzen könnte, und man das Leere, wenn eine Zwischengattung ausgehen sollte, in diesem Geschlechte kaum bemerken würde. Durch die große Zahl ähnlicher Gattungen ist bei den Naturforschern der Begriff der Geschlechter (Generum) entstanden, welcher zwar so lange Statt findet, als man die Gegenstände allgemein betrachtet, aber auch sogleich wieder verschwindet, als man

sich

sich bemühet, ihn auf wirkliche Dinge anzuwenden, oder die Natur in einzelnen Gegenständen zu untersuchen.

Die Menschen machten den Anfang damit, solchen Dingen, welche sie deutlich von einander unterschieden fanden, auch verschiedene, zugleich aber allen einander ziemlich ähnlich scheinenden Dingen, allgemeine Namen beizulegen. Bei noch rohen, ungesitteten Völkern, und in allen erst erfundenen Sprachen, findet man fast lauter allgemeine Benennungen oder unbestimmte, ungeschickte Ausdrücke von Dingen, welche zwar zu einerlei Ordnung gehören, aber doch untereinander merklich verschieden sind. Eichen, Linden, Tannen, Taxbäume, Fichten, werden anfänglich keinen andern, als den allgemeinen Namen eines Baumes erhalten haben. In der Folge bekamen vermuthlich die Eiche, Büche und Linde die Benennung des Eichbaumes, um sie von der Tanne, Fichte und vom Taxbaum zu unterscheiden, die man vielleicht alle drei durch das Wort Tannen bezeichnete. Die besondere Namen sind erst nach angestellter Vergleichung und umständlichern Untersuchung einer jeden Art von Dingen, aufgekommen. Die Anzahl dieser Benennungen ward immer größer, je mehr man

die Natur erforschte, je näher man sie kennen lernte. Je weiter man in Untersuchung derselben und in Vergleichung ihrer Produkte gehen wird, desto stärker werden sich die eigentliche Namen, und besondre Benennungen vermehren. Wenn man uns demnach heut zu Tage die Natur unter allgemeinen Benennungen, oder geschlechterweise darstellet, so weiset man uns gleichsam wieder auf das A B C der Kenntniß zurück, und verurtheilet uns noch einmal zur Finsterniß der Kindheit des menschlichen Geschlechtes *). Die Unwissenheit er-

*) Entweder kann ich hier den wahren Sinn des Herrn Verfassers nicht genugsam einsehen, oder er will durchaus die Absichten der Methodisten nicht begreifen und sich, mit so wenigem Grund, als er auch immer dazu haben kann, im ganzen Werk als einen geschwornen Feind aller Methode bezeigen. In der That mag er selbst von seiner Einrichtung denken, was ihm beliebet; so wird sie doch nie eine Methode genennet werden können. Ist wohl ein Auerochs blos darum kein Ochs, weil er nicht in Frankreich oder Deutschland lebet? und eine Maus in andern Welttheilen etwas anders, weil sie nicht unter den europäischen Mäusen herumläuft? Bringt nicht eine so unnatürliche Trennung der Geschlechtsgattungen vielmehr Dunkelheit in die Naturwissenschaft, als die Vereinigung ähnlicher Gattungen unter einem Geschlechte, verwandter Geschlechter unter einer Ordnung, und an-

erdachte die Geschlechter (genera), die Wissenschaft erfand von je her eigne Benennungen und wird sie allemal zu erfinden wissen. Wir machen uns kein Bedenken daraus, die besondere Namen zu vermeh-

einander grenzender Ordnungen unter einer Klasse? Wenn Hr. v. Buffon unsere gute Methodisten lesen und verstehen wollte — denn wir trauen ihm zu, daß er es könnte; so würde er sehr leicht die Vortheile der Geschlechtsbenennungen einsehen und es zuverläßig für einen Vorzug der neuern Zeiten und nicht für eine Verbannung zur ehemaligen Finsterniß halten, wenn man durch einen allgemeinen Geschlechtsnamen gleichsam mit Einem Worte die Verwandtschaft aller darunter angeführten Geschlechtsgattungen und Spielarten ausdrücket und Naturliebhabern die Bequemlichkeit verschaffet, mit einem kürzern Blick und weniger Mühe die Verwandtschaften der Geschöpfe zu finden, als beim Hrn. von Buffon möglich ist, wo man in einem Bande zwar erfährt, daß es Ochsen, Esel, Ziegen u. s. w. giebt, aber durch viele Bände hindurch erst mit ihm nach Asien, Afrika und Amerika reisen muß, ehe man wissen kann, wie vielerlei Arten Ochsen, Esel, Ziegen u. s. w. der Urheber der Natur hervor zu bringen für gut erachtet? Die Verwandtschaften, die uns Hr. von Linné, durch Festsetzung gewisser Geschlechter, Ordnungen und Klassen, auf einer Seite übersehen läßt, müssen wir, nach der v. buffonischen Einrichtung, wenigstens erst aus fünf oder sechs Quartbänden zusammen studiren.

M.

mehren, so oft wir dadurch unterschiedene Gattungen anzudeuten haben *).

Unter dem allgemeinen Namen Ratze hat man vielerlei kleine Thierarten begriffen und mit einander verwechselt. Wir behalten diese Benennung blos für die gemeine schwärzliche Ratze, welche sich in Gebäuden aufzuhalten pfleget. Allen übrigen Arten werden wir besondre Namen geben, weil jede von denen, unter welchen keine Vermischung statt findet, sich von allen übrigen unterscheidet. Die Ratze kennet man genugsam aus dem von ihr verursacheten Schaden. Am liebsten und öftersten woh-

*) Das thun aber doch auch alle gute Methodisten. Der allgemeine Geschlechtsname hebt ja die Möglichkeit nicht auf, jede untergeordnete Geschlechtsgattung mit ihrem eignen Namen oder durch ein treffendes Beiwort zu bezeichnen. Oder ist Hr. von Buffon darüber so böse, daß die deutsche Methodisten Bedenken getragen, seinem Beispiel zu Folge, jede ausländische Gattung ihren Landsleuten durch asiatische, afrikanische und amerikanische Namen unkenntlich zu machen? Blos die Bescheidenheit hält uns ab, die Wirkungen der Unwissenheit und Wissenschaft in einem gegenseitigen Lichte zu zeigen. Die Eigenliebe sollte billig, so gerecht sie an sich ist, ihre Schranken haben und sich nicht, auf Kosten der wahren Weltweisheit, allzu lustig machen dürfen. M.

wohnet sie auf ergiebigen Obst- oder Getreideböden, die sie aber auch oft verläßt, und sich im ganzen Hause verbreitet. Sie frißt Fleisch und alles, was ihr vorkömmt, harte Sachen aber lieber, als weiche. Sie zernaget Wolle, Zeuge, Hausgeräthe, durchlöchert Holz und Mauern, nimmt ihren Aufenthalt mitten in den Fußböden, oder in den Fugen zwischen den Sparr- und Tafelwerken. Von diesem Hinterhalt geht sie auf Nahrung aus, trägt öfters alles hinein, was von ihr fortgeschleppet werden kann. Bisweilen legt sie daselbst eine Vorrathskammer an, besonders wenn sie eben von Jungen umgeben ist.

Die Ratze heckt oft im Jahr, aber fast immer nur im Sommer. Eine Hecke besteht gemeiniglich aus fünf oder sechs Jungen. Sie liebet warme Stellen und pflegt sich daher im Winter nahe bei dem Schorstein, oder im Heu und Stroh aufzuhalten. Weder Katzen, Ratzenfallen und Gift, noch andere Lockspeisen können die starke Vermehrung dieser Thiere und den daraus erfolgenden Schaden verhindern. Besonders sind sie auf dem Lande in solchen Gebäuden, wo man Korn auf den Böden ausschüttet, wo auch die vielen Scheunen und Heuböden ihren Aufenthalt und ihre Ver-

mehrung erleichtern, in so großen Schaaren, daß man endlich würde sein Eigenthum einpacken und davon laufen müssen, wenn sie sich untereinander nicht selbst aufrieben. Die Erfahrung aber lehret uns, daß die Mäuse sich einander umbringen und auffressen, so bald sie dazu nur einigermassen durch die Forderungen eines unbefriedigten Hungers gereizet werden. Reißt unter ihnen, wegen überhäufter Anzahl ein fühlbarer Mangel ein; so bemächtigen sich die stärkern der schwächern, beißen ihnen den Kopf auf, und fressen erstlich das Gehirn, alsdann aber den ganzen übrigen Rest vom Körper. Der Krieg wird am folgenden Tag erneuert und so lange fortgesetzt, bis die größte Zahl vertilget ist.

Daher kömmt es, wenn man einige Zeit hindurch von diesen räuberischen und schädlichen Thieren stark heimgesucht worden, daß es bisweilen eine geraume Zeit lang das Ansehen hat, als ob sie auf einmal verschwunden wären.

Eben so verhält sichs auch mit den grossen Feldmäusen, deren erstaunenswürdige Fruchtbarkeit blos durch die Grausamkeiten in Schranken gehalten wird, welche sie bei vorfallendem Mangel an Lebensmitteln, gegen einander ausüben. Aristoteles betrachtet

tet eine so plötzliche Vertilgung als die Wirkung des Regenwetters. Allein die Ratzen haben vom Regen gar nichts zu fürchten, die Feldmäuse hingegen wissen sich dafür zu schützen; denn man wird finden, daß ihre unterirdische Löcher nicht einmal davon befeuchtet werden.

Die Geilheit ist bei den Ratzen so groß, als ihre Gefräßigkeit. Sie lassen von sich sowohl beim Belaufen, als im Streit, ein durchdringendes Geschrei vernehmen, bereiten ihren Jungen ein Lager und versorger sie gleich mit nöthiger Nahrung. Sobald sie anfangen, ihr Loch zu verlassen, ist allemal die Mutter ihr Schutz und Beistand. Sie wagt es wohl gar, zu Rettung ihrer Jungen, es mit einer Katze aufzunehmen. Eine große Ratze besitzt mehr Bosheit und fast eben so viel Stärke, als eine junge Katze. Ihre lange, starke Vorderzähne kommen ihr dabei, gegen das schlechte Gebiß der Katze, zu statten, und weil diese mehrentheils nur ihrer Klauen sich bedienet; so muß in solchem Streit eine Katze nicht nur bei guten Kräften, sondern auch streitbar seyn, um große Ratzen besiegen zu können. Das Wiesel ist viel kleiner als die Katze, aber doch ein viel gefährlicherer und furchtbarerer Feind für

die Ratzen, weil es diese in ihren eigenen Wohnungen aufsuchet. Bisweilen haben sie einen langen Kampf zusammen, und sie scheinen von beiden Seiten mit gleichen Kräften zu streiten. Sie bedienen sich aber ungleicher Waffen, und nicht auf einerlei Weise. Die Ratze muß vielmal hintereinander einbeißen, ehe sie merklichen Schaden thut, und noch dazu blos mit ihren Vorderzähnen, die sich besser zum Nagen, als zum Beißen schicken, und nur wenig Nachdruck haben können, weil sie am äussersten Ende der Kinnlade stehen. Das Wiesel hingegen versetzt mit vollen Kinnbacken die grimmigsten Bisse, und sauget, an statt wieder abzulassen, unverzüglich das Blut aus den verletzten Theilen. Daher müssen auch die Ratzen diesem Feind allemal unterliegen.

Diese Thiergattung ist, wie alle zahlreiche Gattungen, sehr mannigfaltig. Es finden sich außer den gemeinen schwarzen, auch braune, beinahe ganze schwarze, weiß- oder auch rothgraue, bisweilen auch ganz weiße. Die letztern haben rothe Augen, wie das weiße Kaninchen, die weiße Maus und alle andere durchgängig weiße Thiere.

Die ganze Gattung, mit allen ihren Abänderungen, scheint den gemäßigten Gegenden unsers

sers festen Landes eigen zu seyn. Sie hat sich in warmen Ländern weit mehr, als in kalten Gegenden ausgebreitet. In Amerika *), gab es vor diesem gar keine, und die welche man jetzo daselbst in großer Anzahl findet, sind mit den europäischen Schiffen dahin gekommen. Anfänglich war ihre Vermehrung daselbst überaus beträchtlich, und für die Kolonien lange Zeit eine große Beschwerde, weil sie außer den großen Schlangen, welche sie lebendig verschlucken, keine sonderlichen Feinde daselbst antrafen. Durch unsere Schiffe sind sie auch nach Ostindien und auf alle Inseln des ägeischen Meeres **) gekommen. Es werden auch eine Menge derselben in Afrika ***) gesehen. In Norden haben sie sich aber nicht weit über Schweden hinaus ver-

*) S. Description des Antilles par du Tertre. 1667. T. II. p. 303. Hist. nat. des Antilles. Rotterd. 1658. p. 261. Nouveaux Voyage aux Isles de l'Amerique à Par. 1722. Tom. III. p. 160. Voy. de Dampier. Rouen 1715. Tom. IV. p. 225. B.

**) S. Lettres édifiantes. Recueil XVIII. p. 161.

***) S. Voy. de Guinée par Bosmânn. Utrecht 1705. p. 241. Histoire générale des Voyag. par Mr. l'Abbé Prevôt. T. IV. p. 238.

breitet *). Was man in Norrwegen, Lappland u. s. w. Ratzen zu nennen pfleget, sind von unsern Ratzen ganz unterschiedene Thiere.

*) Es ist merkwürdig, sagt Hr. Pr. Müller l. c. p. 348. daß in gewissen Erdstrichen die Ratten schlechterdings, (vielleicht wegen gewisser mineralischer, schweflichter oder arsenikalischer Ausdünstungen) sich nicht aufhalten können. Wenigstens kommen sie, nach Pontoppidans Bericht in s. Naturg. v. Norrw. II. p. 56. Cf. Ejusd Dän. p. 162. in Norden weiter nicht, als bis Helgeland, und sterben gleich, wenn sie auch mit Schiffen dahin gebracht werden. Eben dieses hat er auch in Hardanger, im Stifte Bergen und im Stift Aggerhus bemerket. Im mittelländischen Meere giebt es ebenfalls Inseln, wo keine Mäuse bleiben.

M.

An-

Anhang
nach Herrn Daubenton
und andern.

Die Ratte ist kleiner, als das Eichhorn. Sie hat einen länglichen Kopf, eine spitzige Schnauze, einen sehr kurzen Unterkinnbacken, der lange nicht so weit, als der obere hervorstehet, große Augen, große, breite und kahle Ohren. Der Körper ist lang, wenn das Thier ihn ausdehnet; er scheint aber in der gewöhnlichen Stellung nur kurz zu seyn, weil alsdann der Rücken einen Bogen bildet. Der lange Schwanz ist gänzlich kahl und voll runder kleiner Schuppen, welche ihn wie Streifen oder wie zarte Ringe umgeben. Zwischen diesen schuppichten Streifen lassen sich auch einige kurze Haare bemerken *). Hr. Dau-

*] Von dieser Beschaffenheit rühret vielleicht das Vorurtheil her, daß die Rattenschwänze giftig wären; weil er seiner schuppichten Ringe we-

Daubenton hat auf einem 6 Zoll langen Rattenschwanze wohl 250 dergleichen Ringe gezählet. Nicht alle beschrieben einen völligen Zirkel und am äußersten Ende des Schwanzes finden sich die schmalesten Zirkel.

Das Haar dieser Thiere ist gewöhnlichermaßen schwarzgrau an den obern und lichtgrau an den übrigen Theilen des Körpers. Die Barthaare sind schwarz. Die größten haben eine Länge von drittehalb Zollen, die Ohren eine mit Aschgrau vermengte Fleischfarbe. Die Füße haben eben dergleichen Streifen und kleine hell aschgraue Haare.

Die Rattenfüße und Zehen sind verhältnißmäßig viel kleiner, als bei dem Eichhorn; und von der ganz kurzen, großen Zehe der Vorderfüße siehet man beinahe nichts weiter, als die Klaue. An den Hinterfüßen ist sie wohl gebildet und von der ersten Zehe, wie bei den Affen, weit abstehend.

In Ansehung der Gestalt und Lage der Nasenbeine und Kinnbacken, der Zahl, Figur

wegen häßlich aussieht und seine kurze spitzige Borsten, wenn man mit der Hand von unten am Schwanz aufwärts fährt, ein gelindes Stechen verursachen. S. Hallen *l. c.* p. 429.

gur und Farbe der Schneidezähne, herrscht wenig Unterschied zwischen den Eichhörnchen und Ratten. Letztere haben aber nur drei Backenzähne auf jeder Seite der Kinnbacken. Die Fläche, worauf die Zähne beider Kinnbacken einander berühren, ist platt, anstatt wie bei dem Eichhorn rund erhaben zu seyn. Die Ratte hat auch überhaupt nur sechzehn Zähne.

Hr. Morand gedenkt in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Lyon einer besondern Art von Bezoarstein, welcher sich öfters in der Harnblase der Ratzen findet *). Er untersucht bei dieser Gelegenheit, auch die gewöhnlichsten Ursachen, und merket an, daß auch bei den Ratzen der Genuß grober und unverdaulicher Speisen, Schwachheit des Magens und sitzende Lebensart, wie bei manchen von Stein geplagten Menschen bisweilen angetroffen worden. Ferner zeigt er aus der Zergliederung dieser Thiere; daß ihr Magen sehr dünn ist und leicht reißet, wenn man ihn ein wenig aufbläßt. Diese Umstände, nebst der Gefräßigkeit dieser Thiere, dem Mangel des Getränkes und der

*) S. Müllers Linn. Natursf. I. p. 348.

der Bewegung, sind eigentlich die Ursachen roher unverdauter Materien, welche durch den Spek, Unschlitt, Käse, das Papier, Holz u. s. w. die alle den Ratzen zu Nahrungsmitteln dienen, stark vermehret werden. Da er nun die Ursache des Steins überdachte und in der Harnblase eines dieser Thiere eine gewisse Rauhigkeit entdeckte; so urtheilte er, sie müßten dem Blasenstein unterworfen seyn. Er folgte dieser Muthmaßung in Untersuchung ihrer Nieren, deren Substanz gemeiniglich weich, und ihres Harns, der, wie bei allen mit dem Stein behafteten Personen, schleimicht und mit groben Theilen erfüllet ist, welches Hr. Morand als zwo entfernte Ursachen des Steins betrachtet.

Alle diese Muthmaßungen sind aus der Natur der Sachen geschöpft, auch durch Bemerkungen an vielen männlichen und alten Ratzen bestätiget worden, die entweder den Stein oder in den Harnwegen eine andere Krankheit hatten. Einer von diesen Steinen hatte die Größe von einem Kirschkern, ein anderer war so groß als ein Hanfsamen, ein dritter, wie ein Rockenkorn. In einer Blase fanden sich wohl zwölf dergleichen Steine. Neune waren so groß als Koriandersamen, drei etwas klei-

kleiner. Hr. Morand hat auch bei den Ratzen oft einen Bandwurm in der Leber wahrgenommen *).

Da sonst im Thierreich die Steine aus einem Kern bestehen, um welchen sich immer eine verhärtende Schleimlage nach der andern anleget: so ist hingegen die Grundlage des Ratzensteins ein dünnes viereckichtes Blättchen, fast wie ein Frauenglas, auf welchem sich zu beiden Seiten sandige Theilchen, wie Nadeln ansetzen, und selbiges, in Gestalt eines spitzigen Viereckes erhöhen **).

Hr. Professor Müller ***) legt den Ratzen eine besondre Geschicklichkeit bei, das Getreide von den Kornböden wegzubringen. Wenn sie damit beschäftigt sind, pflegen sie alle ihre Haare in die Höhe zu richten, sich rücklings in den Kornhaufen hineinzuschieben, und auf die Art eine gute Hand voll Getreide zwischen ihre Haare zu bekommen, worauf sie diese niederdrücken, und wohlbeladen mit guter Fracht, nach ihren Schlupfwinkeln eilen, wo sie, gleich den

*) Geoffr. Mat. med. VIII. 187. &c.

**) S. Müller *l.* c. p. 349.

***) Ibid. p. 348.

den Hunden, sich schütteln, das Getreide fallen lassen und gleich wieder forteilen, um neue Frachten zu holen. Sie pflegen stark zu saufen, und im Wasser, wenn man ihnen Gefäße voll in die Winkel stellet, lustig zu spielen. Sie sitzen meistens auf den hintern Füßen, und legen, wie die Eichhörnchen, die kürzere Vorderfüße an das Maul zusammen, ergreifen und bringen die Speise damit, wie alle Nagethiere, zum Maule, pflegen auch damit fleißig den Bart zu putzen.

Wenn ihre Begattungszeit anfängt, findet man bisweilen eine Menge Ratzen mit ihren Schwänzen dermaßen durcheinander verschlungen, daß man eine lernäische laufende Schlange mit vielen laufenden Köpfen und Schwänzen im Kleinen zu sehen glaubet. Hieraus erkläret Hr. Hallen l. c. p. 430 die Entstehung der Fabel vom Ratzenkönig. Ein sogenannter Ratzenkönig bestehet oft aus zwanzig und mehrern Ratzen, deren Schwänze wie ein Riemen sich durcheinander flechten. Da sie sich hinterwärts begatten, können sie alsdann so leicht nicht auseinander kommen *).

Das

*) Cf. Wittenb. Wochenbl. 74 p. 41 und 69. Eine Abbildung und ausführl. Nachr. davon

Das Beispiel einer seltnen Fürsorge anderer Ratzen für eine blinde, welches im Londner Magazin April 1757. angeführet wird, ist merkwürdig und verdienet im Hamb. Magazin XIX. B. p. 456 und 57 nachgelesen zu werden.

Vor dem Fleische der Ratzen hat man in unsern Gegenden einen sehr großen natürlichen Abscheu. In der That ist es um des schlechten und widrigen Geruches willen dieser Thiere, außer der äußersten Hungersnoth, nicht wohl zur Nahrung zu brauchen. Dennoch giebt es Länder, wo man die Ratzen mit Lust verzehret, und ihr Genuß ist von keinen übeln Folgen begleitet *). Der beste Schmaus der Schwarzen auf Jamaika sind Ratzen. Die Natur läßt ihnen auch daselbst, wegen der vielen Zuckerplantagen an diesem Lieblingsgericht keinen Mangel dulden. Können sie auch eine Katze dabei haben, so halten sie eine herrliche Mahlzeit **). Auch in Sibirien und

von siehet man in Valent. Mus. Tom. II. p. 151 &c. Cf. Schellhammer in Misc. Acad. N. Cur. Dec. II. An. IX. obs. 147. p. 254.

*) Geoffr. l. c. p. 189.

**) S. Hamb. Mag. X. B. 557. Sloane Insts. in H. Nat. Jam. p. 20.

und auf Martinike werden Ratzen und Mäuse gegessen, weil man daselbst ihren starken Geruch zu vertreiben weiß *). Varro **) lehret so gar, wie man ein Gebäude für die Ratzen bauen müsse, um solche für den Tisch zu füttern, zu erziehen und zu mästen. Sloane wunderte sich nicht wenig, als er auf Jamaika Schlangen, Ratzen und Eidexen öffentlich zum Verkauf, und zwar als Nahrungsmittel für Leute von recht gutem, zärtlichem Geschmack, ausgeleget fand ***).

Ohnerachtet alles des Ekels, den gewöhnlicherweise die Europäer vor dem Genuß der Mäuse und Ratzen beweisen, hat man doch nicht unterlassen, diese Thiere zum Theil ganz, theils auch ihr Blut und ihren Koth ****) zu medizinischen Absichten anzuwenden. Ich will mich aber beim Gebrauch so ekler Mittel und ihrer vermeinten Wirkungen hier nicht aufhalten, sondern vielmehr neugierige Leser auf des Hrn. Geof-

*) S. Stuttg. Phys. ök. Ausz. *III* B. p. 236.

**) De re rustica *L.* *III.* c. 15.

***) S. Sloane *l.* c. p. 25. Cf. Dappers Afrika p. 550. 552.

****) Muscerda. Stercus nigrum. Ratten- oder Mäusekoth.

Geoffroy mat. med. VIII. Th. p. 189 — 191. auf die Ephem. Nat. cur. Dec. II. An. V. und auf D. Merkl. Thierr. p. 129 bis 132 verweisen.

Der Schade, welchen sowohl diese, als alle noch anzuführende Mausearten anrichten können, hat es zu einer Nothwendigkeit gemacht, auf Mittel zu ihrer Vertilgung oder wenigstens ihrer Verminderung zu denken. Hier ist freilich der Ort nicht, alle diese Mittel zu erzählen; da ich aber die meisten bisher bekannt gewordenen Mittel zu Vertilgung der Feldratten und Hausmäuse, besonders der Ratzen im IV. B. der berlinischen Sammlungen von S. 470 — 495 angezeiget, auch der Kunststücke geübter Rattenfänger beiläufig erwähnet habe; so kann ich mich hier füglich auf diese und im Vten Bande S. 384 — 386 ertheilte Nachrichten beziehen.

M.

XXVI.

XXVI.

Die Maus *).

Insofern die Maus viel kleiner ist, als die Ratze, vermehret sie sich auch stärker, und gehört sowohl unter die gemeinen, als überhaupt sehr weit verbreiteten Thie-

*) Fran. Souris. Griech. Μύςκος. Lat. Mus; Musculus, Mus minor, Sorex. Ital. Topo; Sorice; Sorgio di casa. Span. Rato; Rata. Deutsch. Maus. Engl. Common Mouse. Schwed. Mus. Dän. Muus. Poln. Mysz. (Holl. Muys. Hebr. Acbar. Arab. Phar und Phir. Müller Chald. Acbera Briss.)

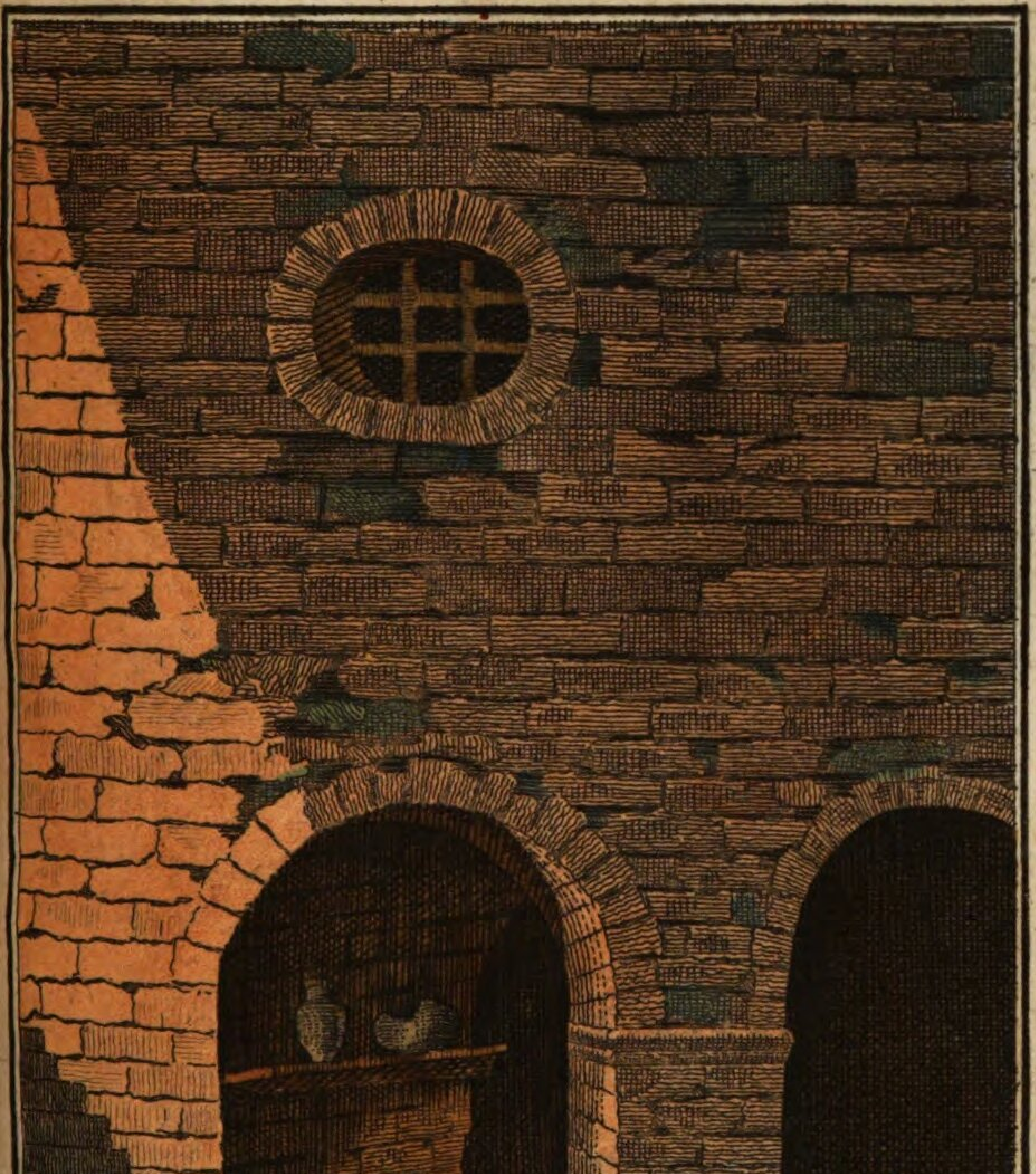
Mus Gesn. Hist. Quadr. p. 714. Mus domesticus communis vel minor. Ejusd. Icon. quadr. p. 114.

Mus domesticus vulgaris vel minor. Raji Syn. anim. quadr. p. 218.

Mus cauda nudiuscula, corpore cinereo-fusco; abdomine subalbescente; Linn.

Mus

Die Maus. Tab. LXX.



Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

Thiere. Sonst hat sie mit den Ratzen einerlei Naturtrieb, Temperament und Naturel; blos durch ihre Schwäche und von derselben herrührende Gewohnheiten, ist sie

Mus minor, Musculus vulgaris domesticus, cauda tereti, longa, Klein. Quadr. p. 57.

Mus cauda longissima, obscure cinereus, ventre subalbescente. Briss. Regn. animale p. 169. A. d. V.

Die Hausmaus. Müllers Linn. Natursf. I. p. 349 n. 13. die kleine Hausmaus. Musculus domesticus Hallens Thiere p. 431. n. 1. D. Merkleins Thierr. p. 122. Meyers illum. Thiere I B. p. 1 — 3. Tab. 1. Die Maus. Pennants Britt. Thierg. p. 45. sp. VII. Sebæ Mus. I. Tab. 3. f. 9. Das Skelet Tab. 31. Geoffroy Mat. med. VIII Th. p. 185. Mus Offic. Mus domest. Schræderi 303. Merr. Pin. 167. Jonst. Quadr. 115 T. 66. Dalech. Pharm. 446. Schwenckf. Quadr. p. 113. Μῦς Diosc. Mus albus. Μῦς λευκὸς. Weiße Maus, Mus rubeus, Brandmaus. *Ib.* 114. Aldrov. quadr. digit. 417. Charlet. Exerc. 24. Onom. p. 22. Mus. The Mouse. Hermanni Cynosf. 550. Kramer. Austr. p. 316. Leems Lappen 123. *. Briss. Quadr. 8vo. p. 119. n. 2. Sorex. Souris. Sloane Nat. Hist. of. Jam. Vol. II. p. 330. Carucuoca Brasiliensibus. Marcgr. Brasil. p. 229. Mus, Musculus Linn. S. N. XII. p. 83, n. 13. Ejusd. Faun. Suec. p. 12. n. 34. Ed. I. n. 31. Lonicerus l. c. p. 622. Valm. de Bom. Dict. XI. p. 28. — 31. Cours d'Hist. Nat. II. 247. &c.

M.

sie von diesen besonders unterschieden. Wegen ihrer natürlichen Schüchternheit und durch die Nothwendigkeit bewirkten Dreustigkeit, hat man den Grund aller ihrer Bewegungen theils in der Furcht, theils im Mangel der Nahrung zu suchen. Sie verläßt ihr Loch nicht eher, als wenn sie der Hunger drücket. Sie bleibt immer in der Nähe desselben, um beim geringsten Geräusch ihre Zuflucht gleich wieder dahin nehmen zu können. Sie wandert nicht, wie die Ratze, von einem Hause zum andern, sie müste dann durch Noth und Gefahr gezwungen werden; auch hat man von ihr viel weniger Schaden zu fürchten. Sie besitzt lange nicht so viel natürliche Wildheit, und läßt sich bis auf einen gewissen Grad zähmen, aber ohne deshalb umgänglich zu werden, oder eine Zuneigung für jemanden zu fassen. Woher sollte denn auch die Anhängigkeit für Geschöpfe kommen, die ihnen beständig Fallstricke legen?

Je mehr natürliche Schwäche, desto mehr Feinde, welchen die Mäuse durch nichts, als vermittelst ihrer Hurtigkeit und ihres kleinen Körpers entwischen können. Nachteulen, alle Gattungen von Nachtvögeln, Katzen, Hausmarder, gemeine Wieseln, die Ratzen selbst sind unaufhörlich ihre

streng-

strengsten Verfolger. Sie werden durch Lockspeisen sehr leicht in die Falle gelockt und zu Tausenden getödtet. Blos durch die unermeßliche Fruchtbarkeit kann diese Gattung ihrer gänzlichen Vertilgung entgehen.

Ich habe Beispiele von Mäusen gesehen, welche in den Mausefallen hecken. Sie vermehren sich zu allen Jahreszeiten, und hecken vielmal des Jahres, jedesmal fünf oder sechs Jungen. Es gehören kaum vierzehn Tage dazu, so sind sie groß und stark genug, sich zu zerstreuen, und ihren Unterhalt selbst aufzusuchen. Das Leben dieser Thierchen ist also nur von kurzer Dauer, weil ihr Wachsthum so hurtig von statten gehet. Hieraus läßt sich auch ein deutlicher Begriff von ihrer unbeschreiblichen Vermehrung machen. Aristoteles meldet *), er habe gelegentlich eine trächtige Maus in ein Getreidemaß gesperret, und nach Verlauf einer kurzen Zeit von einer Stammmutter hundert und zwanzig Mäuse darin angetroffen.

Diese kleine Thierchen sind übrigens nicht häßlich, sondern haben ein munteres und so-

*) S. Aristot. Hist. anim. L. VI. c. 37.
A. D. V.

sogar ziemlich schlaues Ansehen *). Der Abscheu den man gemeiniglich für sie heget, gründet sich blos auf die schreckhaften Ueberraschungen, und auf die Unbequemlichkeiten, welche sie verursachen. Alle Mäuse sind unten am Bauche weißlicht **), und man hat schon oft ganz weiße ***) gesehen. Es finden sich auch einige von mehr oder weni-

*) Hr. Linné nimmt, als ein Unterscheidungsmerkmal der Mäuse von den Ratten, außer der mindern Größe, den Umstand an, daß an den Vorderfüßen der Mäuse nur vier Zehen und kein Nagel statt des Daumes, (wie sonst bei den Ratten,) vorhanden ist. An den Hinterfüßen haben sie fünf Zehen. Der Leib pflegt gemeiniglich zween, der Schwanz, drei Zoll auszumachen. Das Gebiß ist eben so, wie bei den Ratten beschaffen.

M.

**) Mäuse von einerlei Alter haben nicht allemal einerlei aschgraue und gelblichte Streifen. In den Scheuern sind sie grauer, als in den Häusern; vermuthlich, von der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft und Nahrung. Daubenton. M.

***) Cf. Schwenkfeld. *l. c.* p. 114. Von dieser ganz weißen Art mit rothen, blitzenden Augen, sind 1603 auf dem Schloße zu Liegnitz nicht nur einzelne, sondern auch zuweilen etliche Paare gefangen worden. Hr. Brisson gedenkt *l. c.* p. 122 einer weißen Maus die man

niger brauner *), oder schwarzer Farbe. Die Gattung hat sich überall in Europa, Asien und Afrika ausgebreitet. In Amerika soll es, wie man glaubet, keine gegeben haben, die jetzo aber daselbst befindliche Menge ursprünglich aus unserm festen Lande dahin gekommen seyn. Das Gewisseste hierbei ist wohl, daß dieses kleine Thier gern den Menschen zu folgen, und unbewohnte Länder zu meiden scheinet, weil

U 3 sichs

man in Zeylon antrift; Mus albus Virginianus. Le Rat blanc de Virginie n. 7. Mus agrestis Virginianus albus Klein quadr. p. 57. Seb. Thes. Vol. 1. p. 76. T. 47 f. 4 optima und n. 8. Mus albus Ceylonicus. Le Rat blanc de Ceylon. Beide, weil sie einen zugespitztern Kopf, als die kleinen Feldmäuse haben, müssen wohl zu der Art unserer Hausmäuse gehören. Die erste beschreibt er von der Spitze der Schnauze bis an den Ursprung des Schwanzes $3\frac{1}{2}$ Zoll, ganz weiß, mit schwarzem Knebelbart und langem Schwanze. Bei der zeylonischen, sagt er, ist der Bart nicht so schwarz und der Schwanz von ungewöhnlicher Länge. M.

*) Diese Abänderung nennet Schwenkfeld die Brandmaus, das rothe Mäuschen, Mus rubeus, und beschreibt sie dunkelroth, mit einem schwarzen Strich längs dem Rücken, weißem Bauch und safranfarbigen Zähnen.

M.

sichs am liebsten von Brod, Käse, Speck, Oel, Butter und andern Sachen ernähret, welche der Mensch für sich selbst als Lebensmittel zubereitet.

XXVII.

Die grosse Feldmaus. Tab. LXXI.

Büff. N. d. Vierf. T. IV T.

XXVII.

Die große Feldmaus.

Die große Feldmaus ist kleiner, als die Ratte *), die vorige Maus übertrift sie aber an Größe. Sie kömmt niemals in die Gebäude; nur auf den Feldern und im Wald ist sie häufig anzutreffen. Man erkennet sie an den großen aus dem Kopf hervorragenden Augen, und kann sie von Ratten und Mäusen durch die unten am Bauche weißlichte, auf dem Rücken rothbraune Farbe des Haares unterscheiden. Man findet sie allenthalben und in großer

*) Daher ist es zu bewundern: daß man sie mit einem Hamster verwechseln können, der viel größer ist, als die Ratte und welchen Hr. v. Buffon gar nicht gekannt oder beschrieben hat. M.

Menge, besonders auf hohen Feldern. Zu ihrem völligen Wachsthum scheint sie lange Zeit nöthig zu haben, weil sie uns in sehr abwechselnder Größe zu Gesichte kömmt. Die großen haben von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schwanzes vier Zoll und zwo bis drei Linien, die kleinen haben einen Zoll weniger, ob sie gleich, wie jene, völlig erwachsen zu seyn scheinen. Da sie uns aber von allen mittlern Größen vorkommen; so ist es wohl außer Zweifel, daß man sowohl die großen, als die kleinen für einerlei Gattung halten müsse.

Einige Naturforscher, welchen dieses unbekannt war, haben daraus wahrscheinlicherweise zwo Gattungen machen wollen, und zu der einen die große Feldratte *),

zur

*) Mus agrestis major, macrouros Gesneri. S. Raji Syn. quadr. p. 219.
Mus cauda longissima fuscus, ad latera rufus, — Mus campestris major. Briss. Regn. anim. p. 271. B.
Le grand Rat des Champs.

Hallens Thiere I. 431. n. 4. Die Feldmaus. Ruricola. Klein Quadr. p. 57. not. 50. Gesn. Quadr. p. 830. fig. 1104. Ejusd. Icon. p. 116. fig. sat bona. Aldrov. Quadr. p. 436. Mus. agrestis Rzacz. Auct. Pol. p. 328. Campagnoli Ital. Briss. Quadr. p. 121. n. 1. Deutsch. Erd-

zur andern die große Feldmaus *) gerechnet. Ray, welcher zuerst in den Irthum verfiel, sie unter zweierlei Namen zu beschreiben, scheint selbst einzugestehen, daß er nur eine Art von beiden kenne **). Obwohl die kurze Beschreibungen, die er von beiden Gattungen liefert, unterschieden zu seyn scheinen; so läßt sich daraus doch nicht sicher der Schluß ziehen, daß beide wirklich vorhanden wären: 1) weil ihm selbst nur eine davon bekannt war, 2) weil

U 5 auch

Erdmaus, Feldmaus, Rießmaus. Engl. Fieldmause. Poln. Mus Polna. Bom. Dict. IX. 478. Dict. des Anim. II, 662.

*) Mus domesticus medius. Raji Syn. quadr. p. 218. Mus cauda longa, supra fusco flavescens, infra ex albo cinerascens. Briss. Regn. anim. p. 274. Le Mulot.

B.

Mus sylvaticus, cauda mediocri, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, corpore gryseo, pilis nigris, abdomine albido. Linn. S. N. XII. p. 84. n. 17. Ejusd. Faun. p. 12. n. 36. Briss. Quadr. p. 123. n. 10. Mus agrorum. le Mulot. Müllers Linn. Naturs. I. p. 352. n. 17. Waldmaus. Pennants Britt. Thierg. p. m. 44. Tab. XI. d. Engl. Long taill'd Fieldmouse. Ital. Sorcio. Span. Turon. Port. Turao. Dän. Voed. Meyers illumin. Thiere I. p. 1 — 3. Tab. I. Leems Lappen p. 123. not. Bomare Dict. VII. 265. Dict. des anim. III. 195. Mus subtereanus.

M.

**) De hac specie mihi non undiquaque satisfactum est. Raj. Syn. quadr. p. 219.

auch wir nur eine kennnen, und, alles Nachforschens ohnerachtet, nicht mehr, als diese einzige, haben ausfinden können; 3) weil Gesner und mit ihm alle alte Naturkundige unter dem Namen Mus agrestis major, nur von einer Art reden und selbige für sehr gemein ausgeben, welches auch Ray von seiner Mus domesticus medius behauptet. Wär es also wohl möglich, daß nicht einer oder der andere von diesen Schriftstellern beide Gattungen bemerkt haben solle, da sie einstimmig versichern, daß beide sehr gemein sind? 4) weil man da es bei dieser Gattung größere und kleine Mäuse giebt, wahrscheinlich dadurch auf den Irrthum geführet worden, die größten zu der einen, die kleinsten zur zwoten Gattung zu machen; und 5) weil die Beschreibungen von beiden vermeinten Gattungen, die nirgends weder genau bestimmt, noch vollständig sind, nicht verdienen, daß man sich durch dergleichen zweideutige Merkmale und darauf gegründete Verschiedenheiten wankend machen lasse.

Die Alten reden in der That von zweierlei Arten der Feldmäuse, und nennen die eine Mus agrestis major, die andere, Mus agrestis minor. Beide Gattungen sind sehr gemein und uns nicht minder bekannt,

als

als den Alten. Die erste ist unsre große Feldmaus (Mulot), die andere, oder die mittlere Hausmaus, die Hr. Ratz unter seiner Mus domesticus medius vorstellet, ist nicht unsre zwote Art von Feldmäusen, sondern ein anderes Thier, das wir unter dem Namen der kurzschwänzigen großen Feldmaus oder der kleinen Feldratte *) kennen. Weil sich aber dieses Thier merklick von den Ratten oder von der großen Feldratte unterscheidet; so haben wir weder den Geschlechtsnamen der kleinen Feldratte, noch die Benennung der großen, kurzschwänzigen Feldmaus beibehalten, sondern ihr vielmehr einen besondern und eigenthümlichen Namen gegeben **).

Eben so verhält sichs mit einer neuen Mäusegattung, die seit einigen Jahren sich ausgebreitet, und um Versailles, und in einigen um Paris liegenden Provinzen stark vermehret hat. Sie heißen daselbst Waldratten, wilde Ratten, große Feldratten ***), sind ungemein gefräßig, boshaft, schädlich und

*) Mulot à courte queuë ou petit Rat des Champs.

**) Wir nennen sie Campagnol, nach dem italienischen Campagnoli. v. B.

***) Rats des bois, Rats sauvages. Gros Rats de champs.

und viel größer, als unsre Ratten. Auch diese Gattung soll mit einem besondern Namen bezeichnet werden, weil sie von allen übrigen sich unterscheidet und man, zu Vermeidung aller Misverständnisse, billig einer jeden Gattung ihren eignen Namen ertheilen sollte.

Da sowohl die große Feldmaus, als die Feldmaus mit kurzem Schwanze, die wir Campagnol nennen werden, auf den Feldern und im Walde sehr häufig vorkommen, so haben sie die Landleute durch einen Unterschied, welcher für sie am auffallendsten war, bezeichnet. Bei unsern burgundischen Bauern heißt eine große Feldratte, die Ratte mit langem Schwanze, der Kampagnol aber, die kurzschwänzige Ratte oder der Stutzschwanz *); in andern Provinzen, jene die Springratte oder hüpfende Ratte **), weil ihr Gang immer sprungweise geschiehet, anderwärts Feldmaus ***), wenn sie noch klein, und Feldratte ****), wenn sie völlig erwachsen ist. Man muß daher nicht vergessen, daß die Feldmaus, die hüpfende Ratte, die langschwän-

*) La Ratte à grande queuë, la Ratte courte.

**) Rat sauterelle.

***) Souris de terre.

****) Mulot.

schwänzige Ratte, die große Feldratte, die Hausratte von mittlerer Größe, lauter verschiedene Benennungen von dem einzigen Thiere sind, welches bei uns Mulot, die große Feldmaus, heißet.

Ihr Aufenthalt ist, wie oben gedacht, auf trocknen Feldern. In den Waldungen und auf den daran grenzenden Aeckern findet man sie ebenfalls in großer Anzahl. Sie verkriecht sich in Löcher, welche sie entweder schon fertig antrift, oder selbst unter Gesträuchen und Baumstämmen ausgräbet. Sie trägt eine ungeheure Menge von Eicheln, Haselnüssen oder Bucheckern zusammen. In einem einzigen Mauseloch ist manchmal ein ganzer Scheffel solcher Früchte verborgen. Sie richtet sich, bei Anhäufung ihres Vorrathes, nicht sowohl nach ihren Bedürfnissen, als nach der Weite des vorräthigen Raumes. Dergleichen Löcher sind gemeiniglich einen Schuh tief unter der Erde, und in zwo Hölen abgetheilet, wovon die eine die Wohnung der Rattenfamilie, die andere die Vorrathskammer vorstellet.

Ich habe den großen Schaden oft mit Nachdruck empfunden, welchen diese Geschöpfe in den Pflanzungen und Saatfeldern anrichten. Sie schleppen alle frisch gesäete

Eicheln hinweg, und folgen dem Pflug Furche vor Furche, um eine Eichel nach der andern, bis auf das letzte Stück, auszuscharren. Das geschieht besonders in den Jahren, wo es an hinlänglichen Eicheln fehlet. Denn wenn sie nicht sattsamen Vorrath im Wald antreffen; so kommen sie auf besäete Felder, sie aufzusuchen. Sie verzehren aber ihre Beute nicht auf der Stelle, sondern tragen die Eicheln in ihr Loch auf einen Haufen zusammen, wo sie dieselben vertrocknen und öfters verfaulen lassen. Sie allein thun an der Holzsaat größern Schaden, als alle Vögel und übrige Thiere zusammen genommen stiften können *).

Zu Vermeidung dieses großen Schadens ist mir kein besseres Mittel vorgekommen, als im ganzen Bezirke des besäeten Feldes alle zehn Schritte Schlingen zu legen. Eine geröstete Nuß unter einen durch ein Hölzchen gestützten Stein gelegt, ist für sie eine verführerische Lockung. Sie eilen lüstern herbei, die Nuß, welche sie der Eichel

*) An einigen Orten Engellands werden sie auch Bohnenmäuse (Beanmice), des großen Schadens wegen genennet, welchen sie an frisch gesäeten Bohnen anrichten. M.

chel vorziehen, zu verzehren und weil diese am Stellholze befestigt ist; so fällt ihnen der Stein, bei der geringsten Berührung, auf den Leib und ist schwer genug, sie durch den Druck zu ersticken. Ich habe mich eben dieses Mittels auch mit Vortheil bei Kampagnols oder großen kurzschwänzigen Feldmäusen bedienet, welche die Eicheln ebenfalls verwüsten. Da man besorgt war, mir alles, was in den Schlingen gefunden wurde, zu bringen; so sah ich anfänglich, mit nicht geringer Verwunderung, daß in einem Stück Feld, von etwa vierzig Morgen, an großen Feldmäusen und Kampagnols, täglich an zwei hundert Stück gefangen worden. In Zeit von 3 Wochen, vom 15ten Novemb. bis zum 8ten Dezember, hatten sich über zwei tausend Stücke gesammlet; hernach fieng man immer weniger, bis zum strengen Frost, wo sie anfangen, in ihren Löchern verborgen zu bleiben.

Seit dem ich, vor mehr als zwanzig Jahren, diesen Versuch gemacht, habe ich mich bei jeder Holzsaat immer dieses Mittels bedienet, wodurch allemal eine große Menge dieser Feldmäuse vertilget worden. Im Herbst ist ihr Schwarm am grösten, im Frühling aber viel minder zahlreich,

weil

weil sie einander selbst aufreiben, so bald es ihnen im Winter an Lebensunterhalte fehlet. Die grösten verzehren die kleinen, auch die Kampagnols und sogar die Krammetsvögel, Amseln und andere Vögel, welche sie ohngefähr in den Schlingen antreffen. Den Anfang machen sie beim Gehirn und fressen hernach den ganzen Körper.

Wir haben einmal zwölf lebendige grosse Feldmäuse zusammen in ein Geschier eingesperret. Morgens um acht Uhr gab man ihnen zu fressen. Als man sie eines Tages ein Viertelstündchen lang vergessen, fand man, daß schon eine den übrigen zur Speise dienen muste. Des folgenden Tages verzehrten sie eine zwote und nach wenigen Tagen war nur noch eine von zwölfen übrig. Die andern waren alle todt und grösten theils aufgezehret. Selbst an der letzten sahe man Schwanz und Pfoten benaget.

Die große Feldratte ist noch fruchtbarer, als die gemeine Hausratte. Sie hecket jährlich mehr als einmal und gemeiniglich neun bis zehn Junge, deren Zahl bei den Ratten sich nur auf ohngefähr fünf oder sechs erstrecket. Ein Mann von meinem Landgute fieng in einem einzigen Loche zwei

und zwanzig Feldratten, zwo Mütter und zwanzig Jungen. Diese Gattung hat sich in ganz Europa verbreitet. Man trift sie auch in Schweden an *). In Frankreich, Italien und in der Schweiz gehört sie unter die gemeinen Thiere. Beim Gesner heißt sie Mus agrestis major **); In Deutschland und Engelland Feldmaus, Field-Mouse.

Unter die Feinde der großen Feldmäuse gehören die Wölfe, Füchse, Feldmarder, die Raubvögel und ihre eigne sich unter einander verzehrende Gattung.

*) Es ist eben diese Art, welche Hr. v. Linné in der Faun suec. 1746. p. 11. Mus cauda longa, corpore nigro flavescente, abdomine albo, nennet.

**) S. Gesn. Hist. quadr. p. 733. Icon. quadr. p. 116.

XXVIII.

Die Wassermaus *).

Wasserratte.

Ein Thierchen, so groß, als eine Ratte, nach seinem Naturel aber, und seiner Lebensart mehr dem Fischotter, als den Rat-

*) Le Rat d'eau. Lat. Mus aquaticus vel aquatilis. Ital. Sorgo morgange. Engl. Watter-Rat. Poln. Myss-Wodna.

Mus aquaticus Gesn. Hist. quadr. p. 732.

— aquat. Quadrupes Bellon. Jc. anim aquat. p. 354. Ejusd. Aquatil, p. 35. T. 36. fig. mala.

Mus aquat. major. s. Rattus aquaticus Raji Syn. quadr. 217.

Castor cauda lineari, tereti. Rattus aquaticus Linn. Ed. VI. gen. 20. sp. 3.

Mus, Rattus aquatilis Klein. quadr. p. 57.

Mus

die Wassermaus. Tab. LXXII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

Ratten, ähnlich! Es lebt, wie jener gröstentheils im Flußwasser. Gemeiniglich findet man die Wassermaus an den Ufern der Flüsse, der Bäche und Teiche. Sie nähret sich, wie der Fischotter, fast blos von Fischwerk, von Gründlingen, Schmerlen,

 klei-

Mus cauda longa, pilis supra ex nigro et flavescente mixtis, infra cinereis vestitus. Mus aquaticus. Briss. Regn. anim. *p.* 175.

A. D. V.

Hallens Thiere p. 430. n. 2. Die Wasserratte. Müller. l. c. p. 346. n. 11. Pennant. l. c. p. m. 43. Tab. XI. lit. b. Meyers illum. Thiere II. *T.* 84. p. 23. Kram. Austr. p. 316. n. 2. Pontopp. Norw. II. p. 56. Bankrofts Guiana p. 35. Ratten im Rohr. Mus amphibius, cauda elongata pilosa, plantis palmatis. Linn. S. N. XII. p. 82. n. 11. Ejusd. Faun. Ed. 1. n. 25. Ed. 2. n. 32. p. 12. Briss. Quadr. *p.* 124. n. 12. Mus aquaticus. Le Rat d'eau. Gesn. aquatil. fig. p. 354. mala. Aldrov. Quadr. p. 447. Jonst, Quadr. p. 117. Rzacz. Auct. Hist. nat. Pol. *p.* 328. Charlet. Onom. p. 22. Exerc. p. 25. Sorex aquaticus. Water-Rat. Griech. Μῦς Ἐνύδρος. Schwed. Watn-Rotta. Span. Raton de agua. Portug. Rato de Agua. Holl. Water-Rot. Dän. Vandrotte. Valm. de Bom. Dict. IX. p. 479. Dict. des Anim. III. 665. Schwenckf. Quadr. *p.* 115.

Der Archiater gedenkt in seiner Mantissa *II.* p. 522. noch einer Sumpfratte: Mus paludosus, cauda mediocri pilosa, palmis sub-

kleinen Weißfischen *), Karpen = Hecht=Barbenlaich u. s. w. Sie frißt auch überdies Frösche, Wasserinsekten, bisweilen auch Wurzeln und Kräuter **). Man findet aber bei ihr nicht wie am Fischotter, die Fußzeen

subtetradactylis, plantis pentadactylis, auriculis, vellere brevioribus, ater, die sich in schwedischen Gräben aufhält, so groß, als die Feldmaus, aber von ganz schwarzer Farbe. Ihre gespaltne Zehen sind mit weißen Haaren bedeckt, ihr Schwanz, der so lang, als der Körper ohne Kopf ist, wodurch sie sich von der Erdmaus unterscheidet, wird überall von Haaren umgeben. M.

*) Ablettes & Verons. Die letzten sind eine Art von Gröndlingen oder kleinen Fußfischen, welche im Lat. Varius oder Phoxinus heißen. Hr. v. Bomare in s. Dict. *Vol.* XII. p. 174 beschreibet sie auf dem Rücken gold = am Bauche silberfarbig, an den Seiten röthlich, mit einer glatten, schwarz gefleckten Haut, breiter goldgelber Schwanzfloße und weichen Floßen. In der großen deutschen Ausgabe hat man sie Blakfische genennet, welche man aber, meines Wissens, blos in der See, und als ganz andere, polypenartige Thiere, findet.

M.

*) In Guiana ist von diesen Mäusen, eine furchtbare Menge vorhanden. Sie sind viel größer, als die englischen, sonst aber diesen in allen Stücken ähnlich. Im Zuckerrohr finden

zehen mit Schwimmhäuten, an einander verbunden. Das ist ein Irrthum, welchen Ray und viele andere Naturforscher dem Willughby nachgeschrieben haben! *) Die Zehen der Wassermaus sind wirklich alle von einander abgesondert; sie schwimmt aber deswegen doch mit vieler Leichtigkeit, kann sich unter dem Wasser lange verweilen und bringt ihre Beute jedesmal ans Land, um sie auf dem Gras oder in ihrem Loche zu verzehren. Bisweilen ertappen sie die Fischer beim Krebsfang, da beißt sie dieselben in die Finger und sucht sich dann durch einen Sprung ins Wasser zu retten.

Der Kopf der Wassermaus ist kürzer, die Schnauze dicker, das Haar borstiger, der Schwanz viel kürzer, als an den Ratten. Große oder solche Flüsse, wohin viele Leute zu kommen pflegen, vermeidet sie eben so sorgfältig, als der Fischotter.

den sie gemeiniglich ihren liebsten Aufenthalt, weswegen auch die Einwohner, nachdem sie das Rohr ausgeschnitten und weggeschafft haben, die stehen gebliebenen Blätter davon ringsherum anzünden, wobei viel tausende derselben verbrennen. S. Bankrofts Guiana p. 85. M.

*) Cf. Pennant. l. cit.

Die Hunde pflegen diese Thiere mit einer Art von Wuth aufzujagen. In Häusern oder Scheuern werden sie niemals angetroffen. Sie entfernen sich nie, auch nie so weit, als der Fischotter vom Ufer, welcher sich bisweilen über eine französische Meile weit auf dem Lande verlieret.

Die Wassermaus läßt sich nicht auf erhabnen Gegenden antreffen, auf hohen Bergen und auf dürren Ebnen ist sie eine wahre Seltenheit, in allen feuchten und sumpfigen Thälern aber schwarmweise zu finden. Die Männchen und Weibchen halten sich am Ende des Winters zu einander und letztere bringen im April gemeiniglich sechs oder sieben Jungen. Das geschieht vielleicht mehr als einmal des Jahres; man hat aber davon keine zuverläßige Nachricht.

Ihr Fleisch ist nicht ganz zu verachten. Die Bauern essen es zur Fastenzeit, wie das Fleisch des Fischotters. In Europa sind sie allenthalben, nur nicht in dem allzu strengen Himmelsstrich um den Pol, anzutreffen. Wenn Bellonius nicht irret, so findet man sie auch wieder in Aegypten an den Ufern des Niles. Die von ihm

ge=

gelieferte Zeichnung gleicht aber unsern Wasserratten so wenig, daß man diese Ratten des Niles nicht ohne Grund für eine ganz andre Thierart halten muß *).

*) Die Wassermaus ist eben so lang, als die Ratte, aber, wegen ihres nicht so glatt anliegenden, borstigen Ansehens, ungleich dicker; sie hat auch eine dickere Schnauze, weniger hervorragende Ohren und einen kleinern Schwanz mit ganz dünnen Haaren besetzet. Sie hat in allen sechszehn Zähne, vier Schneide- und zwölf Backenzähne. Die ersten sind etwas länger und dicker, sonst wie beim Eichhorn beschaffen; die letztere haben, wie bei den Hasen und Kaninchen, auf ihren Seitenflächen längshin tiefe Lücken. Die vordersten sind eigentlich die dicksten und längsten und passen genau auf einander.

M

XXIX.

Die kleine Feldmaus *).

Der Kampagnol.

Die kleine Feldmaus ist viel gemeiner und in weit mehrern Gegenden, als die große, verbreitet. Die letztere findet man

*) Campagnol. Mulot à courte queuë, petit Rat des champs. Ital. Campagnoli.
Mus agrestis minor Gesn. Hist. quadr. p. 733. Jcon. Anim. quadr. p. 116.
— agrestis capite grandi, Brachiuros. Raji. Syn. anim. quadr. p. 218.
Mus cauda brevi, corpore nigro-fusco, abdomine cinerascente. Linn.
Mus agrestis, capite grandi. Klein. quadr. p. p. 57. Not. 50.
— cauda brevi, pilis è nigricante et sordide luteo mixtis in dorso, et saturate cinereis in ventre vestitus. Mus campestris minor Brisson. Regn. anim. p. 176.

Rat:

Kleine Feldmaus. Tab. LXXIII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

man nur auf hohen Aeckern, die kleine, hingegen allenthalben, in Waldungen, Feldern, Wiesen und sogar in den Gärten. Man erkennet sie leicht an ihrem dicken Kopf und kurzen Stutzschwanz, dessen Länge sich selten über einen Zoll erstrecket. Sie gräbt sich Löcher in die Erde und füllet sie mit Getreide, Haselnüssen und Eicheln. Das Getreide scheint sie allen übrigen Nahrungsmitteln vorzuziehen.

Rat de terre. Memoires de l'Acad. des Scienc. année 1756. Mem. sur les Musaraignes par Mr. Daubenton.

A. D. V.

Aldrov. Quadr. p. 436. Mus terrestris. Linn. S. N. XII. p. 82. n. 10. Faun. suec. Ed. 1. n. 29. Ed. 2. p. 11. n. 31. Schwed. Molle. Pennants Britt. Thierg. p. 45. Tab. XI. c. Engl. The short taill'd Fieldmouse. Span. Raton de Campos. Dän. Skier-Muus. Müllers Linn. Natursf. I. 345. n. 10. Die Feldmaus. Hallens Thiere p. 431. n. 5. Die Scharrmaus. Valm. de Bom. Dict. II. p. 301. Dict. des anim. III. 666. Petit Rat des Camps Cf. Wittenb. Wochenbl. 73. p. 261. 269 und 305 Hannov. Magaz. 73. p. 1633 — 1656. Koburg. Mag. II. 71. Harzmagaz. I. p. 370. Greifsw. gel. Nachr. 74. p. 136. Zorns Gedank. über die Mäuseplage 1742 und 1773. Schwenckf. Quadr. 116. Μῦς ἄγριος. Mus sylvestris, campestris vel subterraneus Agricolæ. Nitedula Servii Erdschussel. Erdfahren, Erdmaus, Ackermaus, Scharrmaus.

M.

Im Julius, wenn das Getreide reif ist, kommen diese Mäuse von allen Orten zusammen, und verursachen durch das Abbeißen der Halme, der Aehren wegen, den größten Schaden *). Sie scheinen den Schnittern ordentlich nachzuernten und machen sich die ausgefallne Körner und übrig bleibende Aehren vortreflich zu Nütze **). Wenn die Haupternte für sie vorbei ist, überfallen sie die neu besäeten Felder, um im Voraus die Ernte des künftigen Jahres zu vernichten. Im Herbst und Winter ziehen die meisten in die Wälder, um sich mit Buchecken, Haselnüssen und Eicheln zu nähren.

In

*) Sollte Hr. v. Linné unter seiner Erdmaus, Mus gregarius S. N. XII. p. 84. n. 16. Müllers Linn. Naturs. I. 351. nicht eben diese Art gemeinet haben, und sollte sie nicht blos als eine Abänderung seines Muris terrestris zu betrachten seyn? M.

**) Auf der Insel Frankreich (Isle de France) finden sich diese Feldmäuse dermaßen häufig, daß man behauptet, die Holländer hätten dieser Thiere wegen ihre Niederlassung aufgegeben. Es giebt Pflanzungen, wo man deren jährlich mehr, als dreißig tausend umbringet. Sie legen sich nicht allein in der Erde weitläuftige Magazine von Körnern und Früchten an,

In gewissen Jahren erscheinen so furchtbare Heere dieser Mäuse, daß durch ihre Menge, wenn sie sich lange halten können, alles verwüstet wird *). Glücklicherweise treibt sie der Heißhunger gemeiniglich an, sich einander selbst aufzufressen und so zu vertilgen. Viele werden auch von den großen Feldmäusen aufgezehret. Außerdem sind sie ein gewöhnlicher Fraß des Fuchses, der wilden Katze, des Feldmarders und der gemeinen Wiesel.

Die kleine Feldmaus hat mit keinem Thiere mehr Aehnlichkeit, als mit der Wassermaus, besonders in Ansehung der innern Theile, wie aus dem, was Hr. Daubenton davon anführt, erhellet. Aeußerlich aber unterscheidet sie sich durch viel wesentliche Merkmale: 1) durch die Größe, die

an, sondern klettern auch auf die Gipfel der Bäume, daselbst kleine Vögel zu erbeuten. Sie durchnagen die dicksten Träger. Man siehet sie mit Sonnenuntergang von allen Seiten sich ausbreiten und in wenig Nächten eine ganze Ernte verzehren. Man hat Maisfelder daselbst gesehen, wo sie keine Aehre mehr gelassen hatten. S. Reisen eines französ. Offiz. p. 92.

M.

*) Hiervon lese man besonders das Witt. Wochenbl. l. cit. M.

die bei der kleinen Feldmaus von der Nasenspitze bis zum Schwanze nur etwa drei, bei der Wassermaus aber sieben Zolle beträget. 2) Durch die Abmessungen des Kopfes und Leibes. Die kleine Feldmaus ist im Verhältniß mit ihrer Leibeslänge, dicker am Kopf und am Leib, als die Wassermaus. 3) Durch die Länge des Schwanzes, die bei der kleinen Feldmaus höchstens nur ein Drittheil, bei der Wassermaus aber zween Drittheile der ganzen Länge des Thieres beträget: endlich auch 4) durch das Naturel und Lebensart. Die kleine Feldmäuse fressen keine Fische, begeben sich auch nicht aufs Wasser. Die Eicheln der Wälder, das Getreide der Felder, die knotichten Wurzeln der Wiesen, als die Wurzeln des Hundezahns, geben ihnen die natürlichste Nahrung.

Die Löcher der kleinen Feldmäuse sind wie der großen ihre beschaffen und bisweilen in zwo Hölen abgetheilet, aber nicht so geräumig und bei weitem so tief nicht in die Erde gegraben. Hier wohnen bisweilen viele dieser kleinen Thiere beisammen. Bei annähernder Heckzeit schleppen

die Weibchen Gras zu einem Lager für ihre Jungen zusammen. Sie hecken im Frühling und Sommer, auf einmal gemeiniglich fünf, oder sechs, manchmal auch sieben oder acht Jungen.

Anhang nach Herrn Daubenton

Die kleine Feldmaus gleicht der Wassermaus in Ansehung der Leibesgestalt, Farbe und Beschaffenheit des Haares, und ist von ihr hauptsächlich in der mindern Größe merklich unterschieden. Außerdem hat sie einen haarigern Kopf, kürzere Ohren, einen kleinern Schwanz, als die Hausmaus und große Feldmaus, auch einen dickern und kleinern Kopf, als beide.

Im Thiergarten zu Versailles hat man im Jahr 1758 eine kleine Feldmaus gefangen, welche von andern sich dadurch unterschied, daß an ihr überall aschgrau schwärzliche Haare und ein längerer Schwanz, als an den übrigen bemerkt wurde; denn er war an dieser 1 Zoll und 9 Linien; die ganze Länge des Körpers aber 3 Zoll und

und 7 Linien. Eine kleine Feldmaus von gewöhnlicher Farbe, die man zugleich ebendaselbst gefangen, hatte nur einen zehn Linien langen Schwanz, obgleich die Länge des Leibes 3 Zoll und eilf Linien ausmachte. An einer andern, von etwa 3 Zoll und 8 Linien, sahe man einen Schwanz von 1 Zoll und 3 Linien. Am größten Thiere dieser Art hat Hr. Daubenton einen 4 Zoll 3 Linien langen Körper und einen Zoll langen Schwanz wahrgenommen. Der Rücken war gelblich, mit einem dünnen, grauen Streife, der Untertheil des Leibes grau, mit Aschfarbe gemischet. Bei andern, die er sehr häufig untersuchet, fand er den Rücken braun, mit einer gelblichten Schattirung, den Untertheil des Leibes blaßgelb, unrein weiß und aschgrau. Indessen glaubt er, daß ohnerachtet aller Verschiedenheiten in der Farbe, der Größe des Leibes und Schwanzes, diese Thiere doch alle zu einerlei Gattung gehören. Wenn man die geringere Zahl der Schwanzwirbelbeine ausnimmt; so ist auch das Geribbe dieses Thieres vom Geribbe der Wassermaus blos durch die kleinere Knochen unterschieden.

M.

XXX. *)

Die Spitzmaus. **)

Die Spitzmaus scheint einen Uibergang in der Ordnung der kleinen Thiere auszumachen, und einen leeren Raum zwischen den Ratten und Maulwürfen auszufüllen, die zwar von gleicher unbedeutender Größe, in der Bildung aber merklich von einander abweichend und in der Gattung sehr unterschieden sind. Die Spitzmaus, die an Größe nicht einmal der gemei-

*) Ich habe hier im Original das Meerschweinchen und den Igel überschlagen, bis wir die vom Herrn von Buffon angeführte noch übrigen Mäuse und ihnen am ähnlichsten Thiere werden beschrieben haben. M.

**) La Musaraigne. Griech. Μυγαλῆ. Lat. Mus araneus, Mus coecus. Ital. Toporagno. Span Murganho. Deutsch. Muzer, Zismaus, Spitz-

Spitzmaus. Tab. LXXIV.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

meinen Maus gleich kömmt, hat mit dem Maulwurfe besonders viel Aehnliches, in Ansehung der Schnauze, weil ihre Nase weit länger, als die Kinnbacken ist, imgleichen der Augen, die zwar etwas grösser

Spitzmaus, Haselmaus. Engl. Shrew. Shrew-Mouse, Hardy-Shrew. Schwed. Nabbmus. Poln. Keret. In Schles. Bisammaus, bei den Graubündnern, Musarring, in der Schweiz Mûtre, in Savoyen Muset. Musette, Sery, Sri. (Dän. Nabbmuus, Muuseskier.)

Mus araneus Gesn. Hist. Quadr. p. 747.

Mus Mochias. (Weil sie aufgetrocknet nach Moschus riechet.) Gesn. Icon. anim. quadr. p. 116

Mus araneus. Raji Syn. Anim. quadr. p. 239. Sorex Mus araneus Linn.

Mus araneus, rostro productiore, Mus venosus. Klein quadr. p. 58.

Mus araneus supra è fusco rufus, infra albicans. Mus araneus. Briss. regn. anim. p. 178.

A. d. B.

Die Spitzmaus. Angelmaus. Hallens Thiere I. 435. n. 13. Müllers Linn. Nat. Syst. I. 302. n. 5. Tab. XVII. f. 3. Pennants Britt. Thierg. p. 49. Tab. IX. c. Kram. Austr. p. 317. Sorex foetidus Penn. Syn. quadr. Sorex Araneus caudâ mediocri, corpore subtùs albido Linn. S. N. XII. p. 74. n. 5. Faun. Suec. Ed. 2. n. 24. p. 9. Ed. 1. n. 33. Lonic. 1703. p. 622. Aldr. Quadr. 441. Jonst.

ser, als am Maulwurf, aber eben so versteckt, als bei diesem, und viel kleiner sind, als an der gemeinen Maus; ferner der Anzahl der Zehen, deren sie fünf an allen Füßen hat; in Ansehung des Schwanzes, der Beine, besonders der hintern, die kürzer sind, als an der gemeinen Maus, endlich der Ohren *) und der Zähne.

Dieses kleine Thier duftet einen starken, ihm ganz eignen Geruch von sich, welchen die Katzen gar nicht ausstehen können, die zwar alle Spitzmäuse verfolgen, auch tödten, aber nicht, wie die gemeine Mäuse, verzehren. Es ist wahrscheinlich, daß dieser schlimme Geruch, nebst dem Widerwillen der Katzen, das Vorurtheil von dem Gifte dieser Thiere und von ihrem dem Vieh,

T. 66. Charl. Onom. 22. Exerc. p. 25. Schwenckf. quadr. p. 114. Mus domesticus, minimus. Zißmaus. Mutzer. Dalech. Pharm. 450. Briss. quadr. 126. Er gedenkt auch p. 127. n. 3. einer brasil. Spitzmaus mit schwarzen Strichen auf dem Rücken. La Musaraigne du Bresil. Mus araneus. Marcgr. Bras. p. 229. Bom. Dict. VII. 286. Dict. des Anim. III. p. 202. M.

*) Man vergleiche hier mit nachstehender Nachricht von der Spitzmaus die Beschreibungen der gemeinen Maus und des Maulwurfs.

A. d. V.

Vieh, besonders den Pferden, schädlichen Bisse, mögen veranlasset haben. Sie haben aber weder etwas Giftiges an sich, noch die Fähigkeit zu beißen. Die Oefnung ihrer Schnauze ist nicht weit genug, die doppelte Dicke der Haut irgend eines andern Thieres zu fassen, welches doch nothwendig zum Beißen erfordert wird.

Die Pferdekrankheit, welche der gemeine Mann vom Bisse der Spitzmäuse herleitet, ist blos eine Geschwulst oder faulende Entzündung, die von einer innern Ursach und gar nicht von einem Biß oder Stich dieses kleinen Thierchens entstehet.

Gemeiniglich findet man die Spitzmäuse, besonders zur Winterszeit auf den Heuböden, in den Ställ n, in Kornspeichern und Misthöfen. Korn, Insekten und faulendes Fleisch sind ihre gewöhnliche Nahrung. Sie werden auch häufig auf dem Feld und in Wäldern angetroffen, wo sie vom Korne leben. Sie verbergen sich hier in Moos, unter den Blättern, den Baumstämmen und bisweilen in Löchern, die entweder von Maulwürfen verlassen worden oder in solchen, welche sie selbst mit ihrer Schnauze und ihren Klauen ausgraben.

Der gemeinen Sage nach bringt eine Spitzmaus eben so viel, aber nicht so oft Jungen, als die gemeine Maus, läßt auch ein viel schärferes Geschrei von sich hören, und ist lange nicht so beweglich und schnell, als diese. Weil sie schlecht sieht und nicht viel besser laufen kann; so ist es leicht, sie zu fangen. Ein mit Roth untermengtes Braun ist ihre gewöhnliche Farbe, doch werden auch aschgraue und fast ganz schwarze gefunden. Am Bauche sind sie alle mehr oder weniger weißlicht.

In Europa sind sie gemein; in Amerika scheinen sie sich aber nicht wieder zu finden. Das brasilianische Thier, dessen Markgraf *) unter dem Namen einer Spitzmaus gedenket, und welches, nach seiner Aussage, nebst einer sehr spitzigen Schnauze drei schwarze Streifen auf dem Rücken hat, ist größer und wahrscheinlich von einer andern Gattung.

*) Macgr. Hist. nat. Bras. p. 219.

Die

Wasserspitzmaus. Tab. LXXV.

B. N. d. Vierf. T. IV. T.

XXXI.

Die Wasserspitzmaus *).

Obgleich dieses Thier in unsern Gegenden zu Hause gehört, ist es doch noch keinem Naturforscher, als dem Herrn Daubenton, bekannt worden; der es zuerst entdeckte und auf dessen genaue Beschreibung wir unsre Leser hier verweisen. Ich werde dieses in der Folge dieses Werkes öfter thun können. Der unbeschreibliche Fleiß, womit Hr. Daubenton die Thiere untersuchet, die Entdeckung vieler bis-

*) La Musaraigne d'eau. v. Mém. de l'Acad. des Scienc. An. 1756. Mem. sur la Musaraigne par. Mr. Daubenton p. 211. Pl. I. f. 2.
A. d. V.

Mus araneus aquaticus, suprà ex fusco nigricans, infra ex fulvo cinereus ac griseus. La Musaraigne d'eau. Briss. Quadr. p. m. 127. Souris d'eau des Bourguignons. Vallm. de Bom. Dict. VII. p. 287. M.

her unbekannter oder zum Theil mit andern verwechselter Arten, die man ihm zu danken hat, scheinen mir dazu eben so viel Recht, als Verbindlichkeit zu ertheilen.

Alles, was ich von der Wasserspitzmaus zu sagen vermag, ist, daß man sie bei Sonnen Auf- und Untergang an den Quellen fängt, daß sie, des Tages über, sich in F lsenritzen und Löchern unter der Erde, längs den kleinen Bächen versteckt hält, und im Frühling Junge, mehrentheils neun an der Zahl, zu werfen pfleget.

Herrn Daubentons
Beschreibung der Wasserspitzmaus.

Da diese von den Naturforschern bißher unbemerkt gebliebne Spitzmaus im Wasser und auf der Erde lebt, habe ich ihr, zum Unterschiede der längst bekannten, den Namen der Wasserspitzmaus gegeben. Sie ist größer, als jene, mit einer etwas dickern Schnauze, längerm und stärker behaartem Schwanz und Füßen versehen. Es herrscht auch zwischen beiden ein Unterschied in den Farben des Körpers; denn der obere Theil des Leibes, von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanz ist schwärzlich und etwas braun durchscheinend, der untere hingegen ein Gemische von Rothbraun, grau und Aschfarbe, der Schwanz grau und fast nackend, nur an der untern Seite nicht, wo man ein kur-

zes, weißlichtes Haar von einem Ende bis zum andern, wahrnimmt. Auch die Zehen haben an den Seiten Haare, die sich an der gemeinen Spitzmaus nicht bemerken lassen.

Eine dieser Wasserspitzmäuse hatte von der Spitze der Schnauze bis zum Hintern drei Zoll in der Länge und nicht mehr als vier Quentchen und fünf Granen an Gewichte. In der Gallenblase beobachtete ich, unter andern fünf oder sechs Körperchen, die wohl nothwendig belebte Wesen seyn mußten. Sie schwommen in einer entgegengesetzten Richtung mit wiederholten Sprüngen sehr hurtig und fast auf eben die Art, wie die Großköpfe. Sie hatten auch eben dieselbe Figur; denn der hintere Theil war viel dünner, als der vordere und endigte sich in einen Schwanz. Sie waren aber weißlicht und so klein, daß man sehr nahe darauf sehen mußte, um sie zu erkennen.

In der Figur und Lage der Zähne gleichen diese Spitzmäuse dem Igel, weil keine von ihren Zähnen Schneide- oder Hundszähne sind, an den meisten aber die Wurzeln hinterwärts gehen, auch die ersten beiden in jedem Kinnbacken vor den übrigen eine besondre Länge haben. Die beiden

den langen Zähne des obern Kinnbackens sind unten, die am untern, oben etwas gekrümmet. Außer diesen vier langen Zähnen sind sieben andre auf jeder Seite des untern Kinnbackens; zusammen acht und zwanzig Zähne. Die vier vordern sind an ihrem Ende von einer sehr dunkeln Orangenfarbe.

XXXII.

Der Siebenschläfer*).

Den Naturforschern sind von Siebenschläfern drei unterschiedene Gattungen, der gegenwärtige (Loir), die große und kleine Haselmaus (Lerot und Muscardin) bekannt; alle drei Arten verschlafen, wie

*) Le Loir. Griech. Μυωξός nach Gesnern; Ἐλειος nach den Sprachforschern. Lat. *Glis*. Ital. Glero, Gliero, Ghiro; Span. *Liron*; Deutsch. Siebenschläfer nach Kleinen, in einigen Gegenden Deutschlandes Greül nach Gesnern; Poln. Sczurek, in der Schweiz Rellmusc. Alt Franz. Rat-Liron. Rat-Veule. Glis Gesn. Hist. quadr. p. 550. Icon. quadr. p. 109. — Aldrov. Hist. quadr. digit. p. 409. fig. mala. *Glis* supra obscure cinereus, infra ex albo cinerascens. Briss. Regn. anim. p. 160.
A. d. V.

Glis

Der Siebenschläfer. Tab. LXXVI.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

wie das Murmelthier, den ganzen Winter. Die größte darunter ist unser Siebenschläfer, die kleinste, die rothe oder kleine Haselmaus. Verschiedene Schriftsteller verwechselten eine dieser Gattungen mit den beiden andern, da es doch hier nicht schwer hält, sie alle drei zu erkennen und als besondre Arten von einander zu unterscheiden. Der Siebenschläfer hat beinahe die Größe des Eichhorns, und ist an seinem Schwanz überall fast mit eben so langen Haaren bewachsen. Die große Haselmaus ist etwas kleiner, als die Ratte, ihr Schwanz überall mit sehr kurzen und nur am Ende mit einem Büschel von langen Haaren besetzet.

Die

Glis, le Loir. Briss. quadr. *p.* 113. n. 1. Raj. Syn. p. 229. Charlet. Exerc. p. 25. *Glis* Ejusd. Onom. p. 21. *Glis*. Mus arboreus vel *sylv*. Engl. The Dormouse. *Klein* quadr. p. 54. Sciurus epilepticus, cinereus Prussicus. Grauwerk, Mus avellanus. Engl. Sleeper. Hebr. Akbar. Chald. Akbera. Arab. Pir oder Phir. Sciurus Glis canus, subtus albidus Linn. XII. p. 87. n. 8. Müll. Linn. Natursf. I. p. 358. Das Mäuseeichhörnchen. Die afrikan. Schlafratte? Hallen 423. n. 3. Kolbens Vorgeb. der guten Hoffn. 4to. *p.* 342. Die Rasselmaus Holl. Rattelmuys. Fr. Loir, Lorrot, Liron, Rat velu. Sciurus pingvis Penn. syn. Vallm. de Bom. Dict. VI. *p.* 399. Dict. des Anim. II. p. 700.

M.

Die kleine Haselmaus gleicht der gemeinen Maus an Größe, hat am Schwanz längere Haare, als die große Haselmaus, und kürzere, als der Siebenschläfer, an der Spitze dieses Theils aber gleichfalls einen dicken Schopf langer Haare. Die grosse Haselmaus unterscheidet sich von den beiden andern, durch die schwarze Flecken, nahe bei den Augen, die kleine, durch die hellbraune Farbe des Haares auf dem Rücken. Alle drei sind weiß oder weißlicht unter dem Hals und am Bauche; nur daß die große Haselmaus ein ziemlich reines Weiß, der Siebenschläfer eine weißlichte, die kleine Haselmaus aber eine mehr gelblichte, als weiße Farbe an allen untern Theilen ihres Körpers zeigen.

Man sagt von diesen Thieren im uneigentlichen Verstande, sie verschliefen den ganzen Winter. Sie befinden sich alsdann in einem vom natürlichen Schlaf sehr unterschiedenen Zustande, der vielmehr eine Betäubung der Sinnen und Erstarrung der Glieder ausmacht und von Erkältung des Blutes entstehet. Uiberhaupt besitzen diese Thiere so wenig von innerer Wärme, daß die Wärme ihres Blutes die Wärme der äußern Luft fast gar nicht übersteiget. Ist letztere am Thermometer zehn Grad über

über den Gefrierpunkt gestiegen, so bemerkt man bei diesen Thieren eben einen solchen Grad von Wärme. Wir haben die Kugel eines kleinen Wärmemessers verschiedenen lebenden großen Haselmäusen in den Leib gesenkt, und ihres Körpers innere Wärme beinahe der Luftwitterung gleich, auch sogar gefunden, daß, wenn die Luftwärme auf dem eilften Grade stand, unser auf diese Art eingesenkter und gleichsam ans Herz gebrachter Wärmemesser bisweilen sogar um einen halben oder ganzen Grad gefallen.

Da nun bekannt ist, daß die Wärme des Menschen und fast aller mit Fleisch und Blut versehenen Thiere, zu allen Zeiten über dreißig Grade steiget; so ist es kein Wunder, wenn diese Thiere, welche, in Vergleichung mit andern, einen so geringen Grad natürlicher Wärme besitzen, so gleich erstarren, als dieser geringe Vorrath nicht mehr durch die äußere warme Luft unterhalten wird. Das geschieht aber allemal, wenn der Wärmemesser nicht höher, als zehn oder eilf Grade über dem Gefrierpunkt stehet. Hierin ist eigentlich die wahre Ursache des Erstarrens dieser Thiere zu suchen. Eine lange von den meisten unerkannte, aber doch allgemeine Ursach, die

sich

sich an allen, den Winter hindurch schlafenden Thieren wirksam beweiset! Wir finden ihre Wirkungen an den Siebenschläfern, Igeln und Fledermäusen bestätigt, und ob uns gleich die Gelegenheit gefehlet, an Murmelthieren die Probe zu machen; so bin ich doch überzeugt, daß dieses Thier eben so kaltblütig, als die andern sey, weil es im Winter gleich diesen zu erstarren pfleget.

Diese Erstarrung *) dauret nicht länger, als die Ursach, welche sie hervorbrachte, und muß also mit dem Froste zugleich wieder aufhören. Einige Grade über zehn oder eilfe sind schon hinlänglich, diese Thiere wieder zu beleben. Hingegen erstarren sie gar nicht, wenn sie den Winter hindurch an einem hinlänglich warmen Ort er-

*] Vom Winterschlaf oder von der gewöhnlichen Erstarrung mancher Thiere im Winter lese man bei dieser Gelegenheit; den phys. und ökon. Patriot Hamb. 1756. 4to 49. St. p. 389 — 396. Den Arzt Hamb. 1760. 4. B. 103 St. p. 797. Kleins Naturgesch. des Murmelthieres, in der Ordn. der vierf. Thiere. Danzig 1760 4to. S. 137 und in der Vorber. zur Vögelhist. p. 415. Dess. Monatl. Beitr. zur Naturk. 3. S. 1752 p. 197 — 216. Mannigf. I Jahr. p. 624. 633. 644. III. Jahr. p. 183 ꝛc. M.

erhalten werden. Sie laufen alsdann herum, fressen und schlafen, wie andere Thiere, nur in abwechselnden Schlafstunden. Wenn sie Kälte verspüren, krümmen sie sich so rund, als ein Knaul zusammen, um der Luft weniger Oberfläche darzubieten, und sich noch einige Wärme zu ersparen. In dieser Figur pflegt man sie den Winter hindurch oft in holen Bäumen und Löchern der Mauern an der Mittagsseite zu finden. Da liegen sie auf Moos und Blättern, wie eine Kugel zusammen gerollt, und ohne Bewegung. Sie lassen sich dann greifen, in der Hand fest halten, und auf der Erde wegrollen, ohne sich zu bewegen oder auszustrecken. Nichts bringt sie zu sich selbst, als eine gelinde Wärme, die sich stuffenweise verstärket. Wenn man sie plötzlich oder auf einmal dem Feuer nähert, sind sie gleich des Todes. Um sie aus ihrer Erstarrung zu erwecken, muß man sie allmählig immer näher ans Feuer bringen.

Ohnerachtet in diesem Zustand ihre Augen geschlossen, sie selbst aber ohne Bewegung, auch, wie es scheint, gänzlich des Gebrauchs ihrer Sinne beraubet sind; so bleibt ihnen doch das Gefühl eines lebhaften Schmerzes noch übrig. Eine Wun-

de, eine durchs Brennen verursachte Beschädigung, können bei ihnen eine zusammenfahrende Bewegung und ein kleines dumpfiges Geschrei hervorbringen, welches diese betäubte Thiere sogar mehrmal wiederholen. Die Reizbarkeit bleibt also bei ihnen, wie die Bewegung des Herzens und der Lungen, ungehindert. Indessen ist es wahrscheinlich, daß diese zum Leben erforderliche Bewegungen in diesem Zustande der Betäubung schwächer, als gewöhnlich sind, auch nicht mit gleichen Kräften wirken. Der Kreislauf erhält sich wahrscheinlicherweise nur in den größten Gefäßen, der Athem ist schwach und langsam, es geschehen überhaupt nur sehr wenig Absonderungen, der Auswurf ist gänzlich, die Ausdünstung größtentheils, gehemmet: weil diese Thiere verschiedene Monate hinbringen, ohne das Geringste zu genießen. Wie könnten sie aber unter solchen Umständen das Leben erhalten, wenn sie bei der so strengen Fastenzeit verhältnißmässig eben so viel von ihren wesentlichen Theilen, als zu andern Zeiten, verlören, wo die Nahrungsmittel den Abgang derselben täglich ersetzen? Indessen müssen sie doch wohl auch zur Zeit ihrer Betäubung einigen Abgang davon leiden, weil sie, bei

zu

zu langer Dauer des Winters, in ihren Löchern zu sterben pflegen. Vielleicht ist auch ihr Tod nicht sowohl der Dauer, als der Strenge des Winters beizumessen; denn sie krepiren in Kurzem, wenn man sie bei starkem Froste der freien Luft aussetzet.

Daß nicht eigentlich der zu große Verlust wesentlicher Theile in harten Wintern ihr Leben abkürze, scheint mir daher glaublich zu seyn, weil im Herbst ihr Körper unmäßig fett, und weil er es im Frühjahr nicht viel minder ist, wenn sie wieder aufleben. Dieser Uiberfluß von Fett, als eine innerliche Nahrung, ist hinreichend, sie zu erhalten und alles, was ihnen durch die Ausdünstung entgehet, wieder zu ersetzen.

Da inzwischen die Kälte die einzige Ursach ihrer Erstarrung ist, und sie unter keiner andern Bedingung in diesen Zustand gerathen, als wenn die Luft unter dem zehnten oder eilften Grad erwärmet ist; so trägt sichs öfters zu, daß diese Thiere, sogar im Winter, von neuem aufleben, weil es in dieser Jahreszeit Stunden und sowohl einzelne, als ganze Reihen von Tagen giebt, wo die Feuchtigkeit im Thermometer von 12 bis zu 14 Graden steiget. In so gelindem Wetter kommen die

Siebenschläfer aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um Nahrung zu suchen, oder sie zehren vielmehr von dem im Herbst gesammleten und in ihren Magazinen aufbewahrten Vorrathe.

Aristoteles *) und nach ihm viel andere Naturbeschreiber sagen, daß die Siebenschläfer den Winter nicht allein ohne Nahrung zubringen, sondern in dieser Fastenzeit sogar außerordentlich fett, und sie also vom Schlafe mehr, als andre Thiere durch Nahrungsmittel, genähret würden. Hier ist nicht allein die Sache an sich unrichtig, sondern auch die daraus gezogne Folgerung ganz unmöglich. Müßte sich ein erstarrter Siebenschläfer in diesem Fall nicht blos von der eingeathmeten Luft vier bis fünf Monate lang ernähren? Wenn wir nun, insofern man auf dieser Meinung bestünde, zugeben wollten, (da schon dieses viel zu viel Nachsicht wäre), ein Theil dieser Luft könne sich wirklich in eine Art von Nahrung verwandeln; wie sollte das Thier dennoch bei diesem widrigen Unterhalt so beträchtlich zunehmen und fett werden können? Wäre sie wohl hinlänglich, blos den de-

*) Hist. anim. L. VIII. c. 17.

beständigen Abgang der Ausdünstung völlig zu ersetzen?

Die Ursach, wodurch Aristoteles auf diesen irrigen Gedanken gerathen konnte, war hauptsächlich, weil in Griechenland, in dort gewöhnlichen gelinden Wintern, die Siebenschläfer nicht beständig schlafen. Da sie nun allemal, wenn die Wärme sie wieder belebet, und vielleicht unmäßig, fressen; so wird er sie daselbst immer, auch erstarrt, sehr fett gefunden haben; denn es ist gewiß, daß diese Thiere zu jeder Zeit fett, aber noch fetter im Herbst, als im Sommer sind. Ihr Fleisch hat viel Aehnliches mit dem Fleische des Meerschweinchens. Die Römer zählten die Siebenschläfer unter ihre Leckerbissen bei Tafel und pflegten sie häufig in dieser Absicht zu mästen. Varro zeigt, wie man Gehege für Siebenschläfer anlegen, und Apizius wie man von ihnen gute Ragouts bereiten solle. Man hat es aber nicht gut gefunden, diese Gewohnheit beizubehalten; vielleicht wegen eines natürlichen Eckels, den man vor diesen Thieren, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Ratten empfunden, vielleicht auch, weil ihrem Fleisch wirklich an einem recht guten Geschmack noch viel abgehet. Bauern, die es gekostet hatten,

 sag-

sagten mir, daß es nicht viel besser, als das Fleisch der Wasserratten, schmeckte. Uibrigens läßt sich blos der Siebenschläfer im Nothfall, die große Haselmaus aber, wegen ihres schlechten, widrig riechenden Fleisches, gar nicht, genießen.

Der Siebenschläfer hat viel Aehnliches mit dem Eichhörnchen in seinen natürlichen Eigenschaften. Er wohnt, gleich diesem, in den Wäldern, klettert auf die Bäume, springt von einem Ast auf den andern, obwohl nicht mit eben der Leichtigkeit, als das Eichhorn, welches mit längern Beinen und lange nicht so dickem Bauche versehen, auch in Vergleichung mit einem fetten Siebenschläfer sehr mager ist, ob sie gleich beide sich von einerlei Nahrungsmitteln ernähren. Buchecker, Haselnüsse, Kastanien und andere wilde Früchte sind ihre gewöhnliche Speisen. Der Siebenschläfer wagt sich auch an kleine Vögel, die er auf dem Nest ertappen kann. Er bereitet sich zwar nicht, wie das Eichhorn, eine Laube auf Bäumen, aber doch ein weiches Mooslager in holen Stämmen, auch wohl in den Ritzen hoher Felsen, allemal aber an trocknen Oertern, weil er die Nässe scheuet, wenig säuft und nur selten auf die Erde herabsteiget.

Auch

Auch darin unterscheidet sich der Siebenschläfer vom Eichhorn, daß er seine Wildheit immer beibehält, welche das Eichhorn leicht ableget *). Die Siebenschläfer paaren sich im Frühjahr und werfen im Sommer ihre Jungen, an der Zahl mehrentheils vier oder fünfe. Sie gelangen frühzeitig zu ihrem völligen Wachsthum und sollen, wie man sagt, nur sechs Jahre leben. In Italien, wo man sie noch zu essen pflegt, macht man Gräben in den Wäldern, die man inwendig mit Moos bestreuet und hernach dieses wieder mit Stroh bedecket, auf welches Buchecker geworfen werden. Hierzu pflegt man einen trocknen Ort gegen Mittag und unter dem Abhang eines Felsen auszuwählen. Die Siebenschläfer versammlen sich daselbst in großer Anzahl, und werden, gegen Ende des Herbstes, daselbst in ihrer Erstar=

*) Seine graue Farbe giebt ihm ein sehr merkliches Abzeichen vor dem rothfahlen Eichhörnchen. In der Nähe betrachtet, sieht man auch leicht, daß der Siebenschläfer einen minder breiten Kopf und Schnauze, kleinere, weniger vorstehende Augen, nicht so lange, dünne, fast kahle Ohren, kleinere Beine, Pfoten, Zehen und Nägel, auch nicht so langes Haar am Schwanze habe.

M.

starrung angetroffen, und eben alsdann sind sie am besten zu genießen. Diese kleine Thiere haben viel Muth, ihr Leben aufs äußerste zu vertheidigen, auch sehr lange, starke Vorderzähne, womit sie gewaltig um sich her beißen. Sie scheuen weder das Wiesel, noch die kleinen Raubvögel, entwischen auch leicht dem Fuchs, der ihnen auf die Bäume nicht nachzuklettern vermag. Wilde Katzen und Marder sind ihre gefährlichste Feinde.

Diese Thierart ist nicht sehr weit ausgebreitet. In sehr kalten Himmelsstrichen, als in Lappland und Schweden sucht man sie vergeblich. Wenigstens haben die Naturkenner nördlicher Länder ihrer nicht erwähnet. Der von ihnen angeführte Siebenschläfer ist eigentlich die rothe Haselmaus, der kleinste von allen dreien. Ich vermuthe, daß auch in sehr heißen Gegenden keine Siebenschläfer sich aufhalten, weil die Reisebeschreiber gänzlich von ihnen schweigen. In offenen Ländern, als in Engelland, werden wenige oder gar keine bemerket. Ein gemäßigter Himmelsstrich und waldichte Gegend ist ihnen unentbehrlich. In Spanien, Frankreich, in Griechenland, Italien, Deutschland und in

der Schweiz gehören sie zu Hause. Da wohnen sie auf Hügeln in den Wäldern, aber nicht auf hohen Bergen, wie die Murmelthiere, die ohnerachtet ihrer von der Kälte zu fürchtenden Erstarrung, sich doch nach Schnee und Reif zu sehnen scheinen.

Anhang
nach Herrn Daubenton.

Die Augen des Siebenschläfers sind mit einem schwarzen Ring umgeben. Das Haar der obern Theile des Körpers zeigt sich in einer grauen, mit schwarz und silberweiß untermischten, an den untern Theilen des Körpers in einer weißen Farbe, hin und wieder mit zarten Einsprengungen vom Falben, auf einigen Haaren auch einem Silberglanz. Die Borsten des Knebelbartes pflegen schwärzlich, zween Zolle lang zu seyn, die Haare auf dem Leibe fünf oder sechs Linien, am Schwanz aber ohngefähr einen Zoll auszumachen. Die Vorderpfoten sind, wie beim Eichhorn, außer daß man an der Stelle des Daumens nur sehr unvollkommne Spuren eines Nagels entdecket. Unter den Hinterpfoten finden sich sechs Schwülenhäute;

vier beim Ausschusse der Nägel, zwo weiter hinten. Die Pfoten des Siebenschläfers sind merklich dicker, als an den Ratten. Es ist gar nicht schwer, ihn sowohl von den Haus- als von den Wasserratten, die fast einerlei Dicke haben, durch die Gestalt seines lang behaarten Schwanzes zu unterscheiden. Die Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis an den Hintern pflegt sechs Zoll, die Länge des Schwanzes bis ans Ende der Ribbe, vier und einen halben, bis an die äußersten Spitzen aber der Haare, fünf Zoll drei Linien, zu betragen.

Vorn in jedem Kinnbacken finden sich zween lange Zähne. Die obern stehen, wie bei den Ratten, senkrecht, die untern etwas nach oben eingebogen. Die äußere Fläche dieser vier Zähne hat eine blaße Pomeranzenfarbe. Man bemerkt hier auch, wie bei den Pferden, Ratten und Wasserratten ꝛc. in jedem Kinnbacken, zwischen den vordern und Backenzähnen, starke leere Zwischenräume oder Bühler (Barres). Von Backenzähnen lassen sich an jeder Seite beider Kinnbacken vier, in allem zwanzig Zähne wahrnehmen.

Daub. M.

XXXIII.

Die große Haselmaus*).

Der eigentliche Siebenschläfer lebt in den Wäldern entfernt von unsern Wohnungen; die große Haselmaus aber wohnt mehrentheils in Gärten und findet sich bisweilen

*] Le Lerot. Diese Benennung ist vermuthlich von Loirot, petit Loir herzuleiten, welches den kleinen Siebenschläfer andeutet, weil diese Haselmaus wirklich kleiner, als der ordentliche Siebenschläfer ist. Sonst wird auch diese Maus die weiße Ratte (Rat-blanc) und weil sie gemeiner, als der Siebenschläfer, auch der Name Loir bekannter, als Lerot ist, oft Loir genennet. In Burgund heißt unsre große Haselmaus Voisien oder Vonsien; im Lat. Sorex Plinii, nach dem Gesner; im Deutschen: Haselmaus, in Danzig, nach Herrn *Klein*: Grau-

Grosse Haselmaus. Tab. LXXVII.

B. N. d. Vierf. T. IV. T.

weilen sogar in unsern Häusern. Ihre viel zahlreichere Gattung ist in viel mehrern Gegenden ausgebreitet, und von ihren

Grauwerk; im Englischen: The greater dormouse oder Sleeper nach Hr. Ray, in Flandern: Slæp. Rate, nach Gesner, im Polnischen: Myszerzechowa, Koszalka Rzaczijnsky. (Span. Sorce. Raton Pequenno.

Mus Avellanarum major Gesn. Hist. quadr. p. 735. Ic. quadr. p. 115. fig. bona. Raji. Syn. quadr. p. 219.

Loir. Hist. de l'Acad. Roy. des Scienc. Tom. III. P. III. p. 40. Tab. 7.

Glis supra obscure cinereus, infra ex albo cinerascens, macula ad oculos nigra. Briss. Regn. anim. p. 161.

A. d. V.

Hallens Thiere I. 427. Die Schlafratte, und 443. n. 24. Kleine Haselmaus. Holzmaus. Raji große Haselmaus. Sorex Plin. Glismus Gesn. Aldrov. Quadr. p. 439. Jonst. Quadr. p. 116. T. 66. Rzazc. Auct. Hist. nat. Pol. p. 315. Charl. Exerc. p. 25. Mus avellanarum major. Le Lerot Briss. Quadr. p. m. 114. n. 2. Mus quercinus, cauda elongata pilosa, macula nigra sub oculis. Linn. S. N. XII. p. 84. n. 15. Müll. Linn. Naturs. I. 351. Die Eichelmaus Klein Quadr. p. 56. n. 48. Sciurus hortensis. Pennant. syn. quadr. Vallm. de Bom. Dict. VI. p. 405. Le Lerot. Dict. des Anim. II. 618. Cours d'H. N. II. 273.

M.

ren Beschädigungen bleiben wenige Gärten verschonet. Sie nisten in den Löchern der Mauren, laufen auf die an Geländern angebundne niederstämmige Bäume, wählen sich daselbst zu ihrer Nahrung die auserlesensten Früchte, welche sie alle beim Anfang ihrer Zeitigung benagen. Die Pfirsichen scheinen für sie vorzügliche Leckerbissen zu seyn. Es gehört also alle mögliche Sorgfalt und Bemühung darzu, diese großen Haselmäuse zu vertilgen, wenn man diese Früchte für sich zu behalten gedenket. Sie pflegen auch gern auf Birn = Aprikosen = und Pflaumenbäume zu klettern, und, wenn es ihnen an süßen Früchten fehlet, Mandeln, Hasel = und Wallnüsse, sogar Hülsenfrüchte zu fressen, und von solchen Früchten einen großen Vorrath in ihre Schlupfwinkel zu schleppen, welche sie, besonders in wohl gewarteten Gärten, in der Erde anlegen. In alten Obstgärten stecken sie mehrentheils in alten holen Bäumen. Ihr Lager bereiten sie aus Kräutern, Moos und Blättern. Der Frost bringt sie zu einer Erstarrung, die Wärme hingegen wieder zum Leben. Bisweilen werden ihrer acht bis zehn an einem Orte, ganz erstarret und wie eine Kugel zusammen ge-

rollt,

rollt, mitten in ihrem Nußmagazin, angetroffen.

Ihre Paarungszeit ist im Frühling, die Heckzeit im Sommer. Jeder Wurf besteht aus fünf oder sechs Jungen, die sehr hurtig aufwachsen, aber doch erst im folgenden Jahre sich wieder vermehren. Ihr Fleisch ist nicht wohl zu genießen. Sie pflegen fast eben so widrig, als die Hausratten, der eigentliche Siebenschläfer aber gar nicht, zu riechen. Sie haben auch weder die Neigung zur Fettigkeit, noch die fettigen Faltenmägen, welche die Masse der Eingeweide des eigentlichen Siebenschläfers ganz umgeben.

Diese große Haselmäuse finden sich in allen europäischen Himmelsgegenden, sogar in Preußen und Polen; doch scheinen sie nicht in Schweden und andern nördlichen Ländern zu Hause zu gehören.

Anhang

nach Herrn Daubenton.

Die große Haselmaus ist kleiner, als der Siebenschläfer und von einer ganz andern Farbe. Das unterscheidende Kennzeichen beider Thiere liegt in der Gestalt ihres Schwanzes, der am Siebenschläfer von einem Ende bis zum andern mit langen Haaren besetzet ist, bei der großen Haselmaus aber auf dem größten Theil seiner Länge nur sehr kurze und blos nach dem Ende zu einen Büschel etwas länger Haare zeiget. Auch Leib und Kopf sind kürzer, die Ohren länger, die Schnauze spitziger, als am Siebenschläfer.

Die Augen der großen Haselmaus sind mit einem schwarzen Streif eingefaßt, welcher sich nach vorn bis an den Knebelbart und

und unterwärts bis hinter die Ohren erstrecket. Auch am Untertheil der Ohren selbst ist von außen etwas schwarzes zu merken. Die Stirn ist falb, die obere Theile des Körpers größtentheils rothfahl, mit einer aschfarbig braunen und braunschwärzlichten Mischung; die untern Theile des Körpers weiß, mit gelblichten und aschfarbigen Schattirungen. An den Füßen erblickt man kleine, weiße Haare. Die längsten Haare des Leibes haben bis zu sieben Linien, die Börsten des Knebelbartes einen Zoll und sieben Linien. Die gewöhnliche Länge des ganzen Thieres von der Spitze der Schnauze bis an den After pflegt $4\frac{1}{2}$ Zoll, das Gewicht 1 Unze $5\frac{1}{2}$ Quentchen zu betragen.

XXXIV.

XXXIV.

Die kleine Haselmaus *).

Die kleine Haselmaus ist unter allen Ratten am wenigsten häßlich. Sie hat blitzende Augen, einen dichte behaarten Schwanz und ein Haar von vorzüglicher, mehr blonder, als rother Farbe. In

*) Muscardin von der ital. Benennung Moscardino, in Burgund Rat d'or, oder auch Rattort. Engl. Dormous or Sleeper.

Mus avellanarum minor. Aldrov. Hist. quadr. digit. 440. Raji. Syn. quadr. 220. The Dormouse or Sleeper.

Mus cauda longa pilosa, corpore rufo; gulâ albicante. Linn.

Glis supra rufus; infrà albicans. Le Croquenoix. Briss. Regn. anim. p. 162.

A. d. V.

Die

Die kleine Haßelmaus T. LXXVIII.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

In Häuser und Gärten kömmt sie nur selten und bleibt, wie die Siebenschläfer, am liebsten in Wäldern, wo sie sich in alte hole Bäume verbirget. Die Gattung der kleinen Haselmaus ist lange nicht so zahlreich, als die Gattung der großen. Sie wohnen fast immer einsam in ihren Löchern und es hat uns viel Mühe gekostet, einige davon zu erhalten. In Italien scheint sie aber doch ziemlich häufig, und gemein, auch nicht ganz fremd in nördlichen Gegenden zu seyn, weil sie Hr. von

Die Haselmaus. Müllers Linn. Naturs. I. 350. n 14. Der Nußbeißer, die Schlafratte. Pennants Britt. Thierg. *p.* m. 40. Tab. VIII. b. Die kleine Haselmaus. Waldmaus. Franz. Muscardin. Croquenoix. Rat d'or. Span. Lironcillo. Schwed. Skogsmus. Dän. Hasselmuus. Mus avellanarius, cauda elongata pilosa, corpore rufo, gula albicante, pollicibus posticis muticis Linn. S. N. XII. p. 83. n. 14. Ejusd. Faun. Suec. Ed. 2. *p.* 12. n. 35. Ed. 1. n. 32. Edw. Av. 119. T. 266. Seligm. Vögel. VIII. B. Tab. 56. Mus avellanarum minor. Loir. Der Siebenschläfer. Berl. Samml. VI. B. *p.* 318. c. fig. Briss. quadr. *p.* m. 115. n. 3. Jonst. Quad. p. 116. Kram. Austr. p. 317. Die rothe Waldmaus Valm. de Bomare Dict. VI. p. 407. Schwenckf. Quadr. *p.* 116. Mus sylvestris, Corylinus, agrestis &c. M.

von Linné in seinem Verzeichniß schwedischer Thiere mit aufführet *). In Engelland findet sie sich vielleicht, gar nicht; denn Ray, der sie einst in Italien gesehen, sagt ausdrücklich, die kleine, in England vorkommende Schlafratte **) wäre nicht roth auf dem Rücken, wie er an der italiänischen angemerket, und könnte daher wohl zu einer andern Gattung gehören.

In Frankreich sind unsre kleine Haselmäuse mit den italiänischen völlig übereinstimmend und wir finden sie beim Aldrovand sehr gut beschrieben. Doch setzt er hinzu, daß es in Italien zwo Arten gebe, nämlich eine seltne, mit einem starken Muskusgeruch, und eine gemeine, die gar nicht röche; daß man sie aber zu Bologna beide Muskardins nenne, weil sie einerlei Figur und Größe haben. Wir kennen in Frankreich nur die zwote dieser beiden Arten, weil wir an der unsrigen gar keinen Geruch verspüren. Dieser kleinen fehlen, wie der großen Haselmaus, die fettichten Faltenmagen, welche die Eingeweide beim Siebenschläfer umgeben. Sie wird auch nicht so fett, und ist, ohnerachtet sie keinen übeln Geruch hat, nicht wohl zu genießen. Auch

*) S. Faun. Suec. p. 11.

**) Rat dormeur.

Auch die kleine Haselmaus leget sich, wenn sie vom Frost erstarret, wie der Siebenschläfer und die große Haselmaus, in Form eines Knauels zusammen. Sie pflegt auch, wie diese, bei gelinder Witterung wieder aufzuleben und sich ebenfalls mit Haselnüssen und andern trocknen Früchten zu versorgen. Ihr Lager macht sie, wie das Eichhorn, auf den Bäumen und wählet dazu gemeiniglich einen etwas niedrigen Ort, etwa zwischen den Zweigen einer Haselstaude oder eines Dornbusches. Das Lager wird von in einander geflochtenen Kräutern bereitet, hat im Durchschnitt ohngefähr sechs Zoll und nur oben eine Oefnung.

Mir haben viele Landleute die Versicherung gegeben, solche Nester im Buschholz und in Gehäuen angetroffen zu haben, die von außen mit Blättern und Moos umgeben und jedes mit drei oder vier Jungen besetzet waren. Sobald diese groß werden, verlassen sie die Nester und suchen sich ein Lager in den Hölungen unter den Stämmen alter Bäume. Da finden sie dann die beste Gelegenheit, ihrer Ruhe zu genießen, ihr Magazin anzulegen und ihre Erstarrung abzuwarten.

Anhang nach Herrn Daubenton.

Die kleinere Haselmaus ist etwas dicker, als die gemeine. Sie hat einen breitern Kopf, eine nicht so längliche Schnauze, größere Augen und kürzere Ohren, auch eine höhere Stirn, als der Siebenschläfer und die große Haselmaus, aber Ohren, fast von eben der Bildung und Größe, wie der Siebenschläfer, auswärts und inwendig mit kurzen Haaren bewachsen. Der Schwanz ist nicht minder, wie am Siebenschläfer, mit Haaren an den Seiten versehen, aber mit kürzern, die kaum zwo Linien lang sind. An diesen Haaren allein kann die kleine Haselmaus von der großen Feldmaus (Mulot) und von der gemeinen Maus unterschieden werden. Alle drei sind beinahe von gleicher Größe

auch ihre Schwänze von einerlei Länge, nur daß der Schwanz der gemeinen und großen Feldmaus kahl erscheinet. Sie hat auch einen länglichtern Kopf, längere Schnauze und längere Ohren, als die große Feldmaus.

An den obern Theilen des Körpers haben die kleine Haselmäuse mehrentheils eine lichtfalbe, blonde oder eine rothfahle, braunschattirte, an den untern Theilen eine gelblichte und weiße Farbe. Die längsten Haare waren vier Linien, die am Knebelbart 1 Zoll, 2 Linien lang. Am Fuß der Kupferplatte liegt eine solche Maus in ihrer schlafenden Stellung.

XXXV.

Die große Waldratte
Sürmülot *).

Wir haben die Benennung Sürmülot einer neuen, erst seit wenigen Jahren entdeckten Art großer Feldmäuse beigeleget, weil, außer dem Brisson, welcher sie unter dem Rattengeschlecht anführet, und Waldratte nennet, kein einziger Naturbeschreiber dieses Thieres gedenket. Es unter-

*) Rat des Bois. Surmulot. Buff.

Mus cauda longissima, supra dilute *fulvus*, infra albicans. Mus sylvestris. Briss. Regn. anim. p. 170. vel Ejusd. Quadr. p. 120. n. 3. Vallm. de Bom. Dict. XI. p. 89. Cf. IX. 477. Dict. des anim. III. p. 661. Rat des bois.
v. B. u. M.

Die grosse Waldratte. T. LXXIX.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

unterscheidet sich von den eigentlichen Ratten eben so merklich, als die große Feldmaus von der gemeinen; es mußte daher ebenfalls einen eigenthümlichen Namen erhalten, welcher eigentlich eine große dicke Feldmaus bedeutet. Denn, in der That kömmt dies Thier so wohl in der Farbe, als in seinen natürlichen Gewohnheiten, den Feldmäusen viel näher, als den Ratzen; es ist auch stärker und schlimmer, als diese. Man unterscheidet es auch leicht an seinem rothen Haar, an dem sehr langen, kahlen Schwanz, an dem bogenförmigen Rückgrad, wie die Eichhörnchen habahen, die es aber an Dicke des Leibes noch übertrift, und an dem Knebelbart, welchen es mit den Katzen gemein hat. Erst seit neun oder zehn Jahren *) haben diese Thiere sich in den Gegenden um Paris verbreitet. Man weiß nicht, woher sie zuerst gekommen. Ihre Vermehrung aber gieng bis zum Erstaunen. Es ist aber nicht zu bewundern, da sie gewöhnlich zwölf, oft sechzehn bis achtzehn oder wohl gar neunzehn Junge hecken.

*) Von der Zeit an gerechnet, in welcher Herr v. Buffon dieses niederschrieb, also etwan in den Jahren 1738. bis 1740.

Die Oerter, wo man sie zuerst wahrgenommen, auch die Folgen ihrer Verwüstungen am ersten gefühlet, sind Chantilly, Marly la ville und Versailles. Herr le Roy, Aufseher des königlichen Gartens, war so gütig, uns eine Menge solcher, theils lebendiger, theils todter Thiere, mit seinen Anmerkungen über diese neue Thierart zu überschicken.

Die Männchen sind starkleibiger, kühner und bösartiger, als die Weibchen. Wenn man sie verfolget, oder greifen will, machen sie eine hurtige Wendung, um nach dem Stock oder nach der Hand, welche sie schlagen will, zu beißen. Ihr Biß pflegt nicht allein tief einzudringen, sondern auch durch eine darauf erfolgende starke Geschwulst, und weil die kleine Wunde lang offen bleibet, gefährlich zu werden. Sie vermehren sich dreimal im Jahre. Von einem Paar dieser Gattung werden also jährlich wenigstens drei Dutzend Junge gehecket, für welche das Weibchen ein bequemes Lager bereitet.

Einige natürliche Eigenschaften der Surmulots scheinen zwischen den Wasserratten und ihnen eine nahe Verwandschaft anzukündigen. Ohnerachtet man sie allenthalben antrift, so ist ihnen doch das Ufer eines

nes Gewässers, allem Anscheine nach, zu ihrem Aufenthalt am angenehmsten. Von den Hunden werden sie, gleich den Wasserratten, oder mit einer Hitze, welche der Wuth nahe kömmt, verfolget. Bleibt ihnen bei solchen Verfolgungen die Wahl übrig, ob sie lieber ins Wasser springen, oder sich in gleicher Nähe unter einem Dornbusch verkriechen wollen; so wählen sie allemal das Wasser, stürzen sich beherzt hinein, und wissen mit einer bewunderns-würdigen Leichtigkeit zu schwimmen. Dieses geschiehet besonders in dem Fall, wenn es ihnen unmöglich ist, ihre Löcher wieder zu erreichen. Denn sie graben, wie die großen Feldmäuse, Löcher in die Erde, oder verbergen sich auch wohl in einem verlassenen Kaninchenbaue. Man fängt sie leicht in ihren unterirdischen Wohnungen mit abgerichteten Wieseln, welche sie eben so stark, als die Kaninchen, verfolgen, und ihnen so gar noch hitziger nachzuspüren scheinen.

Den Sommer über leben diese Thiere gern auf dem Felde, wo sie von Früchten und Korne sich nähren; doch sind sie dabei keine Verächter des Fleisches. Kleine Kaninchen, junge Rebhüner, und ander junges Federvieh, sind nicht vor ihren räu-

berischen Anfällen gesichert. In Hünerhäusern, wenn sie dahin gelangen, machen sie es nicht besser, als der Iltis. Da würgen sie viel mehr, als ihre Bedürfnisse fordern.

Gegen Ende Novembers entfernen sich die Mütter und ihre Jungen, und überhaupt alle jungen Surmulots vom Felde. Sie ziehen alsdann scharenweise nach den Scheuern, wo sie unersetzlichen Schaden stiften. Sie zerbeißen das Stroh zu lauter Häksel, zehren viel Korn auf, und verderben alles Uibrige durch ihren Unrath. Die alten Männchen bleiben auf dem Feld, und wohnen, jedes allein, in seinem Loche. Im Herbste pflegen sid daselbst, wie die großen Feldmäuse, ein Eicheln- und Buchecker nmagazin anzulegen, das Loch damit bis oben an den Rand anzufüllen, ihren Aufenthalt selbst aber am Boden zu nehmen.

Die Erstarrung im Winter ist ihnen nicht, wie den Siebenschläfern, eigen. Schöne Wintertage locken sie allemal hervor aus ihren Löchern. Die Surmulots, welche sich in Scheuern aufhalten, vertreiben aus denselben die Ratzen und Mäuse. Man

hat sogar, seit ihrer starken Vermehrung um Paris wahrgenommen, daß es jetzo daselbst lange nicht mehr so viel Ratzen giebt, als vor diesem.

Anhang

nach Herrn Daubenton.

Obgleich der Sürmülot in Ansehung der Bildung seines Körpers mit den Ratten viel Aehnlichkeit hat, so unterscheidet er sich doch von ihnen, so wohl in der mehrern Größe, als im erhabnen Bogen des Rückens, der beim Ausgange des Schwanzes anfängt, und nahe beim Hals, in der Schultergegend, sich endigt. Er hat einen langen Kopf, eine dünne Schnauze und sehr kurze Unterkinnbacken; breite, rundlichte Ohren; schwarze, große, runde, sehr hervorstehende Augen; auf dem Fell unterschiedene braune, rothfahle, aschfarbige und graue Schattirungen, an den Seiten des Kopfs eine gelblichte Farbe, mit grauen, aschfarbicht braunen Einsprengun=

gun=

zungen. Am Hals, an der Brust und am Bauch ein schmutziges Weiß mit einer leichten Schattirung von Aschfarbe. Die längsten Haare sind ohngefähr einen, die Borsten des Knebelbartes beinahe zween Zolle lang, die Pfoten weiß, mit einem sehr kurzen Haar überwachsen. Der Schwanz ist mit kleinen Schuppen in eben der Ordnung, wie bei den Ratten, bedecket, zwischen welchen man ebenfalls kurze Haare bemerket. Herr Daubenton hat auf einem 6 Zoll und 3 Linien langen Schwanz einer solchen Waldratte zwei hundert solcher schuppichten Ringe gezählet. Der Daumen an den Vorderpfoten ist eben so kurz, als bei den Ratten, an den Hinterpfoten aber wohl gebildet.

Das Geribbe des Sürmülot gleicht beinahe völlig dem Rattengeribbe, so wohl in der Anzahl und Figur, als in der Lage der Knochen und Zähne.

XXIV.

XXXVI.

Das Murmelthier *).

Unter allen neuen physikalischen Schriftstellern ist Gesner derjenige, welcher die Naturgeschichte noch am allermeisten durch umständliche und genaue Beschreibun-

*) La Marmotte. Lat. Mus alpinus nach dem Plinius. Ital. Murmonte. Marmotta. Marmontana, und nach Gesners Bericht in einigen ital. Gegenden Varosa. In Deutschland und in der Schweiz Murmelthier, Murmentle, Mistbellerle nach Gesnern; bei den Graubündnern, Montanella, nach dem Gesner. Polnisch Bobak Swisfetz nach Rzacz. Im alten Französischen Marmontain, Marmontaine, Marmontane Schwed. Mormeldiur.

Mus Alpinus. Gesner. Quadr. 743. Icon anim. p. 108.

— — Plinii, Marmotta. Italis. Raji Syn. Quadr. 221.

Mus

Das Murmelthier. Tab. LXXX.

Büff. N. d. Vierf. T. IV. T.

bungen erweitert hat. Er wußte mit einer großen Gelehrsamkeit eine richtige Beurthei-

Mus cauda elongata, nuda, corpore rufo, Marmota. Linn.
Glis Mirmota Italis, Mus Alpinus Plinii Klein. Quadr. p. 56.
Glis pilis è fusco & flavicante mixtis vestitus. Marmotta alpina. Briss. Regn. anim. p. 165.
A. d. V.

Hallens Thiere p. 421. n. 1. Murmelthier. Gr. ἀρκτόμυς. Bärmaus. Müller l. c. p. 341. n. 7. Bekm. Naturg. p. 21. Meyers illum. Thiere I B. p. 50. Tab. 81. Altmanns Helvet. Eisgeb. p. 199. &c. Bergdachs. D. Merkleins Thierreich p. 132. Alpenmans, Alpenrätze, Bergratze. Cf. Abhandlung von den Murmelthieren, aus dem Nouvelliste œcon. & litteraire XXIX. Theil April — Jun. 1759. p. 143. bis 149. im Hamburg. Magaz. XXIV. B. 419 — 431. Hamb. Journ. II. B. 1765. p. 818. Bonnets Betr. der Nat. Neue Aufl. p. 502. &c. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre III. B. p. 538. Kraschenimikows Kamtschatka p. 119. Jablonsky's Lex. 923. Ludovici Handlex. III. 2269. Klein Hist. nat. Muris Alpini in Historiæ avium Prodromo. p. 230. oder in der Vorbereitung zur Vögelhist. p. 415. Mannigfaltigk. I. B. p. 617. &c. Ephem. Nat. Cur. Dec. II. An. IV. p. 238. Abh. der R. Kais. Ak. der Naturf. I. B. 1755. p. 291. &c. Büchneri Miscell. physmed. mathem. An. 1728. p. 804. Der Arzt. N. Aufl. I. B. S. 469. Geographie de Suisse &c. par Mr. Faesi 1765. Philos. Transact. abrigd. Vol. VI. P. III. p. 12. Geoffr. mat. med. VIII. 191. Mus Alpinus offic. Schroederi 303. Dalech. Pharm. 446. Jonst. Quadr. p. 117.

theilungskraft und gründliche Einsichten zu verbinden. Aldrovand ist nicht viel mehr, als sein Ausleger. Die Naturkenner von geringerem Range hat man blos als Abschreiber des berühmten Gesner zu betrachten. Wir entlehnen von ihm ohne Bedenken die historischen Umstände, die zur Geschichte des Murmelthieres gehören. Als Thiere seines Landes *), hat er sie besser gekannt, als wir, ob wir gleich einige, so wie er, im Hause erzogen haben. Unsere Beobachtungen treffen mit demjenigen genau überein, was er von diesen Thieren schreibet; es ist also außer Zweifel, daß alles, was er noch außer diesem an ihnen

117. T. 67. Aldrov. Quadr. p. 445. Charlet. Onom. p. 18. n. IX. Ejusdem. Exerc. p. 19. Hermann. Cynof. 735. Mus montanus. Mathiol. in Diosc. II. c. 63. Wagner Helv. 179. Abhandl. der Pariser Akademisten zur Naturg. der Thiere II. B. p. 203. &c. Briss. quadr. p. 116 und 117. Marmotta polonica & Alpina. La Marmote de Pologne & des Alpes, n. 6. 7. Rzacz Hist. nat Pol. 233. Ejusd. Auctuar. 327. Vallm. de Bom. Dict. VI. p. 525. Dict. des Anim. III. pag. 28. 29. Kram. Austr. p. 317.

M.

*) Gesner war ein Schweizer, und einer von denen, auf welche seine Nazion stolz zu seyn Ursach hatte.

ihnen bemerket hat, eben so richtig seyn werde.

Ein jung gefangenes Murmelthier läßt sich besser, als irgend ein anderes, und fast in eben dem Grad, als unsere Hausthiere zähmen. Es lernet, ohne viel Bemühung, einen Stock angreifen, allerhand poßirliche Stellungen machen, Tanzen, und der Stimme seines Herrn in allem gehorchen. Mit dem Hunde lebt es, gleich den Katzen, in beständiger Feindschaft. So bald es anfängt, sich in einem Hause zu gewöhnen, und an seinem Herrn einen Beschützer zu haben vermeinet, pflegt es, in Gegenwart seines Herrn, die größten Hunde anzufallen, und zu beißen. Ohne völlig die Größe des Hasen zu haben, ist es doch weit vollstütziger, und verbindet mit einer nicht geringen Geschmeidigkeit eine große Stärke. Die vier Vorderzähne der Kinnbacken sind bei ihm lang und stark genug, tiefe Wunden beizubringen. Es pfleget nur blos die Hunde anzufallen, und niemanden, der es nicht mit Gewalt reizet, zu verletzen. Hat man es nicht beständig unter den Augen, so benaget es Meubeln und Zeuge, und frißt sich so gar durch Holz, wenn man es einsperret. Da es nur mit sehr kurzen Schenkeln, und fast

eben solchen Zehen, wie der Bär, versehen ist, so sitzt es auch, wie dieser, oftmals aufrecht, und kann eben so leicht auf den Hinterfüßen einhergehen. Es führet alles, was es mit den Vorderpfoten erhaschet, zum Maule, und frißt, wie das Eichhorn, in aufrechter Stellung. Es läuft mit einer ziemlichen Fertigkeit in die Höhe, auf den Ebenen aber gehet es langsam. Es klettert auf die Bäume; steiget auch zwischen zwo Felsenwänden, oder zwo neben einander stehenden Mauern hinauf, ja man erzählet sogar, daß einige dieser Thiere von den Savoyarden abgerichtet würden, die Schornsteine hinauf zu klimmen, und so den Dienst eines Schornsteinfegers zu verrichten.

Sie fressen alles, was man ihnen vorlegt, Fleisch, Brod, Obst, Wurzeln, Küchenkräuter, Kohl, Käfer, Heuschrecken ꝛc. nichts aber mit mehrerer Begierde, als Milch und Butter. Ihr Trieb zu stehlen, ist nicht so stark, als bei der Katze; doch suchen sie gern in die Milchbehältnisse zu kommen. Sie saufen die Milch im Uibermaße, und murmeln dabei aus Wollust, wie eine schmausende Katze. Uibrigens ist auch die Milch das einzige ihren Geschmack

be-

befriedigende Getränke. Wasser saufen sie nur selten, den Wein verschmähen sie gänzlich.

In der Bildung des Körpers zeiget das Murmelthier viel Ähnlichkeit mit den Bären und Ratzen. Dennoch hat man es nicht für den Arktomys oder für die Bärenratze, (Rat-ours) der Alten, wie unter andern Schriftstellern auch Perrault gethan, zu halten. Die Nase, Lefzen, und Gestalt des Kopfes, sind wie beim Hasen, Haar und Nägel, wie beim Dachs, die Zähne, wie beim Biber, der Knebelbart, wie bei der Katze, die Augen wie beim Siebenschläfer, die Pfoten, wie beim Bär beschaffen. Außerdem ist es mit einem kurzen Schwanz und Stutzohren versehen. Auf dem Rücken hat es ein braunrothes Haar, an einer Stelle dunkler, als an der andern. Dieses ziemlich spröde Haar ist am Bauche röthlich weich und dichte.

Wenn das Murmelthier spielet, oder man ihm liebkoset, so läßt es eine Stimme, wie das Murren eines jungen Hundes von sich hören; erzörnt man es aber oder setzt es in Schrecken, so ist seine Stimme dann ein durchdringendes und scharfes, dem Ohre beschwerliches Pfeifen *). Es lie-

*) Einige Schriftsteller behaupten, daß man dieses Pfeifen auch alsdenn häufig wahrnehme, wenn

liebet die Reinlichkeit, und begiebt sich, wenn die Nothdurft es dringet, wie die Katze, auf die Seite, dabei hat es aber, gleich den Ratzen, besonders im Sommer, einen überaus starken Geruch, der es uns widrig machet. Im Herbst ist es ungemein feist. Es hat, außer einem sehr großen Netze, 2 fettige dicke Faltenmagen, wie der Siebenschläfer. Inzwischen ist diese Feiste nicht gleich an allen Theilen des Körpers. Auf dem Rücken und auf dem Kreuze setzet sich mehr festes und dichtes Fett an, als an den übrigen Theilen. Dies Fett gleichet einigermaßen dem Fleische der Kuheiter. Das Murmelthier würde daher ein gutes Essen seyn, wenn es nicht immer etwas von dem ihm eignen Geruch behielte, welchen blos das stärkste Gewürze versetzen kann.

Am liebsten hält sich dieses Thier in den Gegenden des Schnees und Eises. Man findet es auch nirgend anders, als auf

wenn unbeständig Wetter einfällt, oder das gute Wetter in schlimmes übergehen will. Weil sie bei merklichen Veränderungen des Wetters oft eine Art beschwerlicher Gliederschmerzen zu bilden hätten, welche ihnen diese Töne der Angst auspresseten. S. Mannigfalt. 1, 623. M.

auf den höchsten Bergen. Dennoch ist es dem Zufall, im Froste zu erstarren, mehr als irgend ein ander Thier, unterworfen. Gegen Ende des Septembers, oder gegen Anfang des Oktobers, verbirgt sich's gemeiniglich in seine unterirdische Wohnung, und kömmt eher nicht, als mit Anfange des Aprils, wieder zum Vorschein. Ihre Wohnung ist sehr vorsichtig, auch die innere Einrichtung derselben nicht ohne Kunst angelegt. Beim Anfang ist sie geräumig, nicht so breit als lang, aber so tief, daß ein oder mehr Murmelthiere, ohne die Luft ihrer Wohnung zu verderben, sich bequem darin aufhalten können. Ihre Füße und Nägel scheinen dazu gemacht zu seyn, die Erde zu durchwühlen. In der That thun es auch die Murmelthiere mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit. Den Unrath, welchen sie etwa beim Aufgraben der Erde vorfinden, pflegen sie hinter sich hinaus zu werfen. Ihre Höle ist kein Loch, kein gerader oder Windelgang, sondern vielmehr eine Art von Gallerie, gleich einem griechischen Y gebildet, dessen beide Aeste, jeder besonders, eine Oeffnung haben, und sich in einen Sackzipfel endigen, in welchem sie besonders sich aufhalten. Die Anlage hierzu machen sie an den abschüßigen

Stellen eines Berges. Der Sackzipfel befindet sich allein auf ebenem Boden. Der untere Ast von diesem Y läuft vom grossen Sackzipfel nach unten zu, wohin sie, als nach dem niedrigsten Theil ihrer Wohnung, ihren Unrath schaffen, dessen Feuchtigkeiten unten bequem ablaufen können. Der obere Ast des griechischen Y ist ebenfalls etwas abhängig, aber doch erhabener, als der übrige Theil der Höle. Dies ist eigentlich die Oeffnung, wodurch sie ein- und ausgehen. Ihr Aufenthalt selbst ist mit Moos und Heu nicht allein bestreuet, sondern auch allenthalben tapeziret.

Die Murmelthiere sammlen von diesen Bedürfnissen im Sommer einen reichlichen Vorrath. Man will sogar behaupten, daß an dieser Arbeit alle Murmelthiere mit vereinigten Kräften Theil nehmen. Einige sollen die zartesten Kräuter abbeißen, andere dieselben in Haufen bringen, hernach aber alle, eins um das andere, den Dienst einer Fuhrmaschine versehen, um sie nach ihrem Lager zu führen. Eins legt sich, wie man vorgiebt, auf den Rücken, läßt sich mit Heu beladen, strecket, statt der Wagenrungen, seine Pfoten in die Höhe, und läßt sich hierauf durch die andern fortschlep-

schleppen, die an dessen Schwanze ziehn, zugleich aber alle Vorsicht anwenden, das Fuhrwerk nicht umzuwerfen. Dieses oft wiederholte Reiben macht man zur Ursach, warum fast bei allen diesen Thieren das Haar auf dem Rücken wie abgeschabt erscheinet. Zwar ließe sich hiervon auch dieses zur Ursach angeben, daß diese unter der Erde wohnende Thiere unaufhörlich beschäftiget sind, sie durchzuhölen; und das wäre schon allein hinlänglich, ihren Rücken kahl zu machen. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist gewiß, daß die Murmelthiere zusammen wohnen, und an ihrem Aufenthalt gemeinschaftlich arbeiten. Wenigstens drei Viertheile ihres Lebens pflegen sie daselbst hinzubringen. Bei Ungewitter und Regen, oder bei vorfallender Gefahr, nehmen sie dahin ihre Zuflucht. Nur an den schönsten Tagen verlassen sie ihre Wohnung, ohne sich doch weit von selbiger zu entfernen. Eines von ihnen muß alsdann, auf einem erhabenen Felsen sitzend, Wache halten, wenn die andern indessen auf grünen Rasen spielen, oder sich mit Heumachen beschäftigen. So bald ihre Schildwach einen Menschen, einen Adler, einen Hund ꝛc. wahrnimmt, giebt sie den andern durch Pfeifen eine Warnung, und

geht unter allen am spätesten zurück in die Höle.

Es ist nicht unter ihnen gebräuchlich, ein Wintermagazin anzulegen: vielleicht sehn sie vorher, daß es ihnen unbrauchbar seyn würde; so bald sie aber die Annäherung der Jahreszeit bemerken, in welcher sie dem Zustand ihrer Erstarrung sich nähern, ist ihre erste Sorge dahin gerichtet, beide Oeffnungen ihrer Wohnungen zu verwahren. Dies thun sie mit so vieler Genauigkeit, und verschließen sie dermaßen, daß es an jedem andern Orte leichter seyn würde, das Erdreich aufzubrechen, als an den Stellen, welche sie vermauert haben, Sie sind alsdann sehr feist, und einige haben um diese Zeit wohl 20 Pfund am Gewichte. Ein Vierteljahr lang bleiben sie wohl in dieser Verfassung, ihre Fetigkeit aber nimmt allmählig ab, und gegen das Ende des Winters sind sie mager.

Wenn man ihre Wohnung entdeckt, so findet man sie alsdann in kugelförmiger Gestalt fest zusammen gerollt, und im Heue vergraben. Sie können so erstarrt, wie sie sind, weggetragen, und so gar getödtet werden, ohne daß sie es zu empfinden scheinen. Die feistesten werden zur Speise, die jüngsten zum Zähmen und

Abrichten genommen. Wenn die Wärme stufenweise zunimmt, werden sie dadurch, wie die Siebenschläfer, von neuem belebet. Die gezähmte und in Häusern an warmen Oertern lebende Murmelthiee wissen gar nichts von Erstarrung. Man findet sie den ganzen Winter hindurch so voller Leben, als in den übrigen gelinden Jahreszeiten, Es wäre überflüßig von der Erstarrung der Murmelthiere das zu wiederholen, was in der Geschichte des Siebenschläfers bereits weitläuftig davon gesaget worden. Die einige Ursache besteht in Erkältung des Blutes. Man hat schon vor uns wahrgenommen, daß in diesem Zustande der Erstarrung sowohl der Kreislauf, als alle Absonderung des Blutes, ungemein langsam von statten giengen, auch das Blut, weil es keinen Zufluß aus einem neuen Nahrungssaft erhält, aller flüßigen Theile beraubt wäre *). Uibrigens ist es noch sehr zweifelhaft, ob die Murmelthiere wirklich 7 oder 8 Monate hindurch, nach der Meinung fast aller, welche von ihnen geschrieben haben, allezeit und beständig erstarret sind. Ihre unterirdische Wohnungen sind sehr tief, und ge-

*) S. Philosoph. Transact. n. 397.

gemeiniglich stark bevölkert. Es muß also anfänglich sich noch viel Wärme darin erhalten. Sie können auch von den Kräutern fressen, die sie zusammen getragen haben. Herr Altmann versichert sogar, am angeführten Orte, daß die Jäger 3 Wochen oder einen Monat lang die Murmelthiere in ihren Hölen ließen, und sich hüteten, sie bei gelindem Wetter oder warmem Wind auszugraben, weil ohne diese Vorsicht die Murmelthiere leicht erwachten, und in die Erde tiefer eindrängen. Oefnet man hingegen ihre Schlupfwinkel bei strengem Froste, so soll man diese Thierchen in einem tiefen Schlafe begraben finden, und in diesem Zustand ohne Mühe wegtragen können *). Man darf also wohl sa-

*] Weil sie nichts im Winter genießen, so pflegen sie auch nichts von sich zu geben, daher auch ihr Blinddarm mit ringförmigen Klappen versehen ist, welche den geringen Vorrath von Unreinigkeiten bis zu ihrem Erwachen im Frühjahr zurück behalten. So bald sie den ersten Frost empfinden, gehen sie, wie man sagt, zu einer Quelle. Hier trinken sie so viel und so lange, bis das Wasser, wenn sie es durchs Erbrechen von sich geben, so klar und rein von ihnen gehet, als sie es hinterschlucken. Hierzu werden sie von einem natürlichen Instinkt angetrieben, um die Fäulniß zu hindern, welche die Unreinigkeiten des Magens die gan-

ze

sagen, daß es mit ihnen überall eben die Bewandniß, als mit den Siebenschläfern habe, und daß der Aufenthalt in einer Himmelsgegend, wo es länger Winter bleibet, auch die Ursach ihrer anhaltendern Erstarrung sey *).

Diese Thiere bringen im Jahr nur einmal Jungen, an der Zahl gemeiniglich drei oder viere **). Sie wachsen geschwinde, und

ze Zeit über, da sie erstarrt liegen, verursachen könnten. S. Eben. S. 634.
M.

*) Wenn die Zeit ihres Erwachens da ist, sieht man sie vergnügt aus ihren Hölen hervorkommen Der Trieb der Natur reizt sie nun, sich zu paaren. Sie bezeigen sich dabei ungemein vergnügt, scherzhaft und lustig. Bald springen sie auf die Stämme von abgehauenen Bäumen und stürzen sich wieder herunter; bald gehen sie, wie kleine Bären, auf den Hinterfüßen und lassen ihre Stimme, bald wie das Bellen eines kleinen Hundes, bald in scharfen, pfeifenden Tönen hören. Ebend. M.

**) Die Mutter säugt ihre Jungen so lange, bis sie stark genug sind, an andere Nahrung sich zu gewöhnen. Alsdann führet sie selbige aus der Grube heraus, begleitet sie auf die Wiesen, um ihnen ihr Futter anzuweisen und be-

und pflegen ohngefähr 9 oder 10 Jahre zu leben. Aus diesem Grund ist ihr Geschlecht weder sehr zahlreich, noch in vielen Gegenden zu finden. Die Griechen haben sie nicht gekannt, wenigstens ihrer nicht erwähnet. Unter den Lateinern hat Plinius, unter dem Namen Mus alpinus oder Alpenratze, zuerst von ihnen geredet. Unter den verschiedenen Ratzenarten der Alten, ist auch in der That keine merkwürdiger, als das Murmelthier. Keine wohnt so wie dieses, auf den höchsten Gipfeln der Berge. Die andern pflegen sich in den Thälern, wenigstens nur auf Hügelspitzen, oder auf den vordern Bergen, aufzuhalten. Keine waget sich zu der Höhe, wo die Murmelthiere wohnen, die sich niemals zu niedrigen Gegenden herablassen, und die Ketten der Alpen vorzüglich zu lieben scheinen, wo sie, dem Ansehen nach, die

bedienet sich der Vorsicht, sie anfänglich nicht weit zu führen, um keines von ihren Kindern einzubüssen. Dennoch werden sie oft von den Savoyarden erhaschet und hieraus werden dann die zahmen Murmelthiere gebildet und abgerichtet, welche sie hernach in fremde Länder zur Schau herum führen. Ebend. S. 626.

M.

die freie Lage gegen Mittag und Morgen der Lage gegen Mitternacht und Abend vorziehen. Indessen findet man einige, sowohl auf den apenninischen, und pyrenäischen, als auch auf den höchsten Gebirgen Deutschlandes.

Der Bobak in Polen *), dem Hr. Brisson **), und nach ihm die Herren Arnault von Nobleville und Salerne ***) den Namen des Murmelthiers gegeben haben, unterscheidet sich von diesem Thiere sowohl durch die Farbe des Haares, als durch die Anzahl der Zehen, deren man fünf an den Vorderfüßen zählet. Der Nagel des Daumens steht unter dem Fell hervor und innerhalb desselben findet man die beiden Glieder der fünften Zehe, welche den Murmelthieren gänzlich fehlet. Der Bobak, oder das polnische Murmelthier, der Monax oder das kanadensische Murmelthier

*) S. Rzacz. Auct. Hist. nat. Polon. p. 327.

**) Regn. Anim. p. 165.

***) S. Hist. Natur. des animaux par Messrs. Arnault de Nobleville & Salerne. Par. 1756. Ein sehr nützliches Werk, in welchem die Verf. die historischen Umstände mit eben so viel Sorgfalt, als Wahl gesammlet haben.

thier, der Kavia, oder das bahamische Murmelthier und der Krizet (Cricetus) oder das straßburgische Murmelthier sind also vier, vom Murmelthier der Alpen ganz unterschiedene Gattungen.

Erster Anhang.

nach Herrn Daubenton.

Obgleich das Murmelthier im Winter, wie der Siebenschläfer, die große und kleine Haselmaus erstarret oder in einen tiefen Winterschlaf versinket; so ist es doch, in Absicht der Einrichtung seiner innern Theile von benannten Thieren mehr unterschieden, als von den Ratzen, gemeinen Mäusen, großen Feldmäusen u. s. w. In Ansehung der äußern Bildung ist es dagegen von beiden Thierarten desto merklicher ausgezeichnet. Es gleicht gewissermaßen den Hasen und Kaninchen in seiner kurzen dicken Schnauze, in der Bildung des länglicht geformten und in der Stirngegend gebogenen Kopfes. Doch sind sowohl die Stirn, als der obere Theil des Kopfes, breiter und platter, als bei diesen

sen. Die Augen haben ihre Lage, wie beim Hasen, an den Seiten des Kopfes. Die zum Theil gespaltne Oberlefze ist bis an die Scheidewand der Nasenlöcher eingekerbt und bildet einigermaßen den Schnabel des Hasen. Die Ohren sind aber ganz anders, als bei den Hasen und Kaninchen beschaffen. Sie sind nicht einmal so lang, als an der Ratze und kaum über dem Haare sichtbar, ohnerachtet es auf dem Kopf sehr kurz und nur an der Backengegend merklich verlängert erscheinet. In dieser ungleichen Länge des Haares liegt auch der Grund von einer falschen und scheinbaren Erhöhung an jeder Seite des Kopfes.

Die Unterlefze ist viel kürzer, als die obere, der Hals besonders kurz; der Leib dick und sehr gedrungen, das Kreuz platt, der Schwanz gemeiniglich horizontal nach hinten gerichtet und mit langen Haaren versehen. Die an sich kurze Beine scheinen desto kürzer zu seyn, da sie das Thier niemals gehörig ausstrecket und sowohl die Vorder = als Hinterwurzel sich völlig an der Erde befindet. Die Vorderfüße sind ein wenig einwärts gebogen und vierzehich. Die Hinterfüße haben fünf Zehen und gehen ein wenig auswärts. Wenn das Thier

stille

stille steht oder ruhet, so ziehet sichs zum Theil in eine Art von Knaul zusammen. Der Rücken ist stark gebogen. Brust, Bauch und Schwanz schleppen auf der Erde. Der Kopf ist gegen die Brust geneigt. Die Schnauze berühret die Vorderfüße, der Schwanz legt sich an den Seiten des Körpers an. Oft verläßt es diese Lage und richtet seinen Kopf in die Höhe. Dann scheint es etwas Verschlagenes in seiner Gesichtsbildung zu haben, wiewohl seine dicke Schnauze doch immer einen Herold seiner Dummheit ausmachet.

Die obern Theile des Körpers und die Weichen sind an den Murmelthieren gemeiniglich schwarz, mit Grau und Aschfarbe gemischet. Denn man bemerkt an ihnen zweierlei Arten von Haaren. Einige sind lang, steif und schwarz, andere kurz, weich, aschfarbig und grau, also eine Art von Milchhaaren. Die Seiten des Kopfes erscheinen zum Theil grau, zum Theil schwärzlich, die Ohren grau, die Spitze der Schnauze, der untere Theil des untern Kinnbackens und des Halses; die Vorderbeine, der untere Theil und die Seiten der Brust, der Bauch, die innere Seitenfläche des Schenkels, des Beines und die vier Füße roth, mit Schwarz, Grau und Asch-

Aschfarb untermischet, weil das Milchhaar eine aschgraue, die steifen langen Haare hingegen eine schwarzgraue, rothfahle Farbe haben. Die schwarze Haare des Schwanzes fallen an einigen Stellen ins Braunröthliche. Die lange Nägel sind spitz und schwärzlich. Unter den Füßen befinden sich dicke Knollen, drei hinter den Zehen der Vorderfüße, zween unter ihrer Wurzel, neben einander, fünf unter dem Hinterfuße.

Der Kopf des Geribbes hat viel Aehnlichkeit mit den Köpfen der Wasserratte, des Kampagnol, Siebenschläfers, der großen und kleinen Haselmaus, in der vornehmsten Bildung der Knochen sowohl, als in der Anzahl, Gestalt und Lage der Zähne. Vorn sitzen in jedem Kinnbacken zween lange Schneidezähne. Die obern beiden sind etwas kürzer, als die untern, und haben auf ihrer Vorderfläche die Farbe der Pomeranzen. Der obere Kinnbacken hat an jeder Seite fünf, der untere vier Backenzähne; die zusammen zwei und zwanzig Zähne machen. Die untern Kinnbackenzähne sind nicht so spitzig, als die obern.

M.

Zweiter Anhang.

A. Nutzen der Murmelthiere.

Das Fett der Murmelthiere wird in ihrem Vaterlande statt des Oels, wenigstens auf dem Lande, verbrennt und, gleich dem Bärenfett, als ein vortrefliches Hausmittel wider schmerzhaftes Gliederreissen gebrauchet.

Am Fleische bemerkt man zwar, daß es stark nach Wild schmecket; allein die Leute, welche diese Thiere fangen und schiessen, pflegen doch gern davon zu essen. Man macht aus ihren vier Vierteln eine Art von kleinen Schinken, pöckelt sie eine Zeitlang ein, und hängt sie hernach zum Räuchern in den Schorstein, und man will versichern, sie wären alsdann von gutem Geschmacke.

Das Fell der Murmelthiere giebt einen guten Futterpelz, und aus dem Balge der erschossenen werden in Savoyen, wenn er nicht auf dem Rücken zu sehr abgerieben ist, Muffen verfertigt. Die Korä ken in Kamtschatka brauchen ihre Häute zur Kleidung und sie werden für eine bequeme, leichte und doch warme Tracht gehalten. Herr Steller vergleicht die Pelze aus dem Rücken der Murmelthiere mit den sprenglichten Federn der Vögel, besonders wenn man in einiger Entfernung sie erblicket.

Ein ökonomischer Nutzen der Murmelthiere ist noch dieser, daß sie nach obiger Bemerkung S. 387 *) durch ihr Pfeifen den Regen und die Abänderungen des Wetters allemal vorher ankündigen.

B) Die Murmelthierjagd.

Die Bauern jagen oder fangen diese Thiere auf unterschiedene Art, auch zu verschiedener Absicht. Entweder um sie zahm zu machen und auf Reisen zu führen, oder um sie zu essen, und sowohl das Fett, als den Balg zu nutzen. Zu der ersten Absicht pflegen sie dieselben ganz jung zu erhaschen, wenn sie von den Müttern

aus

aus der Höle geführet werden. Sie lassen sich alsdann leichter zahm machen und nach Belieben abrichten, um in fremden Ländern eine desto lächerliche und einträglichere Rolle zu spielen.

Wenn es blos darauf ankömmt, diese Thiere zum Genuß oder zum ökonomischen Gebrauch zu haben; so werden sie von den Bauern entweder geschossen, oder zur Zeit ihrer Erstarrung von den Jägern aus den Hölen herausgegraben. Soll das erste geschehen, so pflegen die Bauern an denjenigen Orten, wo sie wissen, daß die Murmelthiere auf Nahrung ausgehen, sich im Buschwerk mit ihrem Gewehr zu verstecken. Glückt es hier dem Jäger, die Schildwache (S. ob. S. 391) zu treffen; so schießt er leicht auch noch andere, weil sie sich insgesamt auf die Wachsamkeit der ausgestellten Schildwache verlassen, und vor einem Schuß eben nicht sehr zu erschrecken pflegen. Sie müssen aber, wenn man sich ihrer gewiß bemächtigen will, mit einer Kugel, und zwar gerade vor den Kopf, geschossen werden. Bei jeder andern Verwundung suchen sie das erste, als das beste Loch zu erreichen, und sich daselbst unverzüglich einzuscharren. Daselbst müssen

sie zwar ohnfehlbar sterben, aber doch ohne in die Gewalt des Jägers zu gerathen.

Im Winter suchen die Bauern die Hölen der Murmelthiere auf und überraschen sie da im Zustande der Erstarrung. Sie gehen alsdann in Gesellschaft von dreien oder vieren, mit nöthigen Werkzeugen versehen, graben die Erde über der Grube auf und nehmen ohne Mühe die Murmelthiere hinweg, die sie darin schlafend antreffen. Oft ist noch ein ansehnlicher Vorrath von Heu in diesen Hölen zu erbeuten, der ihnen recht wohl zu statten kömmt, ihre Lämmer eine Weile damit zu füttern.

Den seltsamen Umstand mit dem Fuhrwerke der Murmelthiere S. 390 erzählen alle Schriftsteller einmüthig, aber nicht auf einerlei Weise. Plinius versichert, aber nur vom Hörensagen: „daß das Männ„chen und Weibchen der Murmelthiere sich „abwechselnd auf den Rücken legen, ei„nen Büschel getrocknet Gras und Kräuter „auf den Bauch nehmen, den Schwanz „darüber schlagen, das Ende desselben ins „Maul fassen, und sich mit dieser Fracht „von andern in die Höle schleppen lassen". Agrikola macht aus diesem Umstand schon eine ausführliche Geschichte, und seine Nachkommen haben sie noch mehr erweitert.

„Das

„Das Thierchen, sagt er, an dem die „Reihe ist, den Wagen vorzustellen, legt „sich ohne Weigerung auf den Rücken, „streckt alle vier Pfoten in die Höhe, und „die andere Thiere packen das Gras und „Heu zwischen dieselben, als zwischen die „Rungen eines Wagens. Diese Fracht „muß nun das Thier mit dem übergeschla„genen und angebissenen Schwanze fest„halten, und andere schleppen es mit sei„ner ganzen Ladung in die Hölen.„ So artig diese Geschichte sich hören läßt, so war sie doch dem Kardinal Polignak noch lange nicht auffallend genug beschrieben. Er hat also noch einen lustigen Zusatz angehänget. „Diese Thiere, sagt er, „füh„ren ordentliche Kriege mit einander. Da„bei giebt es, außer den Todten, auch „Gefangene. Wozu wären aber diese „wohl besser zu gebrauchen, als ihren „Uiberwindern die nothdürftigen Frohn„dienste beim Einfahren zu erleichtern? *)

 Der

*) S. Antilucretius L. VI. v. 185. &c. Ed. Par. 1746.

Baubaces patria dixerunt voce Poloni,
Vulpinum genus. — —
— in captivos dominorum provida miras
Saevitia exercet poenas; moesta agmina condunt
In

Der gelehrte Spon *) beschreibt dies Fuhrwerk wie seine Vorgänger, und von ihm scheint Herr von Buffon seine Schilderung desselben genommen zu haben.

Was Herr Beauplau im I. Bande seiner Beschreibung der Ukräne von den Bobaques meldet, verdient hier angeführt und näher beleuchtet zu werden. „Diese „Thiere, schreibt er, machen Hölen, wie „die Kaninchen, worin sie sich vom Wein-

„mo-

In foveis, coguntque omnes servire per annos,
Atque ubi tempestas, bruma veniente, rigescit
Et complenda manet secto cellaria foeno,
Protinus ad messem ducunt servata ferendam
Mancipia, inversisque solum premere atque supinis
Corporibus; tum crura jubent attollere sursum
Quatuor erectis perstent ut gramina palis.
Inde onerant, caudaque trahunt animantia plaustra
Erasaque vias miserorum tergore verrunt.

*] Les Rats des Alpes faisant provision l'été pour l'hyver du foin & d'autres herbes qui leur sont necessaires, pour s'en acquiter plus promtement, il y en a un qui sert de charete, se mettant sur le dos, les pattes en l'air et embrassant le foin, et un autre qui sert de charettier et le tire par la queue jusqu'à leur Tanniere; ce qui est cause qu'on leur trouve ordinairement le dos tout pelé.

„monat bis in den April verschliessen. Sie „bringen den ganzen Winter unter der Er„de zu, und verzehren, was sie im Som„mer gesammlet haben. Die Faulen un„ter ihnen werfen sie auf den Rücken, und „pflegen auf ihren Leib eine große Hand „voll dürres Gras zu legen. Etliche von „ihnen schleppen sodann den Faullenzer bis „an den Eingang ihrer Hölen, und sie „müssen ihnen statt der Schiebekarren die„nen. Ich habe ihnen oft ganze Tage mit „vieler Neubegierde zugesehen. Ihre Hö„len sind in Kammern abgetheilet. Etli„che davon brauchen sie, den gesammleten „Vorrath aufzuheben, andere, die Todten „zu begraben, u. s. w. Ihr Regiment „ist republikanisch eingerichtet. — — —

Wenn Hr. Beauplau hier, wie aus dem beschriebenen Fuhrwerk geschlossen werden könnte, von wirklichen Murmelthieren der Alpen redete; so würde seine Nachricht schon dadurch verdächtig, daß er diesen Thieren die so vielfältig bestätigte Eigenschaft, sich etliche Monate in einem mittleren Zustande zwischen Leben und Tod zu befinden, dadurch abspricht, weil er sie den Winter hindurch fressen, und ihre Todten begraben läßt. Da er indessen ihrem Fuhrwerk ganze Tage lang aufmerksam will

zugesehen haben, so ist es gefährlich, einem Augenzeugen ins Angesicht widersprechen zu wollen. Wir haben bereits oben S. 395 *) die Murmelthiere bei ihrem Erwachen und zur Zeit ihrer Paarung außerordentlich scherzhaft, poßierlich und lustig beschrieben. Vielleicht hat sie Herr B. in diesen scherzhaften Stunden vorzüglich beobachtet. Wer weiß nicht, was junge Katzen, Hunde u. a. m. in solchen Fällen für sonderbare Grimassen machen? wie sie sich auf den Rücken werfen, und oft etwas in die Pfoten nehmen, um damit zu spielen? wie die andern sie herum zerren, und was sie sonst für muthwillige Possen angeben? Ist es nicht wahrscheinlich, daß Herr Beauplan das, was er gesehen, ebenfalls für ein Spielwerk gehalten haben würde, wenn das Histörchen vom seltsamen Fuhrwerk der Murmelthiere seiner Einbildungskraft nicht schon zu tief eingedrückt gewesen? Denn in der That scheint er nur das vom Alpenmurmelthier unterschiedene polnische Murmelthier oder den Bobak (S. oben S. 397) beobachtet zu haben.

Im Nouvelliste Oekonomique werden die Murmelthiere als so geschickte Landwirthe beschrieben, daß man glauben sollte, die Menschen hätten blos von ihnen die Kunst,

Heu zu machen, zu laden und einzufahren gelernet. „Wenn sie, heißt es daselbst, „ihren Vorrath zusammenbringen wollen, „vertheilen sie sich in unterschiedene Trup„pen, jeder zu fünf oder sechsen, wovon „sich einige dahin, die andern dorthin wen„den. Finden sie unter Weges ein zum „Heumachen taugliches Pflänzchen; so schnei„den sie es mit den Zähnen ab und lassen „es auf der Erde trocknen. Einige Tage „nachher, wenn sie vermuthen, daß die „abgemäheten Kräuter genugsam getrock„net sind, gehen sie wieder hin, ihr Heu „zu wenden, damit es durchaus trocken „werde. Hernach bringen sie es auf Hau„fen und nun machen sie Anstalt zu dem be„schriebenen Fuhrwerk, wovon man hier „Wunder der Klugheit und Vorsicht er„zählet.

Allerdings muß es ein Vergnügen seyn, die Heuernte der Murmelthiere mit anzusehen, oder von ihnen ökonomische Vorsicht und Geschicklichkeit zu lernen. Es fehlt auch zur Bestätigung und Glaubwürdigkeit der ganzen Geschichte weiter nichts, als die kleine Bedingung, sie zu seiner Uiberzeugung, einmal selbst mit ansehen zu können. Der Anblick würde lustig seyn, wenn man einen beladenen Wagen sähe,

Dos-

dessen Gestelle der Rumpf, dessen Rungen die Pfoten, dessen Heubaum und Deichsel der Schwanz eines Thieres wäre.

Einige haben die Sache in einer glaubwürdigern Gestalt vortragen wollen und behauptet: „Die Murmelthiere legten die „Fracht auf ihren Rücken, schlügen den „Schwanz darüber, nähmen das Ende desselben ins Maul und trabeten so recht „sittsam nach der nahen Höle.„ — Allein schon Gesner nennet diese Beschreibung einen erdichteten Scherz eines witzigen Kopfes.

Wenn man auch erwäget, daß ein Thier nicht leicht aus langer Weile sich mühsamen Arbeiten unterziehet und unsre Langschläfer den Winter über keine Speise nöthig haben; so sehen wir nicht ab, warum sie mit so vieler Beschwerde Magazine von Heu zur Nahrung und zu ihrem Lager sammlen sollten? Ferner ist ja der Schwanz eines Murmelthiers nicht einmal lang genug, den Dienst eines Heubaumes zu verrichten. Ihr Vorrath von Kräutern, Gras und Heu würde auch unter der Erde leicht verderben und foglich zum Genuß untauglich werden. Uiberdies findet man in ihren aufgegrabnen Hölen weiter nichts, als ein wenig Heu, worauf sie liegen; das können sie aber leicht mit den Vorder-

pfoten fassen und so bis in die Höle tragen, da es ihnen so leicht wird, einige Zeit auf den Hinterfüßen zu gehen.

Daß auf ihrem Rücken das Haar zu gewissen Zeiten dünne wird, ist noch kein zulänglicher Beweis für die Unläugbarkeit ihres Fuhrwerkes. Man kann dies eben so natürlich daher erklären, daß die Thiere zuweilen ihre Haare verändern, und diese bei den Murmelthieren auf dem Rücken am leichtesten abgerieben werden können, weil sie oft in den niedrigsten Gängen ihrer Wohnung aus- und einkriechen. Sie sehen aber nur so lange kahl auf dem Rücken aus, bis die neuen Haare wieder lang genug wachsen, die ganze Haut völlig zu bedecken.

Es wäre mir leicht gewesen, zur Familie der Mäuse hier aus den Reisebeschreibungen der Herren Pallas, Gmelin und anderer, auch aus den neuern Actis Petropolitanis, noch unterschiedene merkwürdige Arten beizufügen; weil ich aber nach Vollendung der buffonischen Thiergeschichte noch einen besondern Ergänzungsband oder etliche dergleichen zu liefern gedenke; so schien es mir am rathsamsten, die Geschichte auch dieser neu entdeckten Thierchen bis dahin zu versparen. M.

Ende des vierten Bandes.

Inhalt

des IV. Bandes der Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere.

Seite.

1) Allgemeine Betrachtungen über die fleischfressenden Thiere 5
2] XIV. der Wolf. 77
Nachtrag zur Geschichte des Wolfes. 108
II. Anhang. Vom Nutzen und Gebrauch des Wolfes und einzelner Theile seines Körpers. 122
3) XV. der Fuchs. 127
Kurzer Anhang. Vom gegenwärtigen und ehemaligen Gebrauch der Theile des Fuchses. 156
4) XVI. der Dachs. 158
5) XVII. der Fischotter. 176
6) XVIII. der Hausmarder 187
Anhang nach Herrn Daubenton. 195
7) XIX. der Feldmarder. 201
Anhang nach Herrn Daubenton. 209
8) XX. der Iltis. 217
9) XXI. das wilde Wiesel 126
10) XXII. das gemeine Wiesel. 237
Anhang nach Herrn Daubenton 246
11) XXIII. das Hermelin. 250
Anhang nach Herrn Daubenton und andern. 256

12)

Seite.

12) XXIV. das Eichhörnchen. 265
Anhang nach Herrn Daubenton und andern. 275
13) XXV. die Ratte. 282
Anhang nach Herrn Daubenton u. and. 295
14) XXVI. die Maus. 304
15) XXVII. die große Feldmaus. 311
16) XXVIII. die Wassermaus. Wasserratte 322
17) XXIX. die kleine Feldmaus. Der Kampagnol. 328
Anhang nach Herrn Daubenton. 334
18) die XXX. Spitzmaus. 336
19) XXXI. die Wasserspitzmaus. 341
Herrn Daubentons Beschreibung der Wasserspitzmaus. 348
20) XXXII. der Siebenschläfer. 346
Anhang nach Herrn Daubenton. 360
21) XXXIII. die große Haselmaus. 362
Anhang nach Herrn Daubenton 366
22) XXXIV. die kleine Haselmaus 386
Anhang nach Herrn Daubenton. 372
23) XXXV. die große Waldratte. Sürmulot. 374
Anhang nach Herrn Daubenton 380
24) XXXVI. das Murmelthier. 382
Erster Anhang nach Herrn Daubenton. 399
Zweiter Anhang.
A) Nutzen der Murmelthiere. 403
B) Die Murmelthierjagd. 404

Nach-

Nachricht an den Buchbinder.

Die zu diesem Bande gehörigen Kupfertafeln werden folgenden Seiten gegenüber beigeheftet.

Tab.			Seite.
LVII	—	—	77
LVIII	—	—	127
LIX	—	—	158
LX	—	—	176
LXI	—	—	187
LXII	—	—	201
LXIII	—	—	217
LXIV	—	—	226
LXV	—	—	229
LXVI	—	—	237
LXVII	—	—	250
LXVIII	—	—	265
LXIX	—	—	282
LXX	—	—	304
LXXI	—	—	311
LXXII	—	—	322
LXXIII	—	—	328
LXXIV	—	—	336
LXXV	—	—	341
LXXVI	—	—	346
LXXVII	—	—	362
LXXVIII	—	—	368
LXXIX	—	—	374
LXXX	—	—	382

24. Bl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 4

Troppau 1785

H.nat. 94-3,4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075179-3
VD18 80114245